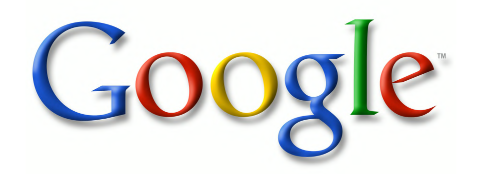
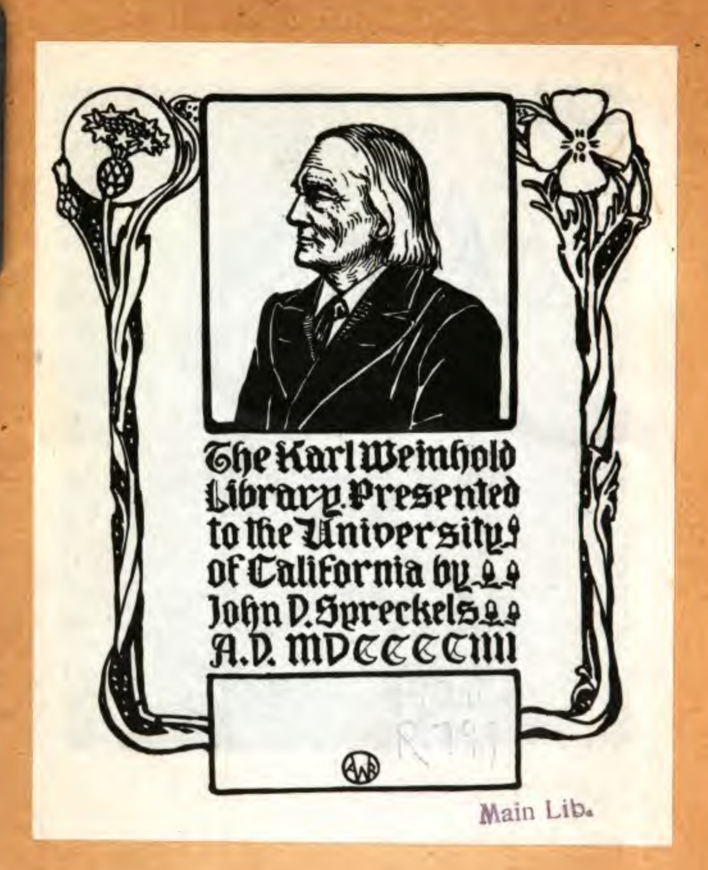




UC-NRLF
$B 280 981

K. Weinhold.



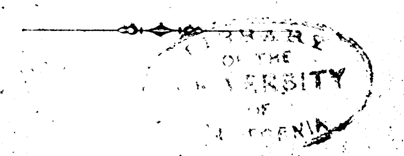
The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII
Main Lib.



aus dem steierischen Oberlande

von

P. K. Rosegger.



Graz, 1870.
Verlag der Actien-Gesellschaft Leykam.

Der edlen Frau

Therese Reininghaus

in dankbarer Verehrung

dargebracht

vom Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Sittenbilder.



Eingang.

Ich führe euch ein in das Volk, wie es in den Bergen der Steiermark lebt, denkt und empfindet. Und es wohnt ein edles Volk im Hochlande der herrlichen Steiermark, derb und rauh zwar, aber eigenthümlich und sinnig in seinen Sitten und Gebräuchen.

Im Geiste der Germanen liegt ein unerschöpflicher Quell von Poesie, und wie durch das ganze deutsche Volk, weht auch durch das Leben des Steirers eine eigene, hohe Dichtung, nicht gemacht und nicht aufgeschrieben, sich selbst erzeugend und fortpflanzend von Geschlecht zu Geschlecht, blühend, oft üppig wuchernd, wie die Rose unter dem Gesteine der Wildniß.

Dem Obersteirer ist ein herbes Los zu Theil; fernab von den Freuden der Kunst und den Segnungen der Wissenschaft gräbt er aus steinigem Boden sein trocken Stücklein Brot; das Wohlleben und die Herrlichkeiten der Erde kennt er nur aus den Märchen und Sagen der Großmutter.

Aber dem Landmanne ist zur Gefährtin die Poesie gegeben; — die herrscht in seiner Seele und verklärt sie und hält sie aufrecht in allen Lagen des Lebens. Sie ist entweder herüber gekommen aus der Urzeit als ein heilig Erbe der Väter, oder sie ist hervorgegangen aus der Religion und wirft dem Landmanne selige, trostreiche Stunden in sein armes Leben. Und dem Landmanne ist es gegeben, daß er die Sitten der Urväter mit dem Cultus der Christen vereinige;

darum hat er nebst dem Sacrament auf dem Altare seine Hausgötter, die er feiert und denen er opfert durch alle Zeiten des Jahres und des Lebens.

Ich bin ein Kind dieses Volkes, habe in seiner Mitte mehr als den vierten Theil eines Menschenlebens verbracht, hab' an seiner Sitte, an seinem Gemüth, an seinem Humor mich erfreut, habe selbst an seinen Hausaltären gekniet und mich geübt im Glauben und Aberglauben. Ich habe gesehen, wie meine Landsleute die Hauptmomente des Lebens feiern, ich hab' sie geschaut im Taumel der Leidenschaft und in den Tagen der Trübsal; ich hab' sie belauscht in den stillen Stunden des Glückes; ich bin ihnen gefolgt durch die Jahreszeiten von einem Feste zum andern.

Und endlich habe ich beobachtet, wie sie miteinander leben, und wie jeder Einzelne sein Dasein fristet da oben in den unwirthlichen Bergen.

So habe ich den Steirer kennen gelernt, wie er leibt und liebt, denkt und spricht, scherzt und singt, wie er fromm ist und sündigt.

Zwar läßt sein Culturzustand gar Vieles zu wünschen übrig, aber er ist theilweise durch die natürlichen und politischen Mißverhältnisse, die ihn umgeben, zu entschuldigen. Indeß wendet sich ja gegenwärtig das Los der Steiermark, und zwar durch eigene Söhne, zum Besseren.

Und so will ich es denn versuchen, durch dieses Buch mein halbvergessen Völklein hinzustellen vor das große Vaterland, nicht geschmückt und idealisirt, sondern g a n z w i e e s i s t. Es wird, hoff' ich, deshalb nicht allzuklein dastehen unter den Stämmen des deutschen Volkes.

Wesen und Walten

des obersteierischen Landmannes im Allgemeinen.

Dieses Buch beschäftigt sich nicht mit dem Lande der oberen Steiermark in topischer oder politischer Beziehung, sondern ausschließlich nur mit seinem Volke, wie es in und für sich lebt als eine abgeschlossene Welt im engen Kreise.

Sofort führe ich den Leser in das Haus eines oberländischen Bauers.

Es ist aus Holz gezimmert, mit Steinen untermauert und mit Brettern oder Schindeln gedeckt. Das Dach steht weit vor und läßt nur spärliches Licht durch die kleinen Fenster in das Innere. An die Hausthüre finden wir eine Menge Holzkreuzlein genagelt, und daneben den „christlichen Haussegen des heiligen Apostel Jacobus".

Wenn wir in das Vorhaus oder die Lauben treten, welche zugleich als Zeugkammer dient, so haben wir rechts den Eingang zum Keller und zur Mägdekammer, vor uns die Stiege auf den Dachboden und links die Stubenthür. Der Rauch, der uns aus dieser entgegenschlägt, bis er das über der Thür angebrachte Fensterlein findet, zeigt uns, daß wir in eine jener Wohnungen treten, in welchen Speisezimmer, Schlafkammer und Küche in Einem Raume vereiniget sind.

Es ist eine Rauchstube.

Auf dem Herde knattert ein lustiges Feuer, aus welchem der Rauch in den darüber angebrachten Rauchmantel (Feuerhut), aus Strohgeflecht und mit dichtem Lehm überzogen, emporwirbelt, unter demselben wieder hinaussteigt und den ganzen Oberraum der Stube überflutet, bis er endlich durch die stets offene Thüre und das Fensterlein über dieselbe in den Rauchfang steigt. Der Rauchfang ist im Vorhause angebracht, gewöhnlich aus vier Läden zusammengenagelt und muß, sowie alle Wände, um den Herd herum wegen des sich ansammelnden Rußes oft mit einem langen Besen gefegt werden. In der Nähe des Rauchfanges ist eine Asen zur Trockenlegung des Brennholzes angebracht.

Neben dem Herde steht der Backofen, in welchem allwöchentlich das Brot gebacken und das zum Mahlen bestimmte Getreide gedörrt wird.

Unter dem Backofen befindet sich der Hühnerstall, dessen Bewohner übrigens in der ganzen Stube, so weit es der Rauch erlaubt, freien Spielraum haben.

Dem Backofen gegenüber steht der Saukesselofen zum Absieden des Schweinefutters.

Der Fußboden oder das Flötz ist von dicken Brettern und nur um den Herd herum von Stein oder glatten Lehm. An der Stubenecke gegenüber dem Herd steht der Gesindetisch mit seiner breiten Brotlade. Ueber ihm an der Ecke ist ein Hausaltar angebracht. Derselbe besteht aus Heiligenbildern auf Glas gemalt mit schwarz angestrichenen Rahmen, aus einem rußigen Cruzifix von Pappe und aus geweihten Weidenzweigen vom letzten Palmsonntage her. Von der Herbstzeit, nachdem das Korn eingeheimst worden, bis zu den Weihnachten, befinden sich am Hausaltare auch drei volle Kornähren, Gott zum Dankopfer dargebracht. Auch der Pfarrer bekommt Korn

für die Wetterämter, die er jährlich für die Pfarrgemeinde zu lesen hat.

Rings an den Wänden sind Bänke angebracht und einige Fuß über denselben befinden sich Gestelle für verschiedene Hausgeräthe. Unter den Bänken haben die Knechte ihre Schubladen für Schuhnägel, Hammer, Zange u. dgl.

An einer dritten Ecke der Stube steht ein Bett, welches indeß mittelst einer Holzdecke zugedeckt, des Tages auch als Küchentisch verwendet wird. In diesem Bette schlafen entweder die Bauernleute, unter welchen der Bauer und die Bäuerin zu verstehen ist, oder ein paar Mägde. Unter diesem Lager ist noch ein zweites, in Form einer Schublade bereitetes Bettchen, in welchem die Kinder liegen.

Etwas weiter ab hängt in einem roth angestrichenen Uhrkasten eine Schwarzwälderuhr.

Neben dieser führt eine Thür in das angebaute Bauernstübel, in welchem es reinlicher aussieht, und wo wieder ein Tischchen, ein Bett und ein paar bunt angestrichene Kästen stehen. Hier ist Alles sorglich gescheuert und geordnet, und das Bettzeug ist von schneeweißer Leinwand. Hier schlafen entweder die Bauernleute oder Handwerker oder etwaige Gäste.

Auf dem Dachboden stehen die Kästen und Schränke der Dienstleute und allenfalls auch ein paar Betten. Vom Dachboden führt eine schmale Thür auf einen eingeplankten Gang hinaus, auf welchem die Wäsche getrocknet wird.

An's Haus angebaut sind die Wirthschaftsgebäude, welche größtentheils mit Stroh gedeckt sind. Die Ställe sind für 16—20 Rinder, und so abgezimmert, daß je zwei Stück in einer Abtheilung Platz haben. Diese hängen nicht an der Kette, sondern können frei um die Krippe, die in der Mitte steht, herumgehen.

Schaf-, Ziegen- und Schweinstall sind gewöhnlich an die Rinderställe angebaut. Ueber diesen im Dachgeschoß befindet sich der Stroh- und Heuvorrath und nebenan sind die Futterkammern. Im Winter schlafen die Knechte im Stall, wo sie sich an der Wand auf einem Gerüste ein Lager aufschlagen, im Sommer aber in der kühlen Futterkammer oder auf dem Dachboden.

In der Nähe der Futterkammer sind die Scheunen mit der großen glatten Tenne, welche mitunter auch zum Tanzboden benützt wird. Auf der Tenne steht die Windmühle nebst Schmeißstock, und an der Wand hängen die Dreschflegel und Reitern, durch welche mittelst Sieben das Getreide von Spreu gereinigt wird.

Im Hofe zwischen dem Hause und der Stallung ist der Brunnen, welcher sich meistens ziemlich stark in einen sehr großen Trog ergießt.

An einer Ecke des Hofes ist die Streuhütte angebracht.

Eine etwas weitere Strecke vom Hause, gewöhnlich unter ein paar alten Tannen oder Fichten, befindet sich der Feldkasten, welcher sehr fest gebaut und stets sorglich verschlossen ist. Erfreut sich der Landmann einer mühsam erworbenen Wohlhabenheit, so ist dieselbe in diesem einsam dastehenden Baue verwahrt.

Ein rechter Bauer hat für die Bedürfnisse des Hauses auch noch seine eigene Mühle, Zeugschmiede und Zimmerhütte.

Alle diese Gebäude sind aus Holz, aber selten vermorschen und verfaulen sie, sie brennen meist früher ab. Trotzdem findet man äußerst selten „Feueradler" über den Thüren; die Leute versichern sich nicht, und wenn das Unglück da ist, so wollen sie einander schon selbst helfen. Da ist nur die Hauptsache, daß sie Körbe und Säcke vom Feuer retten, damit ziehen sie

nun in der Gegend umher und sammeln ihre Brandsteuer. Und da kommen sie stets mit reichen Gaben zur Brandstatt zurück und bauen sich ein Haus aus Stein auf, geräumig und stolz, mit separaten Zimmern und Kammern und Küchen.

So verschwinden die alten hölzernen Bauarten immer mehr und mehr. —

Die Tracht des Oberländers ist von der seiner Nachbarn ziemlich verschieden. Besonders im Westen des Landes hält man noch genau an die alte Form, und ist sie auch nicht so bequem als die neue, — schmucker ist sie jedenfalls.

Der Mann trägt kurze Lederhosen, Bundschuhe und grün- oder blauwollene Strümpfe, über welchen entweder das nackte Knie oder die innere, weiße Leinenhose hervorguckt. Ferner hat er seinen rothen oder dunkelbraunen Brustfleck, über welchen der grüne Hosenträger und das hellrothe Halstuch gespannt ist. Eine grün ausgeschlagene Lodenjacke und ein grüner Alpenhut mit Gemsbart oder Hahnenfeder gibt der stämmigen Gestalt des Alplers den rechten Charakter.

Rechts an den Lenden hat er sein Messerbesteck und im Munde sein kurzes Pfeifchen — damit ist er's nun ganz, ein Steirer, wie er sein soll.

Für das Unwetter hat er noch ein Stück Loden mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf hineinzustecken, als Wettermantel.

Die Weiber tragen ziemlich kurze, gewöhnlich rothe oder blaue Kittel, unter welchen niedere Bundschuhe und ein gutes Stück der weißwollenen Strümpfe hervorlugen. Ueber dem Kittel haben sie eine blaue oder bunt geblümte Schürze, welche bei den Mädchen nur einen schmalen Streifen bildet, bei den älteren Weibern aber so breit ist, daß sie rückwärts zusammenlangt. Ueber die Brust wölbt sich ein ziemlich weit ausge-

schnittenes Leibel, über welches an den Feiertagen ein roth-seidenes Halstuch und ein kurzer, schwarzer Spenser mit hoch auswattirten Aermeln kommt. Ein braunes Kopftuch, welches rückwärts zusammengebunden wird, vollendet den schmucken Anzug der Obersteirerin.

Alte Mütterlein tragen an den Feiertagen auch noch die hochgestülpten, sammt- und goldgebräumten Drahthauben, wie sie vor dreißig Jahren Mode waren.

So haben auch die Greise noch ihre alten langen Joppen aus grünem Loden und die schwarzen hohen Spitz-hüte dazu, welche Tracht noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt.

Ich kenne einen neunzigjährigen Mann, der hat im ersten Jahre dieses Säculums geheiratet. Sein Weib und seine Kinder sind längst schon todt, er findet nicht einmal mehr ihre Gräber auf dem Kirchhofe, — aber seine Brautkleider sind ihm noch geblieben. Die zieht er dreimal im Jahre an, zu Ostern, zu Pfingsten und am Jahrestag seiner Hochzeit vor siebzig Jahren.

So gerne der Oberländer auf dem Kirchweg und bei Festen schmuck und „sauber banond" ist, so sparsam ist er in seiner Kleidung zu Hause.

Da tragen Viele im Winter sogar noch Holzschuhe, weil sie viel billiger zu stehen kommen und trotzdem sehr warm halten. Zur Verfertigung von Kleidungsstücken werden die Handwerker in's Haus genommen. —

Die Nahrung des Oberländers besteht hauptsächlich aus Milchsuppe mit Brot, Gruben- oder Sauerkraut, welches allein ohne alle Zuspeise gegessen wird; ferner aus Knödeln in Brühe mit etwas geselchtem Rindfleisch, dann aus Sterz und Schmalzmus.

Feinere Mehlspeisen, als Krapfen, Nudeln u. dgl., werden nur zu besonderen Gelegenheiten und zu hohen Festtagen bereitet.

Besonders beliebt sind fette Speisen, so daß alles beim Hause erzeugte Schmalz und Fett nicht selten wieder daheim verzehrt wird, statt verkauft zu werden. Ein Bauer, der Schmalz verkauft, bekommt sehr schwer Dienstboten, weil diese daraus auf die Magerkeit der Kost schließen.

Fleisch wird außer den Festtagen sehr wenig verzehrt; der Bauer schlachtet nebst ein paar Schweinen jährlich ein Stück Rind, was den ganzen Fleischbedarf decken muß.

Es wird in drei Mahlzeiten, vor und nach welchen stets laut gebetet wird, sehr reichlich und langsam gegessen. Zur Zeit der schwereren Arbeiten wird auch noch eine Vor- und Nachmittagsjause gegeben.

Da die Obstzucht theils der klimatischen Verhältnisse, theils der Nachlässigkeit des Landmannes wegen nicht gedeiht, so dient zum Getränke stets nur frisches Wasser; nur an den Festtagen, welche überhaupt beim Landvolke eine große Rolle spielen, läßt der Bauer Obstmost oder gar Wein vom Wirthshause holen. —

Das Familienleben des Oberländers ist ein durchwegs patriarchalisches und inniger, als es erscheint.

Die Ehen werden öfter aus Interesse, als aus Neigung geschlossen; trotzdem kommen unfriedliche Ehen selten vor. Der Steirer im Allgemeinen ist überhaupt zu kaltblütig, als daß die Liebe in ihm zur Leidenschaft werden könnte; sie ist vielmehr nur eine ruhige und trauliche Zuneigung, die sich aber selbst als solche nicht immer offenbart. Eine Eigenheit des oberländischen Ehepaars ist, daß es überlaut fortan mit sich schmollt und sich öffentlich wohl gar kleine Fehler und

Gebrechen vorwirft; aber das hat es gerne — es ist im Grunde eben nichts anderes, als eine Art Zärtlichkeit.

Die Eheleute schlafen gewöhnlich mit den jüngsten Kindern zusammen, während die älteren Kinder zu den Dienstleuten gesellt werden.

Von einer geregelten Erziehung der Kinder ist keine Rede; daß diesen das Vaterunser und ein paar andere Gebete gelehrt werden, ist Alles. Bei entsprechendem Verhalten des Kindes wird dasselbe gelobt und mit einer Semmel oder mit Lebkuchen, wie man sie auf dem Jahrmarkte kauft, beschenkt; begeht es einen Fehler, so wird es mit einer Birkenruthe oder gar mit dem Stocke geschlagen.

Statt die Kinder in die Schule zu schicken, zieht es der Bauer vor, sie schon frühzeitig zu schweren Arbeiten anzuhalten — darum so viele geistig und körperlich verkrüppelte Leute im Volke.

Was der Bauer seinem Kinde einzuprägen sucht, das ist die äußere Form der Religion, weshalb er auch strenge auf den Kirchenbesuch hält; ferner ist der Landmann stets bemüht, die Sitten und Gebräuche der Vorfahren auf seine Nachkommen zu übertragen.

Arme Leute pflegen ihre Kinder ganz ohne Aufsicht zu lassen, und man kann solchen Wesen auf den Wegen und Straßen begegnen — hungernd, frierend, stumpfsinnig, sittlich verwahrlost, eine düstere Zukunft vor sich — die Aermsten der Menschheit.

Glücklicher sind die Kinder der Dienstboten; wenn auch unehelich, werden sie wie die Kinder des Bauers gepflegt; sie wachsen mit diesen auf, werden zu Viehhütern und später ebenfalls als Dienstboten verwendet.

Die Dienstleute werden überhaupt zur Familie gerechnet

und erfahren in Wohnung und Kost mit dieser die gleiche Behandlung.

Zwischen Eltern und Kindern kann man selten Aeußerungen von Zärtlichkeit bemerken, und doch hegen sie zu einander eine stille, gar tiefe Zuneigung. Ein auch nur halbwegs vermögender Vater bietet Alles auf, um seinen Sohn von der Militärpflicht frei zu machen und ihm einen eigenen Herd zu gründen. —

Die Arbeit ist durchwegs eine anstrengende.

Morgens wird in der Regel sehr früh, oft schon um 3 Uhr, aufgestanden und sogleich an die Verrichtungen gegangen. Um 7 Uhr wird gewöhnlich das Frühstück, um 11 Uhr das Mittags- und um 7 Uhr Abends das Nachtmahl genommen. Nach diesem wird, außer in der Zeit des Spinnens, der Rüben- und Spanvesper, zeitlich in's Bett gegangen.

Der oberländische Bauer beschäftigt sich fast ausschließlich nur mit Urproduction im Sinne der alten, ackerbautreibenden Völker.

Die Thätigkeit zerfällt für den Jahreslauf etwa in folgende Hauptarbeiten:

Im Januar ist das Dreschen mit Dreschflegeln — die Maschinen sind noch nicht sehr verbreitet — das Holzhacken im Walde für Kohlen und das Spinnen.

Im Februar: Das Düngerführen auf die Felder, wo dieser im Haufen abgelagert wird.

Im März: Waldarbeiten und Ausbessern verschiedener Geräthe.

Im April: Pflügen, Säen, Eggen und Abtragen der ausgeackerten Steine von den Feldern, Schafschur.

Im Mai: Zurichten der Kartoffel- und Gemüsegärten, Flachsbau, Weg- und Wiesenarbeiten.

Im Juni: Ausbessern und Anlegen von Feld- und Waldzäunen. Beginn der Almenwirthschaft.

Im Juli: Heuernte, Bearbeitung der Brachfelder, Weizenschnitt

Im August: Düngen des Winterkornfeldes, Roggen- und Flachsernte, Bearbeitung der Stoppelgründe für Rübenfelder. Ende der Milchwirthschaft auf den Almen.

Im September: Hafer- und Kartoffelernte, Anbau der Winterfrüchte.

Im Oktober: Streu- und Brennholzarbeiten für den Winter Rübenernte, Einbringen der noch übrigen Gartenfrüchte, Ausbessern der Wohn- und Wirthschaftsgebäude, Schafschur.

Im November: Arbeiten im Hof und in den Scheuern, Zubereitung des Flachses, Brecheln.

Im Dezember: Arbeiten auf der Tenne und verschiedene Verrichtungen im Hause.

An den Samstagen und Festabenden wird gewöhnlich sehr früh Feierabend gemacht, und die darauffolgenden Nächte bringen die Bursche, freilich meistens gegen den Willen des Bauers, außer dem Hause, entweder in Gesellschaft der Nachbarsknechte oder an den Fenstern der Mägde zu. —

Das Gemüth des Oberländers ist heiter, wenn es auch einerseits nicht gar zu selten in Uebermuth ausartet, finden wir doch andererseits tiefe Empfindung und warmes Gefühl. Besonders trifft man überall strenge Religiosität, welche aber beinahe immer mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart ist. Aus solcher Mischung, sowie aus den mangelhaften Ueberlieferungen der Vorfahren, mögen auch die meisten, oft so charakteristischen Volksgebräuche entstanden sein.

Eine Haupteigenschaft des Steirers ist seine innige und

sinnige Gemüthlichkeit und sein urwüchsiger Humor, womit er sein kümmerliches Dasein verklärt und sich unzertrennlich an seine gewohnten Verhältnisse fesselt.

Wie bei allen Gebirgsbewohnern, findet man auch im Obersteirer eine tiefsinnige Liebe zu seiner Heimat und zu Allem, was dieselbe charakterisirt und verherrlicht.

Vor Allem liebt er das heimische Lied; er hat eine Unzahl Volksgesänge und kleinere Liedchen, die sogenannten Vierzeiligen, für alle Gelegenheiten und Gemüthszustände. Und er liebt die steierische Musik, die in den entlegeneren Gegenden oft nur aus den zwei Saiteninstrumenten, Zither und Hackbrett, besteht, und welche er stets mit seinen Vierzeiligen minnig und sinnig zu begleiten versteht.

Recht an's Herz gewachsen ist ihm auch der steierische Tanz. — „Gehtsloßts mih aus mit enka französischa Hupferei," sagt der Obersteirer, „is a lonkweilis Zeug überanond. Mir Steira tonzn nit, wia de do entn pfeifn, mir hobn eh selber an schön Tonz! Und dös geht so liab und gmüatli uma noch da Reih, wann da Bua und s'Diandl die Köpferla schön liabli zsomhobn — seli kunnt ma wern! — Und erst gar, wann mar ins Scheibn eini kema: Do hagl mar üban Kopf d'Finger ein und lossn s'Diandl umatonzn, daß s'Kiderl fliagg und d'Liab tonzt ah mit — mir schaun ins in d'Aeugerler und mei Herz hupft zan Diandl und kimmt gor neama zrugg. Da Teufl sul mih huln, wann oana do nit narrisch wurd va lauta Freud!"

Das ist das Leben und Treiben des obersteierischen Landmannes im Allgemeinen. Auf diesem Grund gehe ich nun an die Darstellungen einzelner Sitten und Gebräuche, und an die Schilderung der Lebensweise verschiedener Typen des Volkes.

Zum Haussegen.

Der Rigler auf der Höh' baut sich ein Wohnhaus.

Man kann die Hammerschläge und das Schreien der Arbeiter und das Kollern der Holzstücke schon von Weitem hören und der Wald jenseits der Schlucht macht alles nach. Und der baut doch kein Haus, er steht nur da und sieht zu und versucht das Kollern und die Hammerschläge und selbst das Lärmen der Leut', damit er alles kann, wenn an ihn einmal die Reihe kommt, den Menschen ein Haus zu bauen.

Wir sind durch den Wald und sehen nun den neuen Bau. Er ist ganz von Holz, aber in der Sonne sieht er golden aus und steht gar stolz da und auf den Gerüsten eilen Arbeiter hin und her und tragen und schieben Balken. Auf dem Dachstuhle klettern andere und schlagen und hämmern, und ganz oben am Firste steht auch Einer und hält einen grünen Baumwipfel, an welchem bunte Bänder flattern, in der linken Hand, und schwingt ihn und jauchzt auf und schießt eine Pistole ab und — nun wird plötzlich alles still, die Leute legen ihre Werkzeuge aus der Hand und entblößen die Häupter.

Da erhebt der auf dem Dach in der Rechten feierlich ein volles Weinglas und mit lauter, kräftiger Stimme spricht er den Haussegen:

„Gott beschütze dieses Haus!
Glück herein, Unglück hinaus!
Jedem, der vorüber geht,
Das Haus zur Einkehr offen steht,

Und wer drinnen, bleibe frisch und gesund
Und stets gesegnet viel Tag und Stund,
Sanct Florian beschütz' euch all',
Das Korn im Kasten, das Vieh im Stall.
Die scheckigen Küh', die braunen Kalben,
Die treibt fein lustig auf die Alpen;
Dort oben gibt es grüne Wasen,
Thun Küh' und Kalben friedlich grasen!
Ich rufe an den heiligen Erhardi,
Den heiligen Patrizi und Medardi.
Und ich lade sie ein in's neue Haus
Und Maria Mutter Gottes auch;
Und die heiligste Dreifaltigkeit
Zum Schutz und Segen in Ewigkeit!"

Und wie der Mann den Spruch zu Ende gesagt, da trinkt er das Glas aus in einem Zuge, schwingt es und schleudert es nieder auf das grüne Erdreich.

Da krachen die Pöller, da jauchzt und jubelt Alles drein und der Mann auf dem Firste steckt den bunten Wipfel in den Giebel.

Und erst, wenn das herabgeworfene Glas ganz geblieben, ist des Jauchzens und Hutschwenkens kein Ende — denn das bedeutet viel, das bedeutet ein ganz besonderes Glück für das neue Haus — etwa eine goldene Hochzeit oder gar eine Priesterweihe!

Das neue Gebäude steht eigentlich auf einer Brandstatt.

Vor einem Jahre noch stand hier das alte Haus mit dunkelbrauner Holzwand und weit vorspringendem Strohdach. Der Vater des Urgroßvaters hat es gebaut, doch es war noch glatt und fest und wäre auch noch gestanden für Enkel und Urenkel. Aber es mußte Geld versteckt gewesen sein unter dem Strohdache; — gerade in der Christnacht war's, nach dem „Rauchen", und die Leute saßen just beim Abendmahle und erzählten sich Geschichten von der „Mettenstund", wie da das Vieh redet und in den Häusern verborgenes Silbergeld ver-

storbener Personen zu brennen beginne — da hörten sie oben auf dem Dachboden schnalzen, als ob Jemand Späne breche. Die Leute sahen sich starr an und die Löffel blieben ihnen in der Schüssel oder im Munde stecken — das müsse ein Gespenst sein; doch schon springt die Thür auf, der Nachbar stürzt herein: „Jesus Maria, so rührt's euch, das Haus brennt!“ Ei freilich rührten sie sich nun, aber nur, daß sie sich selbst retteten, in einigen Stunden war alles vorbei und als draußen im Dorfe unter Musik und Glockenklang der freudenreiche Mitternachtsgottesdienst begann, standen sie beim Rigler auf der Höh' weinend und klagend um den Gluthaufen und hatten nun kein Haus und Heim zum Christfeste.

Aber die schweren Zeiten sind vorübergegangen — und heute steht ein neues Gebäude da, stolzer und größer als das alte, und der wehende Wipfel auf dem First, der bedeutet Hoffnung, frische, reiche, heitere Hoffnung!

Lustig schieben und ziehen und heben und hämmern die Arbeiter und die Bäuerin backt in der nebenan aufgeschlagenen Bretterhütte das reichliche Mittagsmahl; da schreien die auf dem Dache plötzlich: „Hallo, Hallo! die Buttertragerin!“ und niederklettern sie vom Gerüste, und Alle lassen ihre Aexte und Hämmer fallen und steigen zu Boden, eilen in die Hütte, raffen Töpfe, Pfannen, Kübel, Blechwerkzeuge und was sie sonst Klingendes und Schrillendes erwischen können, zusammen und stürzen damit davon.

Einem Weibe eilen sie entgegen, welches langsam mit einem großen verdeckten Korbe auf dem Kopfe des Weges herankommt. Es ist eine Magd aus der Nachbarschaft und bringt den Bauenden Schmalz und Butter zum Geschenke und zum Haussegen.

Wenn nämlich ein Bauer einen neuen Bau aufführt, ist

es Haus oder Stall oder Scheune oder Mühle, so schickt ihm jeder Nachbar, gleichsam zum Glückwunsche, Schmalz und Butter, um die Arbeiter damit leichter verköstigen zu können. Deshalb kommen diese dem Boten so freudig entgegen und geben ihm mit Musik und Gesang das Geleite bis zur Hütte oder zum Hause des Beschenkten.

Das ist denn ein origineller Zug. Voran geht ein Bursche mit der Fahne, welche ohne Stange genau einem Schnupftuche gleichen würde; diesem folgen die Musikanten, mit den erwähnten Instrumenten schellend, trommelnd und polternd, und zwar mit einer außerordentlichen Frische und Lustigkeit und doch ohne alle Noten. Nach diesen kommen zwei eifrige Straßenkehrer, welche mittelst Küchenbesen den Weg säubern, und nun folgt die Priesterin mit dem Allerheiligsten — die Magd mit der Butter. Und ist wohl gar noch Schuljugend da, so beschließt diese jubelnd den Zug. Um nach all' dem etwaige, oft nicht zu vermeidende Lücken in der Musik auszufüllen, finden sich immer noch ein paar bellende Hunde.

So bewegt sich der Zug gegen das Haus, und erst, wenn die Magd des Nachbars die Last in die Hände der Bäuerin gelegt hat, verstummt der Lärm, welcher sich aber neuerdings erhebt, sobald die Butterträgerin nach einer eingenommenen Jause das Haus wieder verläßt.

Der beschenkte Theil hat für den „Haussegen" in einigen Tagen ein Gegengeschenk zu machen, welches meistens in einem Korb Krapfen besteht.

Auf diese Art wird der Bauende von der Nachbarschaft mit Schmalz genügend versorgt, und je öfter den Butterträgerinnen das Geleite zu geben ist, desto lustiger werden die Arbeiter und desto mehr Glück und Segen wird in die Fugen der Holzwand gezimmert.

Ja, es ist ein eigenes Treiben da draußen im Lande, wenn sie ein Haus bauen; festlich geht es dabei her und geheimnißvoll; — und das wissen die Stadtbauleute nicht, daß man den ersten Grundstein eines Hauses mit keinem Hammerschlag berühren darf, daß man ihn liegen lassen muß, wie er zuerst auf den Boden kommt, auf daß der neue Bau feststehe und kein Griff, kein einzig Werk darin umsonst gethan werde; — und das wissen sie auch nicht in der Stadt, daß man an den vier Ecken des Hauses geweihte Weidenzweige einzimmern muß, zum Schutze gegen die vier Elemente. Wer z. B. nur Eine der vier Ecken vernachlässigt, der wird zwar von drei Elementen verschont, doch dem vierten ist er ausgesetzt, entweder dem Feuer, dem Wasser, dem Sturme oder dem Erdbeben.

Darum wird, von der ersten Grundsteinlegung bis zum Einzug in den neuen Bau, nichts versäumt, was da seit uralten Zeiten bestanden und hergebracht zum Haussegen.

An der Wiege.

Heute muß was vorgefallen sein im Grünhofe, es geht Alles d'runter und d'rüber und die ganze Wirthschaft ist aus dem Geleise gekommen.

Der Bauer steht nicht vor der Hausthüre, wie sonst zur Morgenstunde, wo er mit dem Halter schreit und dem Großknecht Befehle gibt. In der Küche handirt die Magd und kocht die Frühsuppe und ist in großer Sorge, daß dieselbe die entsprechende Güte bekommt.

Im Bauernstübel geht die Nachbarin aus und ein und schafft beim Herd und in den Kästen und Schränken, als ob sie da zu Hause wäre.

Im Bauernstübel ist die Hetschenwaberl — sind wahrscheinlich auch noch andere Leute, was weiß ich, man darf ja nicht hinein.

Nur Weiber dürfen in das Stübel, und Weiber kommen mehr und immer mehr, und jedes hat ein geheimnißvolles Gesicht und jedes weiß einen praktischen Vorschlag, einen weisen Rath und vieles Andere. Die Eine verordnet in der Küche, daß man Ziegel wärme; die Andere will, daß man im Stübel die Fenster verhänge; eine Dritte gebietet leises Auftreten beim Gehen, und eine Vierte kümmert sich um Faden und Scheere.

Was denn das bedeuten mag, heute? Je nun, der Ofen

ist zusammengefallen! sagen sie. Wir fragen, was das heißt, denn der große Backofen steht eben ganz wohlerhalten da, aber die Weiber huschen an uns vorüber und Keines antwortet auf unsere Frage. Ei doch! Unbekümmert um alle Geheimnißthuereien, schreit im Stübel Jemand auf und schreit und schreit und — jetzt wissen wir Alles.

Ein junger Grünhofer erzählt es uns, daß er da ist und gibt seine Forderungen an die Welt und an die Menschheit kund. Energisch verlangt er, daß man ihn kleide in das feinste Leinen, daß man ihn speise mit der süßen Muttermilch — und auf den Händen getragen will er auch schon sein, wie jeder andere Erdenbürger. Mittlerweile schauen sich die Nachbarinnen nach dem Kalender um und sehen nach, in welchem Zeichen der Kleine geboren ist, ob der Mond auf- oder abnimmt und genau, zu welcher Jahres- und Tageszeit es ist; denn das ist Alles von großer Bedeutung! — Wißt ihr, wann ein Glückskind geboren werden muß? An einem neuen Sonntag, das heißt, an einem Sonntag, an welchem Neumond ist. Der Wiesentoni hat es getroffen, und richtig, er hat einen Terno in der Lotterie gemacht. — Viele aber behaupten, der Toni müsse an einem vollen Montag geboren sein, weil er mit seinem Terno sonst nichts gethan, als sich vollgetrunken hat.

Ists, wie immer, wir kehren in unser Stübel zurück.

Die Bäuerin liegt im Bett und betet und dabei lächelt sie, als ob ein großes Glück in ihrem Herzen wäre. Dann nimmt sie den kleinen Weltbürger in die Hände und küßt ihn, und der Bauer steht auch am Bett und möchte den Kleinen ebenfalls küssen; er darf ihn aber nicht anrühren, bis der Kleine nicht erst gewaschen ist.

Die anderen Kinder sind aufgestanden und lärmen nun zur Thür herein, allein eine alte Nachbarin gebietet Ruhe;

und als die Kleinen gar das seltsame Schreien hören und das winzige Büblein sehen, da sind sie ganz verblüfft und machen große Gesichter. Die Steinleitnerin erklärt hierauf, daß die Hetschenwaberl ihnen ein Brüderl gebracht habe, und sie dürften dasselbe auch ein wenig ansehen, aber ganz friedlich müßten sie sein.

Hierauf wird das kleine Wesen gebadet.

Ich gäbe viel darum, wenn ich euch erzählen könnte, wie die Hetschenwaberl das Bad zubereitet hat, aber das ist ihr Amtsgeheimniß. Von diesem Bade hängt eigentlich der ganze Lebenslauf des Neugebornen ab und die Waberl meint, wer beim Zubereiten des Wassers just die rechte Zeit und das rechte Mittel träfe, dem könne es nicht fehlen und das Kind müsse zeitlebens bewahrt bleiben vor allem Unheil.

Nach diesem wichtigen Acte folgen die Vorbereitungen zur Taufe; im Oberlande wird das Kind sogleich am Tage der Geburt getauft, weil man keinen Heiden im Hause haben will. Man läßt das arme Wesen nicht einmal zur Mutterbrust, bevor es nicht als strenggläubiger katholischer Christ kommt.

Aber jetzt tritt eine große Frage in den Vordergrund, welche alle hochweise Nachbarschaft oft nur schwer zu lösen vermag. Wie soll der Neugeborne heißen? Zwar im Grunde genommen, bleibt nicht viel Wahl, denn so viel steht fest, daß man das Kind nicht „zurücknennen", d. h. nach dem Heiligen eines bereits verflossenen Datums benamsen dürfe, weil es sonst entweder rückwärts im Krebsgang in den Himmel müsse, oder gar einen Höcker bekäme, auf welchem der Namensheilige nachreite; und so viel steht auch fest, daß kein Heiliger im Kalender, insoferne er erwünschten Geschlechtes ist, übersprungen werden darf, weil derselbe ansonsten seine Fürbitte

verweigert. Sohin bleibt nur der laufende und der nächstfolgende Tag zur Wahl. Nun macht aber der Kalender oft den Streich, an Einem Tag mehrere Candidaten aufzuführen; denkt euch, wenn er gerade mit den vierzig Märtyrern oder gar mit den eilftausend Jungfrauen kommt, welch schwieriger Fall! —

Ist nun endlich diese Angelegenheit geschlichtet, so wird zur Taufe gegangen oder gefahren; dazu ist stets die Hebamme und der Pathe oder die Pathin auserlesen. Ist die Taufe vorüber, so verfügen sich die Weiber mit dem neuen Christen von der Kirche in das Wirthshaus, damit es die ganze Gegend sogleich erfahre, daß „ban Greanbarn der Ofn zsommgfoln is — daß die Bäurin von sen rechtschoffnan Haus zu da Taf gschickt hot!“

Unterwegs wird der Kleine gut unter Tücher und Schirme verwahrt, damit ihm die Sonne nicht ins Gesicht scheine, denn in diesem Falle bekommen die Kinder gerne Sommersprossen. Eine gute Vorbedeutung ist es, wenn auf dem Taufgange ein Gewitter überrascht, denn das bedeutet Macht und Stärke für den jungen Weltbürger.

Freudig bringt nun die Gevatterin mit dem Kleinen die Kunde heim: „An Judn hobn ma fuattrogn und an Kristn bringa ma wieda zrugg!“ und es gibt viel Heiteres im Hause.

Nach und nach schleichen auch die Dienstmägde in das Stübel, um sich zu überzeugen, ob das Kleine doch nicht etwa ein Muttermal, eine Hasenscharte, an einer Hand sechs Finger oder dergleichen habe — aber ihre Neugierde kann nicht befriedigt werden; der Hebamme und der Pathin liegt es ob, das Kind in den ersten Tagen sorglich zu überwachen, daß es kein fremdes Auge anblicke, denn sonst könnte es „verschaut“ werden — manche Leute haben böse Augen!

Da ist vor drei Jahren, als die Zaunbäuerin in Kindbetten lag, eine Bettlerin zu ihr gekommen und hat das Kind mit ihren grauen Augen angeschaut, weil es so „a liabs Wuzerl" gewesen ist. Was ist geschehen? In einigen Wochen darauf ist das Kind der Zaunbäuerin gestorben.

Eine erfahrene Hebamme kennt es auch gleich, wenn ein Kind verschaut worden ist. Wenn ein Dienstbote oder jemand Fremder im Stübel war, so „schleckt" sie unmittelbar darauf die Stirne des Kindes ab und hat diese einen „harben", bitteren Geschmack, so ist das Kind verschaut. Sie benetzt sofort die Stirne mit ihrem Speichel, denn das ist das einzige Mittel, den bösen Folgen vorzubeugen.

Nun wird aus der Dachkammer die Wiege hervorgeholt, denn die jungen Oberländer wollen in der Regel nicht ruhig sein, wenn sie nicht eingelullt und immer gewiegt werden. Auch die Großen und Alten lassen sich nur zu oft noch einlullen, und wenn nur das Wieglein wackelt und ein Kindslieblein tönt, so verschlummern sie ihre ganze Lebenszeit! —

Einige Tage nach der Geburt kommt von der Gevatterin ein Bote, welcher einen großen gefüllten Kopfkorb trägt. Der bringt der Wöchnerin das „Gabbrot", kleine Laibchen aus Weizenmehl, mit verschiedenem Gewürze ausgestattet.

Im Korb befindet sich aber auch noch ein kleines, sorglich gebundenes Paketchen. In diesem ist das Kresengeschenk (im Mittelhochdeutschen: kreseme oder krisem, Krisam, geweihtes Oel, mit welchem ehemals der Täufling gesalbt wurde). Das Kresengeschenk besteht gewöhnlich aus Silbergeld nebst einem geweihten Bildchen, welches den Namenspatron des Kindes vorstellt.

Die Mutter bewahrt das Geschenk auf, und wenn das Kind zum Gebrauche seiner Vernunft gekommen ist, so übergibt sie ihm das Geld mit dem Bildchen und der Eigenthümer

muß es nun selbst hüten und wahren; er ist mit der Uebernahme des Kresengeschenkes gleichsam selbstständig geworden. Aber er darf es auch nicht vertauschen und verschenken, bis er in den Ehestand getreten ist — dann erst mag er es seiner erwählten Hälfte hingeben.

Aber so weit sind wir noch nicht im Grünhofe. Hier sitzt die Bäuerin noch an der Wiege und singt:

„Heidl, nutz Heidl,
Greane Stäudl,
Rote Bedl dron,
s Büaberl schloft schon!“

Aber „s Büaberl“ schläft noch nicht, das guckt mit seinen braunen Aeuglein so munter hinter der blauen Decke hervor, daß die Mutter noch ein zweites Lied anstimmen muß:

„Biga boga Hobathurn,
Zechni Kina sein geburn;
Liegt da Fisch
Aufn Tisch,
Kimmt die Kotz,
Frißtn Fisch,
Kimmt da Weba mit da Toschn,
Geit da Kotz a brave Floschn,
Sogt die Kotz: Miaun!
Wo muaß i mei Häuserl hinbaun;
Baut ihr Häuserl in Kerschbam auffi,
Da Kerschbam hebt on ins brina,
s Katzerl hebt on ins springa!“

Aber nun lächelt das Büblein erst und die Mutter singt ein Anderes:

„Schlof mei Büaberl, schlof,
Aufn Ofn obn sein d Schof,
Die schworzn und die weissn,
De thaten s Büaberl beissn!“

und:

„Schlof mei Büaberl, schlof,
Dei Voder is a Grof,
Dei Muader is a Fee,
De führt dih üban See;

De setzt dih auf a hohes Roß
Und führt dih in a Kinigschloß,
Selm host a guldas Tischl glei
Und a Bettl ah dabei.
Schlof mei Büaberl, schlof,
Dei Voder is a Grof!" — —

Und siehe, das war das rechte Liedlein, das hat den Kleinen hinübergetragen in das goldene Wunderland .... er hat die Aeuglein geschlossen.

Aber es gibt Zeiten, wo Niemand daheim bei der Wiege bleiben kann, wo sie Alle hinausgehen auf die Wiese und auf das Feld. Da wird das Haus zugesperrt und die Wiege mit dem Kleinen ist einsam in dem Stüblein. Und dennoch steht sie nicht still — sie wieget und wieget, wie von Geisterhand bewegt. Die Wiege wird nämlich ruckweise von einer Schnur geschüttelt, welche von der Stube durch die Wand in das Freie und zum Hausbrunnen geht, wo sie durch ein Wasserrädchen in Bewegung gesetzt wird.

Diesen „Wieger" findet man im Oberlande, wo in den meisten Gehöften kräftige Brunnen sprudeln, ziemlich häufig; er schüttelt die Wiege nicht übermäßig, wie der Halterbub, wenn ihn die Bäuerin dazustellt, und er nickt auch nicht dabei ein, wie lieb Großmütterlein — er wiegt ruhig fort und das plätschernde Wasserrädchen singt auch das „Heidllied" dazu.

Am Traualtare.

Das „Gasseln" und „Fensterln" geschieht stets im Geheimen und Finstern. Aber immer bleibt es nicht so verborgen, oft wird es der Keim zu jenem Baum, der den Brautkranz liefert und das Wiegenholz.

So lange auch dieses Keimen und Sichentwickeln im Verhüllten — wie unter der Erde — geschieht, eines Tages donnert doch der Pfarrer das Aufgebot von der Kanzel, und nun schießen die Verliebten und Verlobten in die Oeffentlichkeit, wie junge Halme nach einem Frühlingswetter.

Aber mit dem Frühling und Knospenspringen kommen auch die Schwärme stechender Wespen — kommt all das spottende, beißende, boshafte Gerede und Jedes weiß etwas Nachtheiliges von den jungen Brautleuten zu erzählen. „Willst gschimpft werdn, muaßt heiratn!" sagt die Großmutter, und es ist richtig!

Doch, wenn nun die Brautleute von Haus zu Haus wandern, um alle Nachbarsleute zur Hochzeit zu laden, so werden sie überall auf das Zuvorkommendste empfangen und bewirthet, und erhalten wohl noch Flachs, Leinwand oder andere Wirthschaftsgegenstände zum Brautgeschenk. Sehr gebräuchlich ist in manchen Gegenden die „Brautschüssel", welche eine Bäuerin den Brautleuten verehrt. Bei der Uebergabe derselben wird der Wunsch ausgesprochen, daß sie stets mit guten

Bissen voll sein und daß Jeder, der daraus ißt, gesund bleiben möge.

Ist das Brautpaar noch jung und unerfahren, so begleitet es auf solchen Gängen häufig der „Bidlmann", d. i. der Heiratsstifter, der sich um Alles, was zur Heirat und Hochzeit gehört, anzunehmen hat. Dieser Mann muß, nebst anderen Eigenschaften, Stellung und Geldbeutel betreffend, den Mund hübsch auf dem rechten Fleck haben. Schon bei der Brautwerbung, welche gewöhnlich durch einen Viehhandel eingeleitet wird, muß er es verstehen, seine Partei in das allergünstigste Licht zu stellen — wie die jungen Leute für einander geschaffen sind und sie eine Ehe schließen werden, wie keine zweite!

Oft geht dieser Mann auch allein Hochzeitleute einladen.. Da trift er, mit Sträußen und Bändern wohl aufgeputzt, in das Haus und sagt seinen Ladspruch:

„Braut und Bräutigom schickn mih her und lossn enk schön grüassn, und es is eahna und mein oanfochs Gebit, ös möchads so guat sein, und auf d Freud und Hohzat gehn, und möchads enk aufn Monter in da Braut ihrn Vodahaus zan an kloan Fruastuck begebn. Oft wöllts ah so guat sein und eahna s Bloat (Geleite) gebn üba Gossn und Strohn, üba We und Ste, üba Wold und Hold, üba Hoad und Lond, hin zu da Pforrkirche, wo der heili Jogobi wohnt. Doscht wird sih a hochgweihta Priaster einfindn und wird die kristlichn Brautleut zsommabindn, daß s neamt wird lösn kinnen as wia der ollmächti Goud mitn Toud. Oft wedn ma s zrugg bloatn zan Hohzathaus, selm wird ins aufgsetzt wedn a Ripperl Fleisch und a Gobl Kraut, a Glasl Wein und a Stückl Brot, wias Goud da Herr in Keller und Kuchl daschoffn hot. So long, as s Hockbredl wird klinga, Jung

und Old noul) mo springa, wedn ma lusti sein und ins gfrein. — So loßts oan schlechtn Boudn fü zwen guade sein!"

So kommt der bestimmte Hochzeitstag. Schon zu früher Morgenstunde kommen die Leute von allen Enden und Ecken und jauchzen und schießen Pistolen ab. Das Vaterhaus der Braut ist voll von Menschen, aber die Braut selbst sieht man noch nirgends, bis der Bidlmann zum Bauer hintritt und wieder seinen Spruch sagt:

„Wia ma sein vo drei Wochn dogwen, hobn mar Dani eingstallt zan Hoslnußschälln und Fedaschleissn, daß sa sie nit buglad oabatn deaffad; mir möchtn s wieda gedn gsehn, wia s ausschaut, weil ma fist koa Fuadageld zohln!"

Auf diese Forderung läßt der Bauer alle alten buckeligen kropfigen Waid- und Stallmägde vorführen, und nachdem der Bidlmann behauptet, daß da die Rechte nicht dabei sei, läßt er erst die Braut auftreten.

Hierauf setzen sie sich alle zum Frühstück, zu welchem sich gewöhnlich auch die Dorfmusikanten einfinden. Alles ist mit Blumen und Bändern geschmückt und die Braut trägt nach Umständen einen grünen Kranz auf dem Haupte.

Endlich wird aufgebrochen und die Braut- und Hochzeitleute ziehen zu Fuß oder zu Wagen der oft mehrere Stunden entfernten Pfarrkirche zu. Welch ein lustiges Singen und Klingen das ist über die Berge und durch den Wald hin! Doch halt! plötzlich steht der Zug still — er kann nicht weiter. Der Weg ist mit Bäumen und Gesträuchen verrammelt — das ist eine Rache von einigen etwa nicht Geladenen. Das Hinderniß muß fort, die so sorgfältig gewaschenen Hände müssen ins Pech (Harz), während die in der Nähe versteckten Missethäter voll boshafter Schadenfreude kichern.

Endlich kommt die Gesellschaft im Pfarrdorfe an. Ei,

welch ein schöner Luftballon aus buntem Papier über dem Dorfe schwebt! — und höher — höher steigt er auf wie ein Wundervogel, der in den Himmel fliegen will! Alle Augen verfolgen das merkwürdige Ding, doch plötzlich schreit der Bidlmann: „Auweh, auweh, die Braut is wek!"

Und so ist es, die Braut ist weg, verloren, entführt! — Diese Rolle des Entführens unternimmt stets der flinkeste und witzigste Bursche im Dorfe; meistens Einer, der nicht zur Hochzeit gehört. Er hat die Aufgabe, dem Bidlmann, der auch Brautführer ist, zu überlisten, dessen Aufmerksamkeit auf irgend einen seltenen Gegenstand zu lenken und während dem mit der schon früher ins Einverständniß gesetzten Braut zu entfliehen. Der Entführer eilt nun mit seinem Raube in ein abgelegenes Wirthshaus, wo er sich auf Unkosten des Biedlmanns gütlich thut, bis ihm dieser auf die Spur kommt und die Braut mit einigen Gläsern Weins auslöst.

Unmittelbar vor der Kirchthüre harrt noch das dritte Hinderniß, und zwar in Gestalt der Frau Wirthin, in deren Hause die Hochzeit stattfinden soll. Die Frau Wirthin stellt sich nämlich der Braut in den Weg und gebietet dieser strenge, schnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müsse das Kraut gesalzen werden.

In der Küche nun reicht sie dem Mädchen mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfr Braut,
Loß dar a guade Lehr gebn
Solz dei Kraut,
Oba vasolz dein Monn nit s Lebn!"

Und die Braut streut Salz in den brodelnden Krauttopf.

Sofort folgt der Kirchgang zum Brautamte und zur Trauung. Ist diese vorbei, so bringt der Bidlmann einige Flaschen Weines zum Altar, welche von den Hochzeitsgästen

an der Stelle geleert werden. Den ersten Trunk hat der Pfarrer, er gilt stets der Zukunft des Brautpaares.

Dann verlassen Alle die Kirche und ziehen unter Musik und Pöllerknallen ins Wirthshaus. Dort geht's zuerst auf den Tanzboden, wo die Ehrentänze abgehalten werden. Da tanzt der Pfarrer, der Richter, der Bader, kurz, die Hervorragendsten im Dorfe, ein paarmal mit der Braut im Kreis herum. Das ist der Ehrentanz. Endlich flüchtet sich die Braut zu ihren jungen „Alten" und der tanzt ihr „das Kranzl ab".

Nach all dem gehts zum Essen, welches stets von Tanzen unterbrochen, bis spät in die Nacht währt.

Es endet mit dem „Gesundheittrinken", wobei Jeder und Jedes sein Glas zu leeren und dabei ein Liedlein zu singen hat. Das sind gewöhnlich Lieder aus dem Stegreif. Vor Allem erhebt der Vidlmann sein Glas und zu den Brautleuten gewendet ruft er: „Gesundheit, Brautleut!" Auf dieses Wort fallen die Musikanten mit einem Tusch ein und alle Gläser klingen.

Weil die Hochzeitleute gewöhnlich selbst die Mahlzeit zahlen, so wird der Vidlmann vom Wirthe beauftragt, kundzuthun, wie viel auf jeden Einzelnen zu steuern kommt und derselbe hält sofort folgende Rede:

„Meine liabn Männer und Weiber und Buabn und Menscher! Ich heb auf d Höh mei Glaserl Wein: Wann ih heunt kunnt da Herrgoud sein! Ih wullt schenkn olln Hohzatgäftn a longs Lebn und in Brautleutn a Buttnvull Kinda danebn. Oda wann ih da Josue kunnt sein, heunt liaß ih d Sunn nit owi gen, de müaffad bleibn am Firmament, daß jo da heunti To koan End! Fressn und Saufn, Tonzn und Scheibn, und fist ah ollahoud Schindluadatreibn! So

a Gaudi gibts nit aus und nit ein; grod da Speismoasta (Wirth) schaut finsta drein. Do fressn s oll wia d Hobadrescher und saufn wia die Bürstnbinda; jo, wohrhofti, meine liabn Kinda! Und aufs Zohln will Koana denkn. Zwor will ins da Speismoasta schenkn s Bradl und ah in Wein; oba s Wossa hät er gedn zohlt und ah die Bein. D Manner und d Lumpn, de so wia so sein vull Schuldn, den loßt da Speismoaster in gonzn Schmorn um drei Guldn; oba d Weiba, de seltn in Wirthshaus z gspürn, de will er heunt amol gouts-lästerli schnürn, de müassn, s is scho bschlossn gor, zohln drei-hundat Kreuzer und boor! —

Und weil ma mit den fiati sein, lona mar ah noh in Herrn Jesus ein, wir auf d Hohzat zu Galilä, auf daß er ins segn Wosser und Wein, d Hohzatleut und s Brautpoor, d Spielleut und die gonz Pforr, und olle Schmarozer und Spoznschützn, de ban Ofn sitzn, Amen!"

Damit ist noch nicht Alles vorüber. Jetzt geht die Thür in allen Angeln auf, ein alter, buckliger und häßlicher Mann tritt herein und spricht:

„Glop sei s Kristas!" Dann stellt er sich vor den Bidlmann: „Des mei liaba Herr Hausvoda, ih hät wul a schöns Gebit, wann ih deafad zwoa oda drei Schriat zu da kristlichn Ehtofl firitretn!"

„Wannst a rechtschoffna Gost bis, konnst scha zuha-kemma!"

„Oft is scho recht, oft wünsch ih holt in Brautleutn und Hohzatleutn an guadn Obnd, a guads Johr, an guadn To, a guade Stund und an guadn Appetit zan Essn und Trinkn. Ih wünsch in Brautleutn an schön Ehrntog und viel Glück zan heilin Ehstond! Hops ma nix fr unguad, wann ih mih in da Red a wenk thua stopan (stolpern); stopad sih douh oft monis Pferd,

und is a hundert Thola werth. Ih bin heunt gor weit und broad umanonda groaſt. Ih bin groaſt in an wildn Wold, do is s gwen ſchiferi und kolt; ih bin groaſt in an grean Wold, do hobn d Vögl gſunga jung und old; ih bin groaſt in an tiafn Grobn, do hätn mih bold gfreſſn d Rodan und d Robn; ih bin groaſt über a broads Feld, do bin ih kemma zan a Lezoltzelt, und hon einkaft Schiftln und Med, kun ih epper aufwortn damit, Herr Ged? — Oft bin ih kema in a weits Thol, do hon ih ghört a Jubl und Gſcholl; den Jubl bin ih flux zuagrennt und hon mit Freudn dös Haus dakennt. Und wir ih bin kema zu den Haus, ſchaun ban olle Fenſta d Liachta heraus. Und wir ih hon ghört die Geign klinga, und wir ih hon ghört s Hockbredl ſtimma, do bin ih runt in d Labn einaglouſſn, und hon ba da Thür d Muſikantn ontrouſſn. De hon ih mein Bingl hinta die Thür umiglad — ih hon dina ghot lauta Mäus und Rotzn, und hon mih gfürcht, wann ih s eahatrogn that, möchtn s in Hausvoda d Augn auskrotzn. Und ih bin rund nohaglaſn und grennt, und hon meine Augn firi gwendt, und hon glei Dani ba da Toſl dakennt; auf dieſebi that ih mih ſpitzn, wann ih a wenk kunnt zuwiſitzn. — D Jungfrau Braut ſitzt in Roſngoatn; ſchuldiga Weis kimm ih aufzwoatn. Hot s nit geſſn, ſo is s douh gſeſſn; hot s nit trunkn, ſo hot s ma douh mit die Aeugerla gwunkn. Dös Winkn that ma recht gfolln und gfrein, wann s da Bräutigon liaſſad mit mir aufn Tonzboudn gen? auf an Tonz, auf oans, zwoa, drei, wia s holt da Brauch is glei!"

Auf dieſes entgegnet der Bidlmann:

„Ah, wos nit nouh! Wann d Jungfrau Braut tonzn will, ſein nouh Beſſere do!"

„Wann ma da Bräutigon an Tonz that dalabn, ſo that

ih n schbendirn an Koblwogn mit vier Schimml und an Gutscha mit Stiefl und Spodn, damit a konn in Kiata (Markt) fodn! — Wann ma da Bräutigon die Braut thät dalabn, (erlauben) so thät ih n schbendirn an Bam vulla guldani Birn, oft konn er die Birn van Bam oaha stirn. Da Bam steaht mittn aufn Roan, ghört in Bräutigon nit alloan!"

„Na du, mit so an Hondl konnst di hoamgeigna lossn; ih hon imma ghört: Viel Nochbarn, viel Hundsfiad!"

„Wann ma da Bräutigon die Braut thät vatraun, so däafad er die Birn auf mei Seitn ah zsomklaubn: die Birn sein aufstn vulla Guld und Schein, und gstott die Kedn sein Korfunklstoan drein!"

„Oft friß deine Birn selba, daß d an guldan Mogn kriagst!"

„Wann da Bräutigon mit sei Braut so hoagl will sein, so hät ers gwickelt in a Popierl ein, und häts in Säckl gschobn schön stad, und hätn mit Kedan (Ketten) und Droht zuagnaht!"

„Woaßt, mit dein Schimpfn richst nix aus, wannst nit gleih okrozst, so suachn ma fü di a Hoslnußsolbn!"

„Wann mas da Bräutigon nit will vatraun, so will ih holt auf mein We wieda schaun; oba, wann mih da Herr ausn Haus wird vatreibn, so wird a nit meh long Richta vableibn!"

„Schau, daß d weita kimmst und sog, du warst dogwen!"

Wann ma da Bräutigon die Braut thät dalabn, so gab ih n mei Haubn, und is s nouh nit gmua, so schbendir ih n an Kleibnkas ah nouh dazua!"

„Wannst nix Gscheitas woaßt, wia dös Gfras, so vaklehn (verklebe) da die Papn selba mit den Kas!"

„Heunt will ma da Herr gor nix meh glaubn, und

mir sein douh mitanonder umgongan in Raubn; selm hot er mih gor guat kennt, wia mar ollzwen Muregg hobn onbrennt!"

„Geh, geh, für an Rauba schaust ma viel z leschad aus!"

„Ih bin von Bruggakreis, da Herr hot gor so viel Flöh und L —, wann er ma heunt an Tonz wullt dalaubn, so that ih eahm de Thierler ausklaubn!"

„Geh, wannst so a Flöhkromma bist, so schau, daß d gleih wieda fuatkimmst mit deine braun Husarn!"

„In Boarn und in Sochsn thoan aufn Bama die Diandln wochsn, und in den lonkweilin Grobn is gor Koani zkriagn und zhobn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, und wann er ma mein Ehrlikeit selba nit will glabn, so wullt ih n drei guati Zeugn aufführn. In ersten vo Fürstenfeld, der hot an Beidl und ka Geld; in zweitn von Zillakreis, der hot so viel Geld wia L —; in drittn von Tradnboch, der laft um an Kreuzer an iadn Bumerl noch."

„Dös warn ma saubere Zeugn, de deafad ma wulfeila vakafn, wia da Judas insan Herrgoudn!"

„Wann da Herr den Zeugner ah nit will glabn, und er ma douh die Braut that dalabn, so wullt i ondere drei Zeugn aufführn. Der erste is da sankt Flurion mitn grossn Faun, den kunnt ma die Zeugnschoft onvatraun; da zweit is da Paul mit sein Schwert; der wird douh sein a Zeugnschoft werth; da dritt is sankt Peda mit die Himmelschlüssl, der wird douh vo da Zeugnschoft wissn!"

„De drei warn scho recht, wann da Fluriani aufs Fuir Ochtin gabad, da Paulus die Kristn nit vafulgg und da Pedrus insan Herrgoudn nit valaugnt hät!"

„Wanns da Herr den ah nouh nit will glabn und mir die Braut nouh nit will dalabn, so will die leßtn drei Zeugn

herstelln. Der erste is Goud Voda, der ins daschoffn hot; da zweite Goud Suhn, der ins dalöst hot; da dritte Goud heiliga Geist, der ins gheilig hot! Wann da Herr in den ah nouh an Fahla thuat findn, oft wird er zsommt sein Hohzatleutn nit in Himmel findn!"

„Gegn sölchte Zeugn hon i nix dagegn, und weils d a guada Krist bist und die Braut gor so gern zan Tonz führast; in Goutesnom, so hon i nix dagegn."

„Weil ma hiazt so weit richti sein und bekonnt, so nimm ih s Glaserl Wein in mei Hond; da Wein is hell und fein, weiß und roth zsommgoussn, so wia zwoa liabe Herzerln sein zsomgschloussn in oan Liab und sist koana meh. Der Wein sull gwochsn sein bei Sunn- und Maunschein zwischn Himmel und Erdn, so wia mar insa Seel von oubn hobn und in Leib vo der Erdn; und da süasse guldane Wein sull Braut und Bräutigon und olln Hohzatleutn ia Gsundheit sein!" —

Hierauf nimmt der Mann die Braut an der Hand, führt sie auf den Tanzboden und tanzt mit ihr dreimal herum für Glück und Segen und ein langes Leben. —

Somit ist die eigentliche Hachzeit geschlossen, der Tanz wird fortgesetzt und es können sich an demselben nun auch ungeladene Gäste betheiligen.

In manchen Gegenden wird auch noch der zweite Tag mit Musik und allerhand Volksspielen gefeiert. Am wenigsten wird auf das „Wiegenholzführen" vergessen. Da schleppen sieben oder neun kräftige Bursche vom nächsten Wald einen grünen Baumstamm herbei, schmücken ihn mit Sträußen und Bändern, und stellen ihn vor dem Wirthshause auf oder verrammeln damit die Hausthüre des jungen Ehepaares.

Wenn dieses nun vom Ehrentag heimkommt und die Braut das Wiegenholz sieht, wird sie roth und sagt: „Geht s weiter, es wird eppa douh nit so gnädi sein!“ — aber übers Jahr sitzt sie am Wiegelein und wieget und wieget. —

Am Sarge.

Die Sitten und Gebräuche des Volkes, so unbedeutend sie auch oft scheinen mögen — ehret sie! sie sind das Erbe der Väter aus alten Zeiten und innig sind sie verwoben mit dem armen Menschenherzen, das sich noch nicht emporzuringen vermocht zum freien Lichte des Geistes; sie sind die Goldfäden, die sein herbes Los mit dem Heiteren und Schönen, mit dem Ideale verweben. Und diese goldenen Fäden ziehen sich durch das ganze Menschenleben von der Wiege über den Traualtar bis zum Grabe. Selbst um den Sarg weben sie noch den zarten, milden Schleier der Poesie.

Versetzen wir uns in eines jener stillen, verlornen Thäler des Oberlandes.

Es ist eine herrliche Sommernacht; heiter wandeln einige Bursche Arm in Arm über Wiesen und Felder und singen Lieder, wie sie schon jahrhundertelang in diesen Bergen hallen, immer frisch und sinnig, immer aus dem Herzen.

Endlich nahen sich die Bursche einzelnen Bauernhöfen und singen nun nicht mehr, sie schleichen ganz leise auf Umwegen, sie suchen ja die Fensterlein ihrer Herzliebsten auf. Weit ab durch das ganze Thal ist es noch lebendig, und von den Bergen klingen Lieder, Jodler und Juchhezer im Hochlaut und Hochgefühle der Freude.

Das ist die Samstagnacht mit ihrer Lust und Liebe und Glückseligkeit!

Aber plötzlich wird es ruhig, still — grauenhaft fast, und die Bursche wandeln stumm oder nur flüsternd ihren Wohnungen zu. Und doch zirpt die Grille wie früher, und am Himmel fehlt kein einziger der wunderbaren, freundlichen Sterne. Was betrübt die guten Menschen? Seht ihr dort am Berge, nahe am Halterhofe, das röthliche Aufleuchten? Man könnte meinen, es brenne das Haus selbst, so hoch und mächtig schlagen die Flammen auf und Funken fliegen empor, wie erlöste Seelen ins Reich der Sterne und des Lichtes. Das bedeutet, daß im Halterhofe Jemand gestorben ist.

Stirbt nämlich in einem einsamen Bauernhofe Jemand, so wird dessen Bettstroh vor dem Hause verbrannt, zum Zeichen für die Nachbarschaft, damit die Leute kommen und beten und die Leiche segnen mit Weihwasser. Auch verfügt sich sofort ein „Leichenansager" zur Pfarrkirche, um das „Schiedinläutn", (Verscheidenläuten) zu veranstalten. Bei Kindern wird nicht geläutet; für diese geschieht es schon im Himmel, denn sie kommen vom Mund auf in den Himmel und werden sogleich Engel!

Drei Tage und drei Nächte liegt der Todte aufgebahrt, gewöhnlich im Vorhause hinter der Bodenstiege. Hier ist über zwei Holzschrägen ein Bret gelegt, darauf ruht er und ist mit einem Leintuch zugedeckt. Zu Häupten flimmert ein Oellichtlein in einer gläsernen Lampe, und dabei steht das Crucifix und ein Weihwassergefäß.

Es ist wohl unheimlich, wenn er — der früher mit den Andern in Haus und Hof geschafft, bei Tische gescherzt und mit rothem Gesichte durch die Thüren aus- und eingegangen ist — jetzt im dunkeln Vorhause unter dem weißen Tuche daliegt, drei Tage und drei Nächte lang. Die Hausleute schleichen nur so vorbei und getrauen sich nicht recht hinzusehen auf die Bahre.

Aber wißt ihr, was man thun soll, damit man sich vor den Leichen nicht fürchtet? Wenn einmal eine Kindesleiche ist, so macht man über das Antlitz derselben mit dem eigenen rechten Daumen das Kreuzzeichen, und unmittelbar darauf macht man mit demselben Daumen das Kreuzzeichen auch auf seiner eigenen Stirne; — das hilft, in seinem Leben fürchtet man sich von keiner Leiche mehr!

Während dem der Verstorbene auf der Bahre liegt, ruht die Wirthschaft und die Leute beschäftigen sich mit Andachtsübungen und mit Vorbereitungen zum Begräbniß.

Auch die Nachbarn unterbrechen die gewohnte Tagesordnung und versammeln sich im Hause des Verstorbenen und wachen die drei Nächte hindurch bei Singen und Beten. Sehr gebräuchlich ist das alte Volkslied:

„Ich wollt wol ausgehen
Und weiß nicht, wohin,
Kein Mensch kann mir glauben,
Wie krank daß ich bin.
Das Kranksein, das ist
Wol gar ein' harte Buß,
Weil man halt nicht weiß,
Wann man sterben muß.

Heut geh ich noch ein
In mein Vater sein Haus,
Morgen in der Früh
Tragen s' mich schon hinaus.
Sie tragen mich hinaus,
Sie tragen mich herfür,
Sie setzen meinen Leib
Wohl zu der Freidhofthür.

Dort graben sie ein Grübelein,
Sie graben 's gar so tief,
Und legen meinen Leib hinein,
Da sollt er schlafen süß.
Sie legen ihn hinein,
Sie decken ihn fest zu,
Sie wünschen seiner armen Seel
Die ewige Ruh.

Die ewige Ruh
Und das ewige Licht;
— So legen sie den Leib hinein,
Da sollt er schlafen süß.
Der Meßner fängt an zu läuten
Den traurigen Glockenton,
Dann gehen meine Freunde
Halt alle davon.

Heute noch bin ich
Ein Röslein roth;
Morgen in der Früh,
Da bin ich schon todt.
Heut ists in mir,
Morgen ists in dir;
Es ist halt kein Kräutlein
Gewachsen dafür!"

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man um die Mitternachtstunde die tiefernsten Töne dieses Liedes hinauszittern hört aus der einsamen Menschenwohnung, gleichsam als Klage und Frage an die Gottheit, an das Schicksal.

Aber es wird gemüthlicher. Nach Mitternacht kommt Weißbrot, oder wenn der Verstorbene ein leibliches Testament hinterlassen, gar eine Schüssel Fleisch oder ein Korb Krapfen auf den Tisch, und nicht selten noch ein geistiger Trunk dazu, denn:

„A Leichnocht, de nit geistern thuat,
De bringt der oamen Seel ka Guat!
Und spuckt da Geist in Glaserl drein,
Aft fohrt die Seel in Himmel ein!"

Das ist das Todtenmahl um Mitternacht, heiter und gemüthlich oft.

Als der Weberhansl auf der Bahre lag und die Nachbarn fröhlich bei seinem Todtenmahle saßen, äußerte der Halterhiasl: „Na, wir is s heunt douh so lusti! Schod, daß da Webahansl nit do is, oba grod um oan Tog is er zfrüa gstorbn!"

Stets werden bei dieser Gelegenheit Episoden aus dem Leben des Verstorbenen erzählt und die Tugenden und Vorzüge des Todten in das günstigste Licht gestellt, denn ein Volksspruch lautet:

„Willst gschimpft wern,
Muaßt heiratn;
Willst globt wern,
Muaßt sterbn!"

Bricht endlich der Begräbnißtag an, so wird der Todte in einen rohgezimmerten Sarg gelegt und mit Rosenkränzen und Heiligenbildern überdeckt. Zuletzt geben sie ihm noch eine Wachskerze in die Hand und Feuerschwamm dazu, damit er am Tage der Auferstehung allsogleich Licht zur Hand habe und sofort seine Freunde und Anverwandten aufsuchen kann. Auch die Kerze, die zu Häupten der Bahre brennt, hat eine eigene Bedeutung. Leuchtet sie rein und ruhig, so ist es ein gutes Zeichen für den Todten und die Lebendigen; flackert sie aber unstät, so rüttelt der Tod daran, und es stirbt bald wieder Jemand in der Gegend! Auch ist es ein böses Omen, wenn der Sargdeckel nicht gut klappt, das deutet unrechtmäßig Gut in der Hinterlassenschaft!

Ist nun der Todte unter Niet und Nagel wohl verwahrt, so gehen die Leute noch zu einem Mahle, wobei wieder die Kerze eine Rolle spielt. Nachdem nämlich eine Reihe verschiedener Schmalz- und Mehlspeisen den Trauernden tröstend genaht, reichen die Verwandten des Verstorbenen jedem Leidtragenden eine Kerze, zum Zeichen, daß nun nichts mehr kommt, und man rüstet sich zum Aufbruche. Dann singen sie noch ein Abschiedslied, und sechs kräftige Bursche heben den Sarg, um ihn zu Zwei und Zwei der Pfarrkirche zuzutragen.

Diese ist oft mehrere Stunden weit entfernt. Da ziehen

sie hin in langer Reihe — die ganze Gemeinde oft — über Feld und durch den Wald, und beten laut. Voran schwankt der mit weißer Leinwand, dem „Ueberdon", verhüllte Sarg und diesem zunächst folgt das Weib, welches den Todten gewaschen und ihm die Sterbekleider angezogen hat. Dieses Weib trägt in einer Laterne die brennende Kerze, denn eine geweihte Flamme muß den Todten begleiten bis zum Grabe, „daß ihm das ewige Licht leuchte!"

In manchen Gegenden wird die Leiche mittelst eines Leiterwagens, welcher von einem Pferde oder zwei Rindern gezogen wird, zur Kirche befördert. Da wird zum Sarg noch ein Käfig mit einem lebendigen Vöglein gestellt, denn wenn nicht auch ein lebendiges Wesen auf dem Wagen ist, so bringen die Zugthiere den Todten nicht von der Stelle. Indeß das Vöglein, welches eine solche Todtenfahrt mitgemacht hat, lebt auch nicht mehr lange!

Weit bequemer ists bei Kinderleichen; da wird das „Todtentrüherl" ohneweiters mittelst eines Riemens dem nächstbesten Burschen um die Achsel gehangen oder gar auf den Rücken geschnallt, wie ein Felleisen.

Zur Kirche angelangt, findet sofort ein „schwarzes Amt" (die Todtenmesse) statt, bei welchem die Kerzen vom Frühmahle verbrannt werden. Nach derselben wird der Todte mit den üblichen Kirchenceremonien unter vielem Glockengeläute bestattet. Dann wird am Grabe noch gebetet und gesungen, es kommt Weihwasser und Erde auf den Sarg, ein kleines hölzernes Kreuzlein auf den Hügel, und das wunderliche Drama eines Menschenlebens ist aus.

Nicht doch, die Zurückgebliebenen spielen weiter. Die Verwandten des Bestatteten und alle Leidtragenden begeben sich ins Wirthshaus zur „Todtenzehrung", welche zwei bis

drei Stunden währt und nicht selten die ganze Hinterlassenschaft des Verstorbenen kostet. Der alte Waldbauer, als Geizhals bekannt, fürchtet sich lediglich deshalb vor dem Tode, „weil er gor so viel kost"!

Um 12 Uhr Mittags, während sie Alle ruhesam beim Mahle sitzen, fangen auf dem Thurm noch einmal die Glocken zu klingen an, was mit dreimaliger Unterbrechung oft eine ganze Stunde währt. Das ist das „Leichausleuten". Nun tritt der Todtengräber zur Thür herein, bringt noch einen Gruß vom Todten und berichtet, „daß er ruhig schlafe und kein Leid mehr habe". Hierauf betet er laut die „fünf Wunden Christi" und greift dann angelegentlich nach den Gläsern, die man ihm zubringt. So wird wacker gegessen und getrunken, bis mit Speise und Trank aller Kummer und Gram verzehrt ist.

Wohl, denen es gelingt! Aber ich habe einmal am Grabe des Bestatteten eine Waise gesehen, die ihr letztes Stücklein Brot für einen Stamm Rosmarin vertauscht hatte; denselben pflanzte sie auf den lockeren Hügel zur letzten Liebesgabe dem treuesten Herzen in der Tiefe.

Neujahr.

Die Zeitabschnitte, wie sie die Menschen festgestellt, haben durch das Zusammentreffen von den Erinnerungen der Vergangenheit und den Wünschen und Hoffnungen der Zukunft in denselben einen so geheimnißvollen Anstrich, daß der Einzelne gerade hier versucht ist, mit einem höheren Wesen auf eine, wenn auch übernatürliche Weise, anzuknüpfen, um mit Gunst desselben einen Blick in die Zukunft zu thun. Nicht blos der ungeschulte Mann aus dem Volke, auch der gebildete Städter harrt am Sylvesterabend der Mitternachtsstunde mit einer gewissen Erregtheit entgegen, und frägt das Orakel und schenkt ihm halb und halb Glauben. Sieht doch selbst der ernste Gelehrte lächelnd zu, wenn die Haushälterin für seine Zukunft Blei gießt, und am Neujahrsmorgen denkt er: Was wird in diesem Jahre alles kommen?

Nach alldem betrachtet, habe ich im Oberlande verhältnißmäßig wenig Sylvester- und Neujahrsgebräuche gefunden.

Der Bauer geht am Sylvesterabend um neun Uhr zu Bett, schläft sofort auch ein und wenn er erwacht, ist die Milchsuppe fertig und das neue Jahr. Er steht auf, gähnt und sagt: „Hiazt hon ih lacht a gonzes Johr gschlofn? No jo, vorigs Johr hon ih mih niedaglegt und heur bin ih erst aufgstondn!"

Daß die Tochter in der Nacht Blei gegossen hat, das weiß er nicht; er weiß es auch nicht, daß sie vom Tische aus einen Schuh gegen die Thür geworfen hat, und zwar so oft, bis die Spitze einmal gegen die Stube gekehrt war, denn das letztere bedeutet, daß im nächsten Jahr ein Freier zur Thür hereingeht. Aber neugierig wäre der Alte doch, was kommen wird. Es ärgert ihn, daß ihm der liebe Gott das neue Jahr gleich so hingeworfen hat, und daß er es jetzt nehmen muß, wie die Katz im Sack. Dem lieben Gott wär's gleich, ob er es Einem wissen ließe, oder nicht, und Unsereiner könnte doch das Kornfeld darnach richten.

Das sind so des Landmanns Neujahrsbetrachtungen, dann schreit er aber auch schon:

„Daß ma heunt kan olds Weib ins Haus kimmt, sist is s Gfröt fiati für s gonz Johr! — Wann ober a junga Bua onklopft, so mochts olle Thür und Thor auf und hoaßts n gleih zan Tisch, daß mar in den Johr viel Glück und Segn hobn!"

Und das ist sein Ernst; kommt aber an diesem Tag eine alte Frau ins Haus, so geräth er in Zorn! Dem Natzbauer ist am Neujahrstag, noch bevor die Sonne aufging, die alte Köhlerlise in die Stube gekommen, und noch in derselben Woche hat er sein Haus verkauft, weil nun ohnehin kein Glück und Segen mehr zu hoffen gewesen.

Ein Bursche aber bedeutet gerade das Gegentheil und der Bauer weiß sich stets dankbar zu beweisen, wenn ihm ein Jüngling den Neujahrsgruß bringt. —

Kaum sitzt der Bauer in seinem festlichen Anzug bei der Morgensuppe, so wird es vor dem Hause lebendig. Die Armen der Gegend haben sich vor seiner Thür versammelt und singen:

„Wos full mar in Hausherrn dann wünschn
Zan an neugn Johr?
Mia wern an wünschn
An guldanan Tisch,
Auf an iadn Egg
An guldanan Fisch;
Za da Mitt a Glasl Wein.
Dös full in Hausherrn
Sei Gsundheit sein!
Dös wünschn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos full ma da Hausfrau dann wünschn
Zan an neugn Johr?
A neugs Kristkindl
Aufn Hocholdor;
A neugs Kristkindl
Is nouh nit gmua;
A guldane Heidl
Wünschn mar ah dazua;
Mir wünschn ihr
An guldan Wogn,
Damit s konn
In Himmel fodn.
Dös wünschn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos full ma da Tochta dann wünschn
Zan an neugn Johr?
Mir wünschn ihr
An Bräutigon
Mit brinnrote Housn,
Wou in an iadn Sädl
Viel Dugodn lousn.
Dös wünschn mar ihr mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos full mar in jungen Herrn dann wünschn
Zan an neugn Johr?
Mia wünschn eahm
A feindsalige Braut,
De n olle Wochn
Siebn mol haut;
Und wünschn eahm
An eisnan Ruggn,
Daß er d Schläg
Konn owi druckn;

Dös wünschn mar eahm mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull mar in Ondern dann wünschn
Zan an neugn Johr?
De ma nit kina
Ban Nomen nenna,
Wird Goud da Herr
In Himmel dakenna;
Dös wünschn mar Olln mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!"

„Is scho recht," sagt der Bauer, „gebts eahnar auffi wos!" Und die Bäuerin trägt eine Schüssel Krapfen hinaus und gibt, wenn sie wohlhabend ist, jedem Einzelnen der Sänger noch ein Geldstück. —

Wer geschickt im Zeichendeuten ist, der kann übrigens heute schon was erfahren. Besonders sind die Eiszeichnungen auf den Fenstern bedeutungsvoll; da hinauf wirft das junge Jahr den Plan der Zukunft.

Die Flammen auf dem Herde müssen auch beachtet werden, ob sie hoch aufflackern oder welche Farbe sie haben. Selbst die Hühner wissen in diesen Dingen mehr als der Mensch; wenn sie schreien oder in die Höhe flattern, oder sich in enge Kreise versammeln, Alles hat seinen Grund und seine Auslegung.

Sogar an seinen eigenen Kleidern kann der Mensch heute lesen. Wenn sich der Rockkragen aufstülpt, so heißt das viel Verdruß im Jahr; wenn sich ein Schuhband lockert und von selbst löst, steht eine Hochzeit in Aussicht. Und so könnte ich euch noch Vieles erzählen, wenn's nicht ein wenig langweilig wäre.

Die neuen Dienstleute, die im Hause sind, sehen heute nur auf Eines, nämlich, wie lange zu Mittag die Mahlzeit dauert und wie viel Gerichte auf den Tisch kommen; das

entscheidet, ob die Bauernleute neidisch oder freigebig sind, und das ist doch eine wichtige Frage für den Dienstboten, den der liebe Gott die wenigen Freuden des irdischen Lebens in der Schüssel zukommen läßt, freilich nur in Gestalt derber Roggenknödel oder eines fetten Heidensterzes.

Doch — ein fein zufrieden Herz,
Und der helle Sonnenschein,
Und dazu ein Heidensterz,
Ist genug zum Glücklichsein!

Dreikönig.

Man soll's kaum glauben, aber die Dreikönigsnacht ist die wichtigste unter den heiligen Nächten des ganzen Jahres.

Das ist die letzte der drei Weihnächte, in welchen der Bauer in Haus und Hof den Rundgang macht und sein Besitzthum beräuchert und besprengt, auf daß Heil und Segen sei in Stall und Vorrathskammer und Scheune.

Von diesen Rundgängen am Christ- und Neujahrsabend unterscheidet sich der heutige dadurch, daß in demselben nicht blos beräuchert und besprengt, sondern auch auf allen Thüren und Thoren mit der Kreide ein dreifaches Kreuz gezeichnet wird. Das ist gut für jegliche Hexerei, und die Kreide hat außerdem noch die Kraft, daß sie, wenn man mit ihr einen „Drudenfuß“ auf die Betten zeichnet, in der Nacht die Gespenster abhält.

Wer ist der beste Zeichner im Hause? Derselbe komme nun und schreibe auf die Stubenthür schön und zierlich die „heiligen drei Könige“ mit den dazu gehörigen Kreuzen und der Jahreszahl an beiden Enden, wie es Brauch und Sitte ist seit uralter Zeit.

18 C. + ✝M. + B. 70

Das sind die „heiligen drei Könige“, und die bleiben nun stehen an der Thür bis zum nächsten Weihnachtsfeste, wo sie

die Magd mit dem Besen wegfegt, weil im Laufe des Jahres nicht blos Einer der Weisen, sondern gar alle drei schwarz geworden sind.

Nachdem nun die Zeichnung fertig geworden, kommt die Zeit zum Essen.

Diese Nacht heißt auch die Dreimahlnacht, weil in derselben drei Mahle auf den Tisch kommen, welche aus neun verschiedenen Musgerichten, den „neun Koch" bestehen sollten. Da gab es früher Haber-, Roggen-, Weizen-, Milch-, Aepfelmus u. s. w., — jetzt zieht man's vor, statt den neun Kochen neun andere Gerichte zu wählen; — wozu der Formenzwang, die Hauptsache ist doch nur, daß viel gegessen wird. Aber gegessen — sagt der Bauer — müsse heute auch so viel werden, daß Keiner im Stande sei, sich von selbst in das Bett zu legen, sondern sich Einer auf den Andern und der Letzte auf die Ofengabel zu stützen genöthiget wäre, um so ohne Gefahr für den reichlich versehenen Bauch auf den Boden zu gelangen.

Für das junge, ledige Volk ist das übrigens wohl nicht angezeigt, denn das hat heute noch zu später Abendstunde ein wichtiges Geschäft.

Wenn nämlich Eines oder das Andere wissen will, ob es in diesem Jahre heiraten wird — und das will Eines oder das Andere immerhin wissen — so geht es hinaus in den Hof, wo die Fichtenäste der zubereiteten Streu aufgeschichtet sind. Von diesen nimmt es einen Arm voll und eilt damit in das Haus zurück. Im Hause werden die Aeste gezählt und da zeigt es sich. Hat die betreffende Person die gerade Zahl erwischt, so heiratet sie noch in diesem Jahre, hat sie aber die ungerade, so — nun, so glaubt sie einfach nicht daran; und wenn man an derlei nicht glaubt, so hat es auch nichts zu bedeuten.

Wer viel Geld haben will, der gehe in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg, d. h. auf einen Punkt, wo sich die Wege kreuzen. Dorthin kommt ein kleines buckliges Männlein und das muß man ansprechen und beschwören. Das Männlein gibt hierauf neun Fragen, welche man sofort beantworten muß, ohne dabei die drei Wörtlein Ja, Nein und Ich auszusprechen Trifft man das, so bekommt man einen Hutvoll Thaler. — Aber das Männlein ist Niemand Anderer, als der Böse.

Da ist vor wenigen Jahren der alte Strohdecker Urban auf den Kreuzweg gegangen, und der Urban ist gar schlau und hat stets gemeint, er sei gescheidter, wie so ein dummer Teufel.

Frägt ihn das Männlein: „Weißt du, wer heut' auf den Kreuzweg geht?

„Der Teufel," antwortet Jener.

„Bist du denn der Teufel?"

„Bin ein armer Teufel."

Höre, wenn du ein armer Teufel bist, so sage jetzt ja oder nein, und ich schenke dir zwei goldene Stiefel!"

„Dann wär' ich ein dummer Teufel."

„Hörst du, jetzt hast du schon verspielt, dumm darfst du nicht sagen."

„Dumm darf man sagen."

Und so beantwortete der Urban dem Männlein acht Fragen und glaubte schon gewonnen zu haben, da frägt der Böse plötzlich: „Sag' an, um welche drei Worte handelt es sich?"

„Hol' mich der Teufel, wenn ich dir's sag," schreit der Urban.

„So komm denn, bin auch ein armer Teufel," lacht das

Männlein, und der Urban lacht auch, weil er den Schuster Hartl erkennt.

Der Decker Urban mags nicht recht leiden, wenn man dieses Geschichtchen erzählt, aber beim Mahle in der Dreikönigsnacht erzählt man sich's immer und immer wieder. —

Nach derlei Wunderbarem und Geheimnißvollem bricht endlich der Festmorgen an.

Kaum ist die Sonne über die beschneiten Waldberge herauf, so bewegt sich ein neuer sonderbarer Aufzug durch das Dorf.

Es sind merkwürdige Gäste. Voran hüpft ein Junge einher und trägt auf einer langen Stange einen großen „goldenen Stern". Diesem folgt die jubelnde Schuljugend in ihrem bunten Anzug, und endlich kommen gar drei große Herren in goldenen Gewändern!

Alldem voraus sind zwei weiße Engel mit goldenen Flügeln und diese singen, um die Leute in den Häusern auf die nahende Schaar aufmerksam zu machen:

„Hiasl he, wos muaß dös sein,
Hiazt kema die Zigeiner in unsa Lond herein.

Ih woaß nit, seins Krowotn, ih kenn s nouh nit recht,
s is a gonza Schipl, daß ma s kaum zähln möcht.

s is a gstraflis Wesn, a keßnmäßis Gschrei,
Und wann dös unser Omtmonn hört, so führt er s eini glei.

Se hobn jo a Pockwer, es is schier a Graus,
Ma moant jo, se hätn scho viel Dörfa plünad aus!

Se hobn rare Mianer und buglade Rous,
Se mochn lonke Kraguer, as wia da Fronzhous.

Oana, der is a kuhlschworza Monn dabei,
Just wia da schworz Toni in unsern Kälbergei.

Oana, der hot a gonz Trüherl vull Guld,
Ei, wann er sih douh bsinna thät und mirs schenkn wullt!

In Weihrach, den rach ih nit, hou eh gestan gracht,
Und d Myrrn sein ma z hanti (zu bitter), daß ih ma s Maul vaderbn thät.

Und seht, nun stehen sie selbst schon vor der Thür — es sind die heiligen drei Könige aus dem Morgenland, in der Mitte der Mohr mit dem kohlschwarzen Gesicht.

Oft, wenn ein Ueberzähliges mit Schmuck und Kleidung aufkommen kann, sind auch vier „heilige drei Könige".

Nun singen sie den Weihnachtsgruß. Sie singen vom falschen Herodes, von dem Stern, vom holden Jesukindlein; sie singen von Gold, Weihrauch und Myrrhen … o, nichts sonst haben sie gemeinsam mit den drei Weisen aus Osten, als die Myrrhen — die bitteren Myrrhen. Sie, die da glitzern in Rauschgold und Sonnenpracht, und die da singen von Edelgestein und goldenen Kronen — sie sind nur da, um vor der Thüre des Wohlhabenden ein Stücklein Brot zu erbitten; — es sind die Aermsten der Gemeinde.

Fasching.

Der Fasching ist auch bei dem Landvolke eine bewegte Zeit. In derselben kommen die meisten Hochzeiten vor und die Wirthe räumen ihre Dachböden aus und streuen Federweiß auf den Boden, damit es sich gut tanzen läßt.

Und am Sonntage, wenn in der Kirche der Nachmittagssegen vorüber ist, kommen sie beim Wirthe zusammen. Es wäre auch schwer, vorüber zu gehen am Hause, wo über der Thüre das Tannenreisig winkt, denn die Bläser und Geiger sind schon „beim Zeug", und es klingt und hopst ein Steierischer da drinnen, und man jodeld Almer und andere Lieder — und wenn's brennt daheim, man muß ins Wirthshaus!

Zwar der Bauer hat's nicht gern, wenn seine Leut' zum Tanz gehen, es ist wegen des Pfarrers, der setzt sich dann zu seinem Gläschen, nimmt eine Prise und denkt sich: Schau, schau, Der und Der läßt seine Leut' auch zu sündhaften Unterhaltungen gehen! — und das wirft dann viel Schatten auf den Betreffenden.

Damit die Knechte und Mägde lieber daheim bleiben, so läßt sichs der Bauer angelegen sein, daß durch die ganze Faschingszeit hindurch bessere und reichlichere Kost auf den

Tisch kommt. Besonders in der letzten Woche, welche die „Foastwochn" heißt, wird viel Schmalz und Fleisch verzehrt. Und vor Allem ist es der „Foastpfingsta, Foastsunta, Frousmonta" und der allerletzte, der „Foschnto", an welchem sich der Bauer erprobt, ob's denn nicht geht:

Olle Tog a Sau und a Kua
Und an Zenggn (Centner) Schmolzkouch dazua.

Es ist um so nothwendiger, an diesen Tagen möglichst viel zu verzehren, da denselben die siebenwöchentliche Fasten folgt, in welcher ein wahrhaft christlicher Bauer kein Stücklein Fleisch und kein Tröpflein Schweinschmalz über die Zunge lassen soll.

Zwar hat in den letzten Jahren der bischöfliche Hirtenbrief, der am „Foastsunta" immer von der Kanzel verkündet wird, das Schweinschmalz an den Fasttagen erlaubt, aber „in Geistlingan därf mar ah nit olls glabn", meint der Landmann, „ba de hebt der ondere Krist zerscht on, dös hobn die oldn Leut ollaweil gsogg, und s' se habn s ah gsogg, wer Somstas a Fleisch oder a Schweinschmolz ißt, fü den thuat unsa liabe Frau neama fürbittn und mit den is s aus und is s vabei!"

Ist da Fasching vorüber und der Aschermittwoch angebrochen, so erwacht plötzlich der Sinn der Nüchternheit und Abtödtung. Das Erste ist, daß die Küchenmagd den Fasching hinauswäscht. Sie reiniget nämlich mit der größten Sorgfalt alles Küchengeschirr, alle Gegenstände um den Herd herum, alle Bänke und Stühle in der Stube und besonders den Tisch mit dem Eßzeug, damit ja kein Tröpfchen Fett hängen bleibt und die heilige Fastenzeit entweiht. Die Leute gehen zum Brunnen und spülen sich den Mund aus; knien dann um

den Tisch herum und beten den Kreuzweg und die Litanei vom Leiden Christi.

Eines oder das andere Mädchen lehnt wohl gar am Brunnentrog, wäscht sich immer und immer wieder die Augen aus und singt so vor sich hin:

„Sida, seit n Foschn her,
Schmeckt ma gor nix, gor nix mehr,
Ollaweil, ollaweil kimmts ma für:
Aus is s mit mir!“

Daß wir wieder auf unser Faschingsessen kommen — sind die jungen Leut' halt einmal so, sie äßen euch lieber den ganzen Tag nichts, als daß sie zu Hause blieben. Da gehen sie am „Foastsunta“ oder am „Foschnto“ (Faschingdienstag) zum Bauer und bitten ihn demüthiglich, daß er ihnen erlaube, ein wenig zum Wirth zu gehen. Da sind nun zwei Fälle möglich, entweder der Bauer erlaubt es, dann gehen sie ins Wirthshaus, oder er erlaubt es nicht, dann gehen sie — auch ins Wirthshaus, aber heimlich, wenn die Bauernleute schon schlafen.

Da fällt mir ein Geschichtchen ein, das sich in unserem Thale einmal zugetragen haben soll, und weil es heiter ist und ein treues Faschingsbildchen gibt, so will ich es sofort erzählen.

Der Josl und die Rosl.

Es war schier zum Verzweifeln.

Im Dorfe drüben ging's so groß zu und im Wirthshause waren alle Fenster beleuchtet, wie die Kirch' in der Christnacht, und alle Geigen und Clarinette waren dort beisammen und die Burschen thaten noch Zither spielen und singen dazu, daß die Spatzen auf dem Dache wach wurden und ordentlich zu tanzen anhuben.

Jetzt konnte man gar den Bachbartlbuben hören, wie er sang:

„Und heunt is da Foschnto,
Heunt sauf ih, wos ih mo,
Morgn moch ih s Testament,
's Geld hot an End!".

Und gleich darauf schallte, von Zitherklang begleitet, ein Anderes herüber:

Zwoa kuhlschworze Kerschkern,
Und s'Diandl hot mih kreuz gern
Und gwoant hots um mih,
Wir ih fuatgonga bi!"

Jetzt fielen wieder die Trompeten und Geigen ein und die Clarinette jauchzten dazu und die Burschen jauchzten auch.

So war's drüben im Dorfwirthshaus. Anders war es im finsteren Kuhstalle des Grabenleitnerhofes.

Dort lehnte am Heubarren ein Mädchen, welches sehr weinte. Es war die Stallmagd des Grabenleitners; die war neunzehn Jahre alt und hieß Rosl. Aber deswegen weinte es nicht, sondern — ach, es war schier zum Verzweifeln!

Dort drüben ist die Fastnacht und hier ist der Charfreitag; dort drüben singen und tanzen sie und hier röhrt die Kuh und schellt so einfältig mit der Kette!

Und Rosl war eine so fleißige Magd und sie hatte sich schon gar so lang gefreut auf den heutigen Tag — aber da hat der Grabenleitner gerade um eine Woche früher eine unheilvolle Predigt gehört. Die Predigt handelte vom Tanze, daß er eine Todsünde und der kürzeste Weg ins höllische Feuer sei.

Als der Bauer darauf heimging, schüttelte er ununterbrochen seinen Kopf und redete vor sich hin: „Is guat, daß ih s woaß; dös war a schöne Gschicht, wann meine Leut zan

Tonz gangadn und ollmitanonder owirumpladn in d'Höll! Wen hät ih dann im Fruajohr zan Onbau!!"

Und als der Grabenleitner nach Hause kam, verbot er es seinem Gesinde, für die Fastnacht den Tanz zu besuchen.

Das traf die lebenslustige Rosl wie ein schwerer Schicksalsschlag und sie ging hin zum Knecht, fiel ihm um den Hals und beschwor ihn, daß er ihr helfe. Und der Josl sagte, er wolle sehen, was sich da machen ließe. Der Bauer war einfältiger, als man meinen sollte, aber der Josl war gescheidter, als er aussah.

Als nun die Fastnacht kam, da trat der Josl hin vor seinen Dienstherrn und fragte Anfangs, ob er nicht etwa die Ochsen einspannen und in die Mühle fahren müsse und dann fragte er noch, was für den nächsten Tag zu thun sei, ob sie in den Wald hinausgehen oder auf der Tenne bleiben sollten. Aber als er darüber Bescheid hatte, blieb er noch stehen vor dem Bauer und zupfte von seinem rothen Brustfleck durch ein Löchlein die Watte heraus.

„Nu, und wos dann nouh?" fragte der Bauer barsch.

Da trat ihm der Bursche noch einen Schritt näher und sagte kleinlaut:

„Gelt Baur, Du host nix dagegn, wann ih d'Rousl heunt auf d Nocht auf a Stündl ins Wirthshaus übri führ und ihr an Meth und a Tanzl zohl?"

Was nun der Grabenleitner auf diese treuherzige Rede wohl geantwortet hat? Just nichts Erbauliches.

„Aha!" hat er gesagt, „bist schon do mit deine Flausn? Wann ih dih hiazt ban Schoupf nimm und beidl dih, so muaßt ma donkn, du brauchst nouh a Zucht. Zan Tonz gehn, zan Tonz! Dös wa s Wohre! Ih sog da na so viel, Josl,

wer heunt vo mein Haus zan Tonz geht, den sull in Wirthshaus auf da Stell da Teufl huln!"

Der Josl hat noch ein Schöppchen Watta aus seinem Brustlatz gezupft und ist dann langsam in den Stall gegangen.

Es war am Abend desselben Tages.

Der Grabenleitner las noch zu später Nachtstunde eifrig in der Bibel. Er hatte auch das Kochem'sche „Leben Christi" vor sich aufgeschlagen und las das Kapitel von der Hölle, wie diese 50 Meilen lang, 50 Meilen breit und 50 Meilen hoch ist. Und er sann darüber nach, wie doch der gute Pater Kochem diese Bemessungen angefangen haben mochte. Doch, noch zu rechter Zeit mahnte ihn eine Stimme: „Grüble nicht, o Staubgeborner, an den Sätzen der heiligen Schrift, denn unerforschlich sind Gottes Rathschlüsse!" Demuthsvoll klappte der Bauer das Buch zu. Es schlug eilf Uhr.

Da, plötzlich fiel es ihm ein, ob sie wohl daheim und nicht etwa heimlich fortgezogen seien, nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Zwar hatten ihm der Josl und die Rosl schon manches Jahr treu gedient und stets die Gebote ihres Herrn befolgt, allein schwach ist das Fleisch und groß die Macht der Hölle!

Der Bauer schlich aus seiner Stube und in den Stall, wo das Bett der Rosl stand. Alles in Ordnung, die Magd lag ruhig unter ihrer Wolldecke und schlief den Schlaf des Gerechten. Ganz anders war es, als der Bauer zum Bett des Josl kam. Das war öde und leer. „O, Du schlechter Lump Du!" sprach der Bauer zu sich selbst, meinte damit aber den Knecht, der abwesend war „woat, ih wia da nouh zoagn, wer dei Herr is; heunt ba da Nocht nouh suach ih dih auf, ziach dih ba die Orwaschl hoam ins Bett und morgn vajeik ih dih erst!"

Hinter der Hausthüre lehnte der Mühlstock; nach diesem griff der Grabenleitner und machte sich brummend auf den Weg gegen das beleuchtete und belebte Wirthshaus.

Der Wirth zum „heiligen Florian“ — dessen Schutzpatron über der Hausthür seinen Wachtposten hatte — machte große Augen, als er den geizigen und bigotten Grabenleitner daherkommen sah und sagte: „Ei der Tausendschlapperment, ist aber das was Seltsams, Herr Nachbar!“

„Na, daß d e r do is,“ flüsterte ein lustiger Junge seinem Nachbar zu, „döß bedeudt wos; entweda kriagn mar an Kriag, oder es geht d'Welt z'Grund!“

Die das gehört hatten, lachten laut auf.

Aber der Grabenleitner sah und hörte nicht auf das, sondern er fuchtelte mit dem Stock in der Luft umher, machte äußerst verdächtige Geberden gegen den Schützling des heiligen Florian und gurgelte: „Is er do, oder is er n i t do?“

„Er is n i t do!“ rief der Bachbartlbub auf gut Glück, ohne zu bedenken, wie höchst verdächtig dieses schnelle Dreinfahren war. Er lachte und faßte den Bauer an der Hand. Bald waren auch noch ein paar andere Burschen zur Stelle, und nachdem sie sich gegenseitig ins Ohr geflüstert hatten, nahmen sie den Grabenleitner in ihre Mitte und zogen ihn zu ihrem Tisch, der sich sofort mit Unterländerwein und Oberländerfaschingskrapfen deckte.

Als sie ihm nun von allen Seiten zutranken und ihm sagten, daß er eigentlich ein lieber Kerl sei, da legte sich sein Zorn und sein Grollen etwas; er lächelte ein wenig und that endlich Bescheid. Und siehe da, noch weit eher, als es sich die Burschen versahen, haute der Grabenleitner seine knochige Faust in den Tisch und weinselig lächelnd rief er aus: „Seids

scho vaflüxte Kampl, ös — ös hobts mih dronkriagt, ih moan, ih kriag an Dusl? He?

Na, bringts her a Glos Bradl
Und Wein, a Purzion,
Jo, s Essn und s Saufn,
Dös is mei Passion!"

Die Burschen schnalzten dem Alten mit den Fingern zu und sangen dann:

„Und hobn ma glei an Offn,
Wegn den geht Koana schlofn;
Mir trinkn nouh a Glaserl drauf,
Und über an lustin Lumpn,
Do steht amol nix auf!"

„Dös is grechn a lustige Nocht!" meinte der Bauer, als ihm die Leute auf die Achsel klopften und immer wieder ihre Gläser brachten. „Ih bin dös Weinl holt nit recht gwohnt; ih trink sist olleweil a kolts Wossa, wann i dursti bin. Grod an Johanneswein trink ih za Weihnächtn, und vo den kost ih so long und so long ollamol, bis ih s'Glasl zsomschlog — oftn (dann) is s gmua."

Als hierauf auf dem Tanzboden die Musik anhub, machte er allerhand Bewegungen im Tact, und als nun gar ein Altsteierischer kam, schön langsam und gemüthlich und doch voll Lust und Leben, da schrie der Grabenleitner: „Jestl, a Stoansteira! Dös is der, den s ba mein Brauttonz gspielt hobn — Buabn, den moch ih mit!"

Sofort sprang er auf, faßte die Kellnerin an der Hand und eilte mit ihr auf den Tanzboden. Alles wich ihm aus und lachte und wunderte sich gar über den flinken Alten — er tanzte wie ein Mädchen.

„Ih woaß gor nit, wia ma heunt is!" meinte er nach seinem ersten Tanze, „die gonz Weltkugl möcht ih aufn Bugl nehmen und aufn Sterna damit umahupfn. Oba sogts zu

mein Josl und zu mei Rosl nix — und mei Weib, de därfs ah nit wissn, de is ka guade, wann s bös is!"

Der Bachbartlbub entgegnete:

„Wann ih geh, so geh ih gleih,
Geh ih hoam zu mein Wei,
Ba mein Wei hots ka Ziel,
Geh ih hoam, wonn ih s will!"

„He, auf nouh an Steirischn, Spielleut!" rief der Grabenleitner wieder und warf den Musikanten einen Groschen auf den Tisch; aber just wie die Musik beginnt und der Bauer seine Tänzerin um die Hüfte nehmen will, da — o ihr Ewigen! — erfaßt ihn eine kalte, starre Hand — eine Klaue — am Genick und hinter ihm steht der Böse und grinst ihn an voll unendlichen Hohnes und ladet ihn ein zu einem Tänzchen.

Der Bauer schrie auf und wollte für den ersten Moment entfliehen, aber der wackere Gottseibeiuns hatte seine Klauen so innig in den Rockkragen des Grabenleitners gebohrt, daß diesem kein anderer Ausweg blieb, als zu Boden zu sinken.

Nun erst ließ der Unheimliche sein Opfer los, hob sein scheußlich Haupt, winkte mit den Hörnern und fletschte die Zähne.

Es herrschte Todtenstille, welche der Böse sofort mit folgender Kündigung unterbrach: „Dem Hans Jörg Schmutzer, vulgo Grabenleitner, hier, Gruß und Handschlag von meinem Principale Luzifer! Mittelst Vollmacht, die uns besagter Hans Jörg verliehen, indem er Jeden von seinem Hause, der heute zum Fastnachtstanze geht, dem Teufel verschwor, sendet mich mein gnädigster Herr und Gebieter...."

Eine Maus hätte man jetzt laufen hören können, so still war's, bis der Alte endlich einen hoffnungslosen Versuch machte, um Gnade zu flehen.

Und siehe da! Man hätte sich das vom Teufel nicht gedacht, er war ungemein großmüthig. Nur eine ganz kleine Bedingung stellte er für sein Opfer: Er wolle billig sein, der Grabenleitner möge aus seinen zwei Dienstboten Josl und Rosl ein Paar machen und es für die Jahre, die sie ihm treu gedient, mit einem kleinen Hausstand ausstatten — dann sei er frei; — es sei ohnehin nicht der Rede werth.

„Und nouhamol sull mih da Teufl huln, wann dös nit mei Josl is!" lachte jetzt der Bauer plötzlich auf und ein schmetternder Tusch fiel ein —

Und zur Fastnacht über's Jahr
Waren der Josl und die Rosl ein Paar!

Ostern.

Ostern erwartet der Landmann mit doppelter Sehnsucht. Fürs Erste erfreut er sich an dem Auferstehungsfeste Gottes und der Natur, und zweitens bringt ihm Ostern die Erlaubniß, seine Speckknödl und das dünne Stücklein Rindfleisch, welches er schon sieben Wochen entbehren mußte, wieder zu genießen. Der Oberländer hält noch strenge an die vierzigtägige Fasten, und weil er beim lieben Gott durchaus einmal was ganz Besonderes gelten will, so gibt er zu den vierzig Tagen noch neun dazu. Die Bäuerin zwar beklagt sich, daß sie im ganzen Jahre nicht so viel Rindschmalz brauche, als in der Fastenzeit, aber es ist zum Wenigsten nicht „lutherisch“.

Seitdem aber der Bischof die Erlaubniß herausgegeben hat, daß anstatt Rindschmalz an den Fasttagen auch Schweinschmalz verwendet werden dürfe, seitdem nennen ihn die Frömmsten den schweinernen Bischof.

Zu Ostern jedoch hört all dergleichen Bedenken auf und die neue Gemeinschaft mit dem Fleische wird durch das „Weihfleisch“ eröffnet.

Schon am Charsamstag brodbeln am Herde die Töpfe Aegyptens und am frühesten Sonntagsmorgen, der durch Schießen, Musik und Osterfeuer verherrlicht wird, begibt sich der Großknecht mit der blank gescheuerten Fleischkübel, oder die Magd mit dem Korb, zur Kirche. Der Herr Pfarrer, der

das Sehnen seiner Gläubigen kennt, verfügt sich schon vor dem Gottesdienst zum Altar und spricht die Weihe und den Segen über die köstlich duftenden Schinken.

Kaum ist er damit unter der Andacht des Volkes fertig, so strömmt letzteres plötzlich mit großer Unruhe dem Ausgange zu. Auf dem Kirchanger scheiden sich nun die Leute in Gruppen; die Zusammengehörigen eines jeden Hauses schaaren sich um den Großknecht, der den kostbaren Gegenstand längst gehegter Sehnsucht in Verwahrung hat.

Hierauf lassen sie sich an der Kirchhofsmauer nieder und unter Erwartung aller Augen und Herzen öffnet der Großknecht das Gefäß und theilt jedem der Seinigen mit einem „Gsegn Gott 's Himmelsbrot!" von der Gottesgabe.

Das ist nun ein gar fröhlicher Schmaus um die Kirche herum, und wenn nicht noch zu rechter Zeit das Glöcklein zum Gottesdienst riefe, so würde wenig Weihfleisch für den Mittagstisch übrig bleiben.

Der Waldschneider, den ich recht gut kenne, hält aber das „Fleischindiekirchetragen" für sehr überflüssig. Der hängt seine Fleischkübel um Sonnenaufgang an einen Tannenbaum. Auf die Frage, warum er das thue, gibt er zur Antwort: „Jo woaßt, weil da heili Voda z Rom in Ostasunntamorgn auf s Pederskirchndoch auffisteigt und mit boad Händn da gonzn Welt in fleischlichn Segn geit. Derowegn därf ma s Fleisch um diese Zeit nar aufn Bam auffihenkn und da Segn find s schon on!"

Wenn der Großknecht das Weihfleisch und der Weidknecht am Palmsonntag die Palmtrag zu besorgen hat, so liegt zum Osterfeste auch noch dem Stallbuben eine Pflicht ob. Der hat von der Kirche das „Weihfeuer" nach Hause zu bringen. Der Todtengräber macht nämlich auf dem Friedhofe, der

gewöhnlich um die Kirche herum liegt, aus hinfälligen Grabkreuzen und halbverwesten Sargbretern ein Feuer an, welches der Pfarrer entweder vor oder nach der Auferstehungsfeier weiht. Ist der Gottesdienst zu Ende, so eilt von jedem Hause ein Bub auf den Friedhof, nimmt ein brennendes oder glühendes Stück Holz vom Weihfeuer in eine Pfanne und lauft damit seinem Hofe zu. Sehr schlimm ist es, wenn ihm unterwegs das Feuer auslischt, dann stirbt im Laufe des Jahres Jemand in seinem Hause.

Vor wenigen Jahren ließ der Hansl-Seppl-Toni-Bub unvorsichtiger Weise das Feuer unterwegs ausgehen, und in acht Wochen darauf starb seine Großmutter! —

Wenn nun der Bube seine Glutpfanne glücklich nach Hause bringt, so werden die Kohlen zum Herdfeuer geschüttet und sofort ist es die Sorge der Bäuerin, daß das heilige Feuer im ganzen Jahr hindurch nicht mehr ganz auslösche, damit im Hause die Flamme wahrer Frömmigkeit lohe und der Todesengel vorüber gehe.

Vom „Antlaspfingsta" — Ablaßdonnerstag oder Gründonnerstag, muß ich auch ein paar Worte sagen.

An diesem Tage findet an einigen Orten die Fußwaschung statt. Da wäscht der Bauer allen seinen Hausgenossen die Füße und wünscht dabei Jedem was Besonderes. Wenn er bei dieser Gelegenheit seiner älteren Tochter Etwas leise ins Ohr sagt, so ist der Gegenstand seines Wunsches nichts Anderes, als ein baldiger Freier.

Aber die Tochter sagt wohl gar: „Gehts weida, ih mog jo koan!" erschrickt jedoch nach diesen Worten, denn während der Fußwaschung darf man am Allerwenigsten eine Unwahrheit sagen!

Nach der Fußwaschung folgt der „Grünwasengang".

Wenn nämlich auf dem Hausanger schon der Schnee weg ist, so muß man sich Abends während der „Todesangstzeit" baarfuß hinaus ins Freie auf den grünen Rasen begeben. Das ist sehr wesentlich, es schützt den ganzen folgenden Sommer hindurch vom Blitzerschlagen! —

Fremde wundern sich über die vielen Holzkreuzchen, die in unserem Lande an den Thüren der Bauernhöfe befestiget sind. Es wird nämlich alljährlich am „Heiligenkreuztag" (Kreuzerfindung, 3. Mai) aus den am Palmsonntage geweihten Weiden ein Kreuzlein geschnitten und an die Thüre genagelt, das ist gegen die Hexen und gegen die Habergais. Von den Hexen erzähle ich kein Wort, die kennt Jeder — schrecklich sind die Alten, gefährlich die Jungen —. Geheimnißvoller ist die Habergais. Das ist ein Wesen mit drei Füßen und einem riesengroßen Kopf. Trotzdem kommt sie durch das Schlüsselloch und gespenstert in der Nacht im Hause umher und drückt die Schlafenden, indem sie ihnen den schweren Kopf auf die Brust legt.

Aber immer hilft das Kreuzlein an der Thür für derlei doch nicht. Des Weichselbauers Lise hat schier alle Sonntagnächte heftiges Drücken am Magen, und der Weidknecht hat ihr doch in einem Jahr drei Weidenkreuzlein auf die Kammerthür genagelt. Der Hunger, meint man, kann sie doch nicht drücken, denn gerade an den Sonntagen verzehrt die Lise sieben Knödel.

Ein Ostermorgen.

Milde ist die Auferstehungsnacht und der helle Vollmond ergießt seine Silberstrahlen in das stille Schlafgemach.

Plötzlich knallt draußen ein Pöllerschuß und nun erwacht um die Mitternachtstunde das Leben im Thal und auf den Höhen.

Das ganze Hausgesinde verläßt seine Lagerstätten und eilt in das Freie. Es schließt sich an die Nachbarsleute und nun wandeln sie lustig plaudernd und singend aufwärts gegen die Kreuzkuppe.

Selbst der Bauer richtet sich im Bette auf, blickt durch die klaren Scheiben hinaus, weckt dann gar sein Weib und sagt:

„Alte, das ist eine wahre Herrlichkeit, was die heute treiben da draußen; schau dir einmal diese Menge Osterfeuer an!"

Er hat wohl recht, es ist eine wahre Herrlichkeit! Da hinter dem Walde leuchtet es auf, als ob ein ganzes Haus in Feuer stünde; unten im Thale flimmern drei rothglühende Pyramiden und jenseits, über den ganzen Hang hinauf, liegt ein riesengroßes, flammendes Kreuz. Und weit hinter den heimischen Höhen, wo sich am Tage der blaue Horizont

hinzieht, sieht man's funkeln, wie goldene Sternlein im dunkeln Grunde.

Die Bäuerin blickt lange durch das Fenster, dann sagt sie: „Jetzt mag ich nicht mehr schlafen" und kniet auf den Betschämmel zum Tisch.

Der Ostermorgen ist eingezogen.

O, kommt mit mir, ihr lieben Menschen, wir eilen gegen die Kreuzkuppe — dort klingt und schallt und flammt Lebenslust und Osterfreude.

Auf der Anhöhe ist ein ebener Waldanger von düsteren, hohen Tannen umgeben. Mitten auf demselben steht ein riesiger Holzstoß, an dem die Burschen des Dorfes wochenlang gebaut und geschichtet haben. Reich bekleidet ist er mit Moos und Reisig und auf seinem Scheitel trägt er einen Kranz von Stroh und Werg und anderen, leicht brennbaren Stoffen.

Um diesen dunkeln Riesen stehen sie in weitem Kreise und die Mondscheibe lächelt nieder auf die Waldberge und auf die weißen Nebel im Thale.

Die müssigen Leute, die da sind, sprechen und lachen; die Musikanten stimmen ihre Instrumente und etwas abseits kauern mehrere Männer und schlagen und stoßen mit Hämmern an Eisen und Gesteine. Diese laden die Pöller.

Wie nun Alles fertig ist, stellt sich Einer zum Holzstoß, schlägt Feuer, und bald klebt ein Flämmlein an einem Splitter und das greift in das Reisig, züngelt empor über das Moos, rechts und links und an allen Seiten — und jetzt loht es auf und der Kranz oben am Scheitel wird eine riesige Flammenkrone — und jetzt schmettert die Musik drein, und jetzt knallen die Pöller und jetzt — jetzt bricht in allen Herzen die Freude los. Sie jauchzen und singen und

umarmen sich — und all überall, so weit man hört und so weit man durch das Geäste der Bäume sehen kann — all überall Licht und Lied und lustiges Hallen und Schallen!

O Gott, was war das für eine wunderbare Osternacht, als ich, ein Knabe von zehn Jahren, am flammenden Holzstoß mitgejubelt habe!

Friedrich, wie hab' ich dich so lieb gehabt! — Ich weiß es noch so gut, wie wir beisammen standen vor dem mächtigen Opferfeuer; ich legte meinen rechten Arm um seinen Hals und wickelte spielend seine zarten Goldlocken um meinen Finger.

„Wie sie hoch fliegen," sagte er, auf die emporwirbelnden Funken deutend, „sag mir, Peter, wie ist denn das, Alles sonst, was um uns ist, fällt zur Erde, nur die Flammen steigen gegen den Himmel hinauf?"

Weil die Flammen rein sind, hätte ich antworten sollen, aber in dem Augenblick schoß ein Bursche neben uns sein Pistol ab, das zerstreute mich und ich entgegnete nichts auf Fritzens Frage.

Ich bat den Burschen, der geschossen hatte, daß er mir das Ding einmal leihe zum Abdrücken, ich wollte ihm dafür ein rothes Osterei geben; aber er war nicht zu bewegen, und so schlug ich meinen Arm wieder um den Nacken Friedrichs.

Der Holzstoß knisterte und knatterte, und als die Flammen tief in die Scheiter eingefressen hatten, da begann es zu brüllen, wie wenn ein Sturm in dem Feuer wühlte. Weithin waren die Tannen beleuchtet und der Mond war bleich und verlor fast seinen Schein.

Die Weiber und Mädchen schürten am Feuer und

einige Männer stellten sich um einen Baumstock zusammen und sangen:

Der Heiland ist erstanden,
Befreit von Todesbanden;
Wie schallt der Engel Siegsgesang
Dem Starken, der den Tod bezwang!
Nun ist der Mensch gerettet,
Der Satan angekettet;
Ich werde durch sein Auferstehn
Gleich ihm aus meinem Grabe gehn!

„Aleluja!" jauchzte Friedrich auf, als der Gesang verklungen war.

Da krachten wieder die Pöller und dazwischen knallten die Pistolen und die Musikanten spielten einen Festmarsch. Aber mitten in diesem Jubel that mein Gefährte einen gräßlichen Schrei und stürzte vor mir zu Boden.

„Jesus Maria! was ist das, Fritz!" rief ich und riß den Knaben empor. Da sah ich's denn, was es war. Ein entsetzliches Unheil war's — Fritz war ins Antlitz geschossen worden.

Noch heute sehe ich das schwarze Gesicht mit den versengten Haaren. Aus den tiefen Augenhöhlen floß Blut.

„Wer — wer hat es gethan — daß wir ihn nieder schlagen!" riefen die Leute durcheinander. — Ist recht, schlagt sie nieder — die Unvorsichtigkeit hat es gethan.

Jetzt wurde nicht mehr gejauchzt und musizirt und auch kein Schuß mehr losgelassen. Der Holzstoß brach nach und nach zusammen; der Mond sank langsam hinter die Wipfel und die Tannen warfen lange Schatten über den Anger.

Es zog ein leises Lüftchen und weiter oben im Walde schlug der Auerhahn. Einzelne Vögel begannen zu zwitschern.

Die fernen östlichen Berge grenzten sich scharf vom Himmel ab und es ging die Morgenröthe auf.

Da trug man von der Anhöhe eine Leiche in das Thal hinab. — Noch vor wenigen Stunden so jung und schön und frisch, wie der neu erwachte Frühling, und jetzt —

Ist recht, schlagt sie nur nieder, die Unvorsichtigkeit!

Hexengeschichten vom Pfingstsonntage.

Am lichten Pfingstsonntag klebt noch ein rostiger Flecken aus trüben Zeiten.

Wohl kommen die Hexengeschichten mehr und mehr in Vergessenheit, nur das alte Mütterlein erzählt beim Spinnrocken noch davon, aber die Zuhörer schlafen nicht selten dabei ein, weil es immer die alten Geschichten sind.

Am Pfingstsonntag aber wird das Andenken an Hexerei und Zauberei lebhaft aufgefrischt und die Leute erzählen sich am Vorabende oder beim Festmahle wunderbare Sachen, die einst an diesem Tage in der Gegend geschehen sein sollen.

Daheim in meinem Thale kennt der Aberglauben vorzugsweise zwei Gattungen von Hexen, nämlich Wetterhexen und Butterhexen. Die erste dieser Gattungen gründet sich auf Bosheit, die andere auf Habsucht.

Der Raithofbauer soll's nur versuchen und der hinkenden Lise etwas in den Weg legen, oder er soll ihr einmal das Stück Brot verweigern, um welches sie zuspricht, oder er soll ein wenig Spott mit ihr treiben und sie ins Gelächter bringen; — wird schon sehen, was geschieht!

Da hat ihr der Bauminger Lenz einmal unbemerkt eine lebendige Kröte auf den Rücken gebunden, so, daß es das ganze Dorf gesehen hat, was hinter der alten Lise krabbelte;

und Alle haben darüber gottlos gelacht, nur sie selbst nicht; sie hat, als sie die Bescheerung wahrgenommen, den Leuten mit der Faust gedroht und gesagt: „Wartet nur, ihr sollt noch denken an die alte Lise!"

Und am Pfingstsonntag, als ein fürchterliches Hagelwetter über die Gemeinde kam und den grünenden und blühenden Saat in den Boden schlug, da haben sie gedacht an die alte Lise! — Die Leute haben die Schlossen untersucht und in denselben Haare und verschiedene andere Körper gefunden, — ein sicheres Zeichen, daß das Wetter gehext war.

Die Lise hat aus dem Fensterlein ihrer Hütte geguckt und gekichert; freilich war ihr Krautgarten auch verwüstet, aber das hat sie nur gethan, um den Verdacht, daß sie das Wetter gemacht habe, von sich abzuwenden. Man hat's aber doch gewußt, daß das Unheil von ihr kam, nur konnte man es nicht beweisen, sonst —. Der Kreuzstindl hatte schon gesagt: „Wenn die Gemeinde will, das Holz zum Scheiterhaufen kommt aus m e i n e m Wald; wenn es sich um was Rechtes handelt, ist der Stindl kein Knauser!"

Aber die Gemeinde hat doch nicht recht gewollt, weil der Pfarrer der alten Lise „die Stange gehalten" und behauptet hat, die Lise wäre am Gewitter unschuldig, die Gemeinde hätte nur zu wenig Wettermessen gezahlt, und darum sei es so grob gekommen! —

Rein unglaubliche Sachen werden von den Butterhexen erzählt. Diese Butterhexen sind gewöhnlich betagte Bäuerinen, welche den Buttersegen von den Kühen der Nachbarschaft auf die Rinder ihrer eigenen Ställe zu übertragen wissen.

Da hat die Tipelhuberin jährlich drei Zentner Schmalz verkauft, und sie hat doch nur zwei Rinder gehabt, eine Kuh und einen Stier. Die Leute haben sich darüber gewundert

und sind auf den Gedanken gekommen, die Tipelhuberin könnte eine Butterhexe sein. Sie haben hierauf durch eine von der Sonne gezogene Breterfuge (denn nur durch solche kann man Hexerei beobachten) geguckt und gesehen, daß die Tipelhuberin nicht blos die Kuh, sondern auch den Stier molk. Als sie von Beiden fertig war, hatte sie eine solche Kübel voll Milch, wie sie sonst nur zwölf „jungmölke" Kühe zu geben im Stande sind.

Die Tipelhuberin, sagt man, soll sogar die Futtergabel und den Besenstiel gemolken haben; — indeß, verbürgen kann ich diese Behauptung nicht. —

Solche Buttermilch muß aber den Kühen der Nachbarschaft abgezapft werden, was nur am Pfingstsonntag Morgens durch Hexerei geschehen kann. Da verwandeln sich die Hexen in irgend ein fliegendes oder kriechendes Thier und saugen den Kühen auf der Weide die Milch aus, wodurch sie auf irgend einen beliebigen Gegenstand übertragen wird. Da ist es geschehen, daß Hasen und Rehe aus dem Walde herauskamen und an den Eutern der Kühe saugten.

Darum behalten ältere Leute am Pfingstsonntag ihre Rinder stets im Stalle. Nur der Waldtoni läßt sie auf die Weide, hütet sie aber mit einem Schießgewehr und brennt jeden Hasen nieder, den er ansichtig wird. Wenn ihn der Jäger darob zur Rede stellt, so erzählt er diesem die Geschichte von seinem Urgroßvater.

Der hat auch einmal am Pfingstsonntage schon zu früher Morgenstunde im Walde seine Kuh gehütet. Da sieht er plötzlich ober seinem Haupte einen Lämmergeier schweben. Ist ein Raubthier, denkt er sich und schießt. Der Lämmergeier fällt herab, und wie er am Boden liegt, ists kein Lämmergeier mehr, sondern die Frau Nachbarin, die auf der Stelle verblutet.

Das war eben auch eine Butterhexe, bei der die Zeit aus war! —

Solche Geschichten erzählt man sich am freudenreichen Pfingstfeste und beim Raithofbauer glauben Alle daran, nur der kleine Schulbube nicht; der schüttelt zu solchen Dingen sein Köpfchen und lächelt ein wenig.

„Der Schullehrer verdirbt ihn," meint sein Vater, „es ist schon schrecklich, wie die jungen Leute heut zu Tage ungläubig werden!"

Der Kranzeltag.

Da offenbaren sich zu Neujahr, wenn der neue Kalender ins Haus kommt, zwei Gattungen von Mädchen. Die eine frägt: „Wie lange dauert heuer der Fasching?" und die andere: „Wann fällt Frohnleichnam?"

Diese zwei Gattungen sind wohl zu unterscheiden.

Margarethe denkt an das Vergnügen, die Musik, den Tanz und gar an den Hochmauthnersohn; sie wird an seinen Armen hängen, wird seinen grünen Hut auf ihr Köpfchen drücken und die weißen Federn auf demselben glattstreichen. Er wird mit den Fingern schnalzen, wird sie schwingen und drehen im Tanz, sie mit den Armen emporheben, gar bis zum Himmel! — Wer soll da nicht nach dem Fasching fragen?

Barbara ist jung wie Margarethe, und auch so schön, fast noch schöner; aber gleichgiltig schlägt sie im Kalender einige Blätter um und erst im Mai oder Juni bleibt sie stehen und frägt leise: Wann ist denn heuer Frohnleichnam?

Frohnleichnam ist das Fest der Prozessionen, der Jungfrauen, die es an diesem Tage mit dem Kranze auf dem Haupte öffentlich bezeugen, daß sie die Apfelgeschichte unserer ersten Eltern noch buchstäblich glauben.

Am Lande heißt das Frohnleichnamsfest auch: Der Kranzeltag.

Schon zu Pfingsten und am Sonntage der Dreifaltigkeit weist der Pfarrer in der Kirche auf das nahe Kranzelfest hin und ermahnt alle Mädchen seines Sprengels, die nach ihrem eigenen Wissen und Gewissen der Jungfräulichkeit treu geblieben, dieselbe nun mit dem Kranze auf dem Haupt vor aller Welt zu bekennen.

Da ist leider Frohnleichnam der beweglichen Feste letztes. Ihm weit voran ziehen der wüste, heidnische Fasching, das mit Weihschinken und rothen Eiern beladene Ostern, die warmen Tage der Maien und die stillen, reizenden Pfingstnächte. 's ist beinahe ein Wunder der Vorsehung, wenn über all das hinaus das Kränzlein auf den Haaren des Mädchens frisch bleibt. —

Da findet sich um diese Zeit gar manches hübsche Kind in bitterer Bedrängniß.

Auch unser Gretchen ist in der Klemme. Der Pfarrer hat sie eingeladen, daß sie im weißen Kleide und mit dem grünen Kranze am Altare des Herrn erscheine; der Vater hat ihr auch bereits weiße, feine Schlesinger Leinwand gekauft und noch ein breites, flammendes Seidenband dazu; die Mutter hat den Rosmarin aufgezogen im Garten und bindet nun Resede und Herzentrost dazu, und die jüngere Schwester hat sichs schon erbeten, daß sie Margarethe „die Haare machen" und das Kranzel hinaufheften darf. Und Margarethe weiß nicht, woran sie ist. — Da war sie in den letzten Monaten so leichtsinnig gewesen, hat gar so viel getanzt und mit den Burschen herumgejagt; — und wie sie den Heinrich so durch die Futterkammer verfolgt — sie hatte ihm mit dem Strohbesen nur einen kleinen Klapps versetzen wollen über die Achsel — da kehrt sich der Bursche plötzlich um und drückt seinen rauhen Bart so recht fest auf ihren Mund; — sie hat sich ohnehin

geschwind mit der Schürze abgewischt, aber jetzt — kurz, 's ist eine große Frage, ob sie noch in weißer und grüner Farbe vor den Altar darf.

Läßt sie 's bleiben, so zanken sie Vater und Mutter fürchterlich aus und der Pfarrer zeigt wohl gar von der Kanzel mit dem Finger auf sie, so wie er es vor einigen Jahren der Feichtner Therese, die auch keinen Kranz trug, gemacht hat; sagt er vor der ganzen Gemeinde: „Schaut's die Therese an, aus einem Rösl ist ein Hetschepetsch geworden!“

Nun, und läßt es Gretchen nicht bleiben, sondern stellt sich am Altar in die Reihe der reinen Jungfrauen, so denkt sich der Heinrich, der ja auch in der Kirch' ist, seinen Theil, und sie könnte gar nicht aufblicken und wenn er sie ansähe, so müßte sie ja in den Boden sinken vor Scham und Pein. Aber von all dem läßt Margarethe nichts merken; sie näht und biegelt an ihrem weißen Kleid, heftet geschickt das rothe Seidenband an, frischt den Rosmarinstamm auf und legt alles bereit in ihren Kasten.

Doch siehe, am Frohnleichnamsmorgen, wie die goldene Sonne herausleuchtet und Alle die Festkleider hervorholen, hat Margarethe den Schlüssel zu ihrem Kasten nicht. Sie muß ihn am Herd oder am Brunnen ausgeschüttet haben; doch er ist weder am Herd noch am Brunnen; — sie sucht im Stall, in ihrem Bettstroh, im Speisschrank, auf der Salzstelle — doch der Schlüssel ist nirgends. Jetzt hat sie ihn verloren und weiß ihre Kleider nicht zu bekommen; jetzt kann sie den Kasten aufbrechen lassen, den schönen neuen Kasten! Nein, da bleibt sie schon lieber zu Hause. Der Schlüssel muß sich ja noch finden oder sonst holt sie morgen den Schlosser.

Während Margarethe ihre Alltagskleider anzieht, um in Folge des Mißgeschicks das Haus zu hüten, zankt sie derb

und meint, es sei nicht anders, es sitze der Teufel auf dem Schlüssel! — Als aber alle Kirchleute fort sind, zieht sie denselben sofort lustig hinter ihrem Busentuch hervor.

So macht es am Kranzeltag die, welche zu Neujahr nach dem Fasching gefragt hat.

Ganz anders thut Barbara. Während in den Winterabenden die Anderen auf den Faschingstänzen waren, blieb sie zu Hause in ihrer Kammer und spann. Und als dann nach der Fastenzeit die anderen jungen Leute mit den hartgesottenen Ostereiern herumtändelten und scherzten, sich neckten, die Eier aneinander versuchten, welches zuerst breche, dann um dieselben rauften, bis solche ganz verknittet und verdorben waren; — schlug Barbara die ihrigen an der Bettecke auf und aß sie ruhig und allein. Und an den warmen Maitagen, wenn ihr ein Bursche einen lustigen oder spöttischen Gruß zuwarf, gab sie ihm keine Antwort, und wenn er gar kam und ihr verschobenes Busentuch ordnen wollte, so gab sie ihm eine Ohrfeige. Und wenn in den stillen Pfingstnächten junge Schwärmer um das Haus schlichen, so schloß Barbara die Fensterläden, zündete dann eine Lichtmeßkerze an und betete zum heiligen Aloisius.

Das Bildniß des heiligen Aloisius, welches über ihrem Bette hängt, hat sie vom Kaplan; ich weiß es nicht, aber der Weidknecht, der ihr den Rahmen dazu gemacht hat, behauptet, das Bildniß sei das Conterfei vom geistlichen Herrn selbst.

Nach einem brünstigen Gebet zum Schutzheiligen der Jungfräulichkeit schläft Barbara stets ruhig ein. So wie sie wachend immer nur an den Kranzeltag denkt, träumt sie auch in der Nacht, wie sie als Braut Christi mit der Krone der Unschuld geziert auf den Wolken thront. An der höchsten Spitze steht Gott, dann der Kaplan, dann sie, und tief unten — tief, sind erst die sündigen Menschen. —

So kommt der Frohnleichnamstag.

Die Prozession zieht mit Fahnen und Kreuzen über die frischgrünenden Auen; die Musikanten blasen und trommeln d'rein, daß man nicht einmal die Thurmglocken hört, und doch ziehen die Schulbuben mit aller Lebenskraft an den Stricken und freuen sich heute des guten Klanges ihres sonst so wenig beachteten Daseins.

Nach den Musikanten kommt der Baldachin. Die „Himmelträger", vier würdige Männer in hochrothen Mänteln, halten auf eben so viel Stangen ehrfurchtsvoll den rothseidenen Himmel über den Priester, weil der blaue oben, den der Herrgott schon vor so und so viel tausend Jahren gemacht hat, für den heutigen Festtag nicht gut genug ist.

Die bekränzten Ministranten, welche heute die Engel vorstellen, schellen mit kleinen Glöcklein und spähen in das Gebüsch, ob nicht irgendwo ein Vogelnest auszunehmen wäre.

Der Meßner und die Kirchenpröbste in bunten, kirchlichen Festgewändern, umkreisen den Herrn Pfarrer und hüllen ihn in Weihrauchnebel ein; der Herr Pfarrer ladet sie dafür Abends zu Tische und benebelt sie auch; — eins fürs andere.

Hinter dem Baldachin kommen ein paar Fahnen und ein vergoldetes Bild der unbefleckten Empfängniß auf der blauen Weltkugel. Diesem folgt die Schaar der Jungfrauen.

Das Kranzelkleid der Barbara ist nicht nach eitler Mode mit Spitzen und Seidenbändern behangen, ihr Haargeflecht ist nicht geschnörkelt und gekünstelt wie das der anderen Mädchen; alles an ihr ist einfach und würdig und ihr ist, wie wenn der Rosmarinstamm in ihrem Haar wie durch ein Wunder von selbst zu wachsen und zu grünen begänne.

Barbara blickt die Leute gar nicht an; sie schlägt entweder das Auge demuthsvoll zur Erde oder richtet es auf zum

Himmel, wo ihr Bräutigam thront. — Ach, daß die Mädchen doch immer an einen Bräutigam denken müssen!

Nicht doch, dort in der zweiten Abtheilung die kleinen Mädchen, denen ihre Eltern nicht einmal ein weißes Kleid gekauft haben, weil sie davon „hinauswachsen“ würden, die nur ein weißes Schürzchen haben und auf dem Lockenköpfchen nur einen bunten Papierkranz tragen — diese denken noch an keinen Bräutigam. Sie gucken nur umher, ob nicht etwa Jemand auf sie hinsieht, weil sie heute so schön aufgeputzt sind; nun und wenn — was ihnen eigentlich unerklärlich ist — Niemand auf sie hinschaut, so wenden sie das Köpfchen und schauen sich selbst an. Dabei beten und singen sie, daß sie weder die Glocken, noch die Musik hören.

Den Kranzeljungfrauen schließen sich die Männer und jungen Bursche an. Sie tragen auf drei Stangen eine ungeheuere Fahne, welche sich mitunter an die Aeste der Bäume schlingt, so, daß die Träger zu ziehen und reißen beginnen und gar ausrufen: „No, gehst nit weida, du Olde!“ — Sie geht wohl weiter, aber der Ast hat den ganzen heiligen Georgius mitsammt den Drachen mitten auseinander gerissen. Verschlägt nichts, sie beten halt derweil durch das Loch, und für ein anderesmal nadelt es der Meßner schon wieder zusammen.

Die Männer und Bursche beten den Rosenkranz, mustern bei Wegbiegungen die Jungfrauschaar und machen über eine oder die andere der Kranzelträgerinen so profane Bemerkungen, daß man meint, sie müßten von Dieser oder Jener etwas Näheres wissen.

Nach der männlichen Abtheilung kommen die älteren Weiber, welche auf einer Art Tragbahre ein lebensgroßes Muttergottesbild mit sich schleppen. Auch die Weiber beten

und erweist sich an ihnen das Vor- und Nachbetersystem besonders als vortheilhaft, da ihnen nach jedem Vaterunser einige Sekunden Zeit bleibt, um sich unter Andern über den Anzug, das Verhalten und die sonstigen Zustände der voranziehenden Jungfrauen und Männer zu verständigen.

Und ist endlich die lange Reihe zu Ende, so humpelt zuletzt noch ein altes Mütterlein nach. Es hat ein braunes, grobes Kleid an; aber auf dem weißen, sorgsam geflochtenen Haar liegt ein grüner Kranz aus Tannen- und Lerchenreisern. Den haben ihm gestern die kleinen Urenkel gewunden; — mir gefällt er unter allen Kränzen und Sträußen der Frohnleichnamsschaar am besten.

Der Sonnwendtag.

Die wahren Zeitabschnittspunkte sind eigentlich nur die Tage der Sonnwende. Und wo die Stücke der Zeit aneinander gestellt werden, da bildet es Fugen, und durch diese Fugen kann man hinaussehen in das Wunderland, und durch diese Fugen dringt Uebernatürliches herein in unser tägliches Leben!

So eine Fuge ist die Thomasnacht und der Johannestag. Die der Thomasnacht ist unendlich eng und geheimnißvoll, da kann Niemand durch, als die Besenreiterinen, die gen den Blocksberg ziehen. Bedeutend weiter und heller ist die am Tage Johannes des Täufers. An diesem Tage können auch gewöhnliche Menschen, wenn sie gerade den rechten Augenblick der Sonnwende wahrnehmen, erstens die Natur beschwören, zweitens in die Zukunft sehen und drittens Geschehenes ungeschehen machen.

Da könnte ich lange erzählen, wenn ich genau sein wollte, aber ich will nur zu bestimmen suchen, in wie ferne meine obigen drei Behauptungen begründet sind.

Die Natur beschwören.

Das geht so zu: Der Bauer macht zu „Johannes“ an einer Ecke seines Roggen- oder Haferfeldes, um welches ihm

die kommenden Hundstage mit ihren bösen Gewittern viel Angst bereiten, ein Feuer an und streut Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palmsonntag hinein. Hierauf überdeckt er das nun auflodernde Feldfeuer, hübsch kreuzweise natürlich, mit grünem Reisig, feuchtem Moos und Haidekraut. Dabei wird folgendes Gebet gesprochen:

O heiliger Johanni nnd Donati,
Behüte unser Feld und unser Vieh
Von Blitz und Donner und Schauertoben,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben, Amen.

Auf diese Art wird die Natur ganz sicherlich beschworen, denn vom Feuer steigt sofort dichter und geweihter Rauch auf, und dieser verbindet sich mit den Wolken und macht folglich dieselben auch geweiht. Daß geweihte Wolken nimmermehr schaden können, liegt wohl auf der Hand.

Gut ist auch das Springen über das Sonnwendfeuer, und wer es zu Wege bringt, ohne daß dabei sein Kleid versengt wird, dem kann im ganzen Jahr hindurch kein Fieber beikommen.

Da pflegt man auch blauen Rittersporn in das Feuer zu werfen und dabei den Spruch zu sagen:

„Brenn, Kräutl, brenn,
s Unglück full vagehn.
Heiliga Sankt Veit,
Schick ins a Scheit.
Heiliga Sankt Florion,
Zünd ins a Feurl on!" *)

Etwas komplizirter ist das Sehen in die Zukunft.

*) Früher wurde das Sonnwendfeuer auch im Innern großer Städte angezündet; so tanzte im Jahre 1471 auf dem Reichstag zu Regensburg König Friedrich mit schönen Weibern um das auf offenem Markt angezündete Feuer.

Dazu eignen sich vorzüglich nur junge Mädchen, die noch nicht verliebt sind, trotzdem aber gerne etwas von ihrem Zukünftigen wissen möchten.

Da begibt sich so ein Töchterlein Evas zu einem Teich oder einem andern ruhigen Wasser, welches rein spiegelt, und wenn das Mädchen anders den rechten Moment der Sonnwende trifft, so sieht es unten im klaren Wasserspiegel seinen künftigen Liebes- und Lebensgefährten.

Da hat sich vor ein paar Jahren in unserem Gebirgsthale ein recht artiges Geschichtchen zugetragen.

Der Haberhofer Toni hat die Bergertochter, die bildschöne Sefferl, so oft über den Zaun angesehen, daß er endlich in das Mädl verliebt worden ist. Er hat sichs tagelang und Monate lang vorgenommen, es ihr zu sagen, daß es denn einmal nicht ginge, wenn sie, die Sefferl, nicht sein Mädl werden würde. Aber er kam nicht dazu. — Alle zehn Finger hack' ich mir weg, wenn ich es ihr morgen noch nicht sage! schwur er sich oft in den einsamen Nächten, aber der Morgen und der Tag kam und er hat es ihr immer und immer wieder nicht gesagt.

Zum Glücke kam jetzt der Sonnwendtag und da fiel dem schlauen Burschen was ein. Die Sefferl, denkt er sich, geht gewiß zur Sonnwende hinaus zum Waldteich, um den künftigen Liebsten zu sehen, da geh ich auch hin. — Der Teich ist nur auf einer Seite, wo am Ufer eine große Linde steht, zugänglich. Dorthin verfügte sich der Toni schon am Morgen und stieg auf die Linde und guckte und spähte, und zur Mittagszeit, wie es schon so heiß und still geworden war ringsum, saß er noch auf der Linde und aß ein Stück Brot. Und als er das Brot gegessen hatte, saß er wieder den ganzen Nachmittag auf der Linde und guckte und spähte, ob denn

die Sefferl gar nicht komme und sich nach ihrem Manne umsehe. Und als es schon zu dunkeln begonnen und die Halter ihre Heerden heimgetrieben, da kam sie. Sie drehte das Köpflein sehr ängstlich hin und her und eilte an das Ufer des Teiches. Der Toni sitzt gerade über ihr auf einem weit vorspringenden Ast und sieht ins Wasser. Das Mädchen legt ihre beiden Hände an den Busen, wie wenn ihm das Herz zu stark klopfte, und blickt in den Wasserspiegel — sieht aber nichts. Toni beugt sich auf seinem Ast weiter vor; — sieht sie ihn denn noch nicht im Wasser? — Er legt sich noch weiter hinaus — da kracht der Ast und der Toni stürzt gerade vor den Augen der Sefferl kopfüber in den Teich. — Da zappelte er nun und zappelte sich mit großer Noth ans Ufer — und das Mädchen war erschrocken bis zum Umsinken. Die Liebe des Toni ist zum Glücke im Wasser nicht kälter geworden — und Sefferl hat in den Wellen ihren zukünftigen Bräutigam gesehen; — sie hat eben den rechten Moment der Sonnwende getroffen.

Am Schwersten, meint man, ist mein Drittes, nämlich: Geschehenes ungeschehen machen. Der liebe Gott kann das freilich nicht, aber der Sonnwendtag bringt es theilweise zu Wege, und das ist in mancher Lebenslage eine große Wohlthat.

Es geschieht nicht gar so selten, daß sich ein Junge so sehr in sein Mädchen verliebt, daß er von ihm nicht lassen kann um Alles in der Welt. Da kommen aber seine Eltern und sagen, sie wollen es nicht, daß er Dieses hat und heiraten will, und wenn er es doch thue, so wollten sie ihn enterben und ihm ihren Fluch zurücklassen auf Erden. Nun hat der Junge zu wählen zwischen Entsagung und Elternfluch. Er wählt stets das Erstere, aber er beginnt zu siechen an Leib

und Seele und müßte hinsterben in Liebesweh, wenn es nicht ein Mittel gäbe, Geschehenes ungeschehen zu machen — die Liebe ihm und dem Mädchen aus dem Herzen zu vertilgen.

Am Tage Johannes des Täufers, wenn die Sonne schon untergegangen ist, geht der Liebeskranke hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume oder sonst ein kleines Gedenken, das er vom Liebchen, dem er entsagen will, erhalten hat, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf und mit dem Spruche:

„Liebe, ich hab dich,
Lieb ich begrab dich,
Vergeh mir vom Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!"

gräbt er den theueren Gegenstand in die Erde. — Ist die Liebe auf diese Art gut und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruh' und Jedes kann sich ein anderes Gespons suchen zum Minnen und Freien.

Nicht selten aber wächst im Walde, wo die Liebe begraben, ein Vergißmeinnicht empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben!

Seitdem aber am letzten Sonnwendtag des Feldmaiers Marie und des Jägers Franz, die sich gar so herzlich, aber hoffnungslos gerne hatten, gegenseitig ihre Liebe begruben, und nach dem Begräbniß im Walde zufällig zusammenkamen, weinten, lachten und sich küßten, bis es die Eltern wahrnahmen und die jungen Leute doch noch heiraten ließen — seitdem will man nicht mehr recht an das Liebebegraben glauben, und man nimmt sich allerorts lieber gleich, wo man sich gerne hat.

Das sind die Geschichten und Geheimnisse des Sonnwendtages, und wie man sie beim Spinnrocken erzählt, gibt

es deren noch viel mehr, mitunter recht schrecklich, aber auch lustige. Seitdem aber die Sonne ihre Flecken bekommen hat, scheint sie, trotz aller Wendungen, die sie sich gibt, bei den geheimnißvollen Mächten all ihren Kredit verloren zu haben, und es ereignet sich nicht viel Wunderbares mehr am Tage der Sonnwende.

Der Feierabend.

Dort auf der Wiese haben sie sich der Reihe nach aufgestellt und mähen. Voran sind die Bursche in grünen Strümpfen, braunledernen Beinkleidern und rothen Brustflecken. Alle sind in Hemdärmeln, die Röcke liegen weit, weit draußen am Weg unter einem Futterhaufen. Dort haben sie um vier Uhr Morgens angefangen zu mähen, und seitdem sind diese unzähligen Mahdenstreifen da herein geworden. Nun, und nach den Burschen kommen die Mädchen, ebenfalls in Hemdärmeln oder auch nicht, denn viele haben die Arme ganz bloß — haben nur ein Mieder und ein Kittelchen an, alles Uebrige haben sie von sich geworfen — die Sonne macht doch gar zu heiß und die Sense noch heißer. Und wie sie noch dazu baarfuß sind — es wundert Einen ordentlich, daß die Halme nicht zu sehr stechen! — Ei ja, ein blaues Schürzchen haben sie auch um und da steckt ein Holzkumpf am Band, und in dem ist Wasser und ein Schieferstein. Mit dem Schieferstein wetzen sie zeitweise die Sense. Am Nachmittag und gegen Abend schärfen sie die Sense öfter, als am Vormittag, erstens, weil die Schneide wirklich schon etwas stumpf geworden und zweitens, weil die Mäher müde sind und sich beim Wetzen ein wenig aufrichten und ausschnaufen können,

ohne daß es gerade wie ein Rasten aussieht. Die alte Anna, die ganz hinten nachhinkt, schärft heute schon in Einem fort. Das Mähen ist eine gar schwere Arbeit und die fünfundsechzig Jahre, die das Weiblein mit sich schleppt, sind auch nicht leicht! Doch, es wischt sich den Schweiß von der Stirne und denkt dabei: „Nun kommt ja schon bald der Feierabend!"

Anna ist schon sechzig Jahre im Rainhof. Als arme, fünfjährige Waise nahm sie der Bauer ins Haus auf, daß sie die Rinder und die Schafe weide. Im zehnten Jahre kam sie zu den Feldarbeiten und that Verrichtungen wie die andern Mägde. Als sie zwanzig Jahre alt wurde, sagte der Bauer zu ihr: „Anna, für die Erziehung bist du mir nun nichts mehr schuldig; wenn du willst, so kannst du zu einem Nachbar in den Dienst gehen, wenn du aber noch bei mir bleiben willst, so ist es auch recht, ich gebe dir den Lohn, wie jeder andern Magd."

Und Anna sagte: „Vergelt's Gott, Bauer, daß du mir's so gut meinst, wenn es dir recht ist, so bleib' ich da."

Und Anna blieb noch fünfundvierzig Jahre. Als sie schon älter war, und auch bereits ein kleines Erspartes in ihrer Flachstruhe hatte, kam einmal ein junger Bauernsohn zu ihr und sagte, daß er sie heiraten werde.

„Das kannst du nicht sagen," gab sie ihm zur Antwort; „du bist nur wegen meinen paar Groschen da und hättest dann neben mir noch eine Junge. Ich nehm' dich nicht; sei nicht böse, deswegen bist du ja nicht schlechter wie Andere!"

Bis in ihr siebzigstes Jahr will sie dienen, dann gedenkt sie sich in Ruhe zu setzen und dem Rainhofer ihren Sparpfennig zu geben, daß er sie aushalte und verpflege bis zu ihrem Feierabend.

Sie denkt daran, wischt sich den Schweiß und mäht wieder.

„Laßt es heut' gut sein und macht Feierabend!" ruft es von einem Hügel herab.

Und bald darauf gehen die Leute um ihre Röcke oder was sie sonst in der Arbeit weggeworfen haben, wischen die Sensen mit Futter ab und nehmen sie über die Achsel. So ziehen sie dann lachend und scherzend über den Hügel gegen das Haus.

Ihr kennt doch so einen steierischen Bauernhof, wie er daliegt breit und fest und stolz mit seinen halb wagrechten, weit vorspringenden Schindeldächern, mit seinen braunen Holzwänden und kleinen Fenstern in denselben! Vor dem Hause schießt ein kräftiger Brunnen aus der Röhre in den weiten und langen Holztrog — und der Brunnen rauscht Tag und Nacht, Winter und Sommer gleich fort und ist so frisch und klar und beständig und lebendig, wie das steierische Gemüth. — Hinter dem Hofe steht eine Reihe hoher, dichtbeästeter Tannen, damit der Blitz nicht in das Haus schlägt und die Alpenstürme nicht das Dach davontragen — es gibt wüstes Wetter da oben in unseren Gebirgen.

Aber heute guckt die Sonne durch die Tannenäste und macht die Dächer des Rainhofes silberglänzend und den Brunnen goldig wie Wein aus dem Unterlande. Und es kommt eine Magd und trägt Wasser in das Haus und scheuert damit die Bänke und Stühle und den Tisch und was sonst noch allwöchentlich gereinigt wird. Darauf kommt eine Schüssel mit frischer Kuhmilch auf den Tisch und der Bauer schneidet Brot hinein, und es kommen nun die Leute von der Wiese und setzen sich zur Schüssel. Ei, wie doch das Mähen so gesunde Mägen macht!

Und da die Jause verzehrt ist, knien sie Alle auf Schämmeln um den Tisch oder an die Bänke und der Bauer zündet eine

geweihte Kerze an. Sofort machen sie das Kreuz und beten zusammen laut einen Rosenkranz. — Es soll nicht sein, aber wer dieses Rosenkränzbeten zum erstenmale sieht und hört, dem wird es so wunderlich um die Milz, daß er fast auflachen muß. Das brummt und summt wie in einem Hummelnest. Einige schlafen zwar regelmäßig, dafür jedoch sind die Wachenden um so viel andächtiger, nur meine ich, dächten sie weniger an das Beten, als an das, was heute sonst noch Alles kommen soll.

Und heute ist Samstagabend, da kommt oft gar viel!

Unmittelbar nach dem Rosenkranz, der mit all seinem Anhange von Heiligengebeten und Litaneien mindestens eine halbe Stunde dauert, wird der Tisch wieder gedeckt, und das Erscheinen von Suppe und Sterz bewegt die Leute noch einmal zum Gebet:

„Was uns gesetzt wird auf den Tisch,
Schickt uns der liebe, gute Herr Jesu Christ;
Und Herr Jesu Christ, sei unser Gast,
Gesegn', was du uns bescheret hast,
Und speis' uns mit dem göttlichen Wort,
Daß wir satt werden hier und dort
In der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen!"

Den älteren Knechten und Mägden schmeckt in der ganzen Woche hindurch kein Mahl so gut, als das am Feierabend — jetzt kommt wieder ein Tag zu eigen, ein Tag zum Ruhen.

Die Jüngeren aber verspürren heute nur wenig Appetit zum Sterz und sie denken auch an keine Ruhe.

Das Nachtmahl ist vorüber, aber an die östlichen Berge scheint noch die Sonne und beim Nachbar stehen die Bursche schon im Sonntagsstatte auf dem Anger und singen den „Dreispannigen".

Der Dreispannige, das ist ein wunderherrlicher Gebirgs-

jodler, der von drei Stimmen gesungen wird. Es gibt wenige Menschen, die diesen Gesang gehört und davon nicht ergriffen oder gar entzückt gewesen wären. Die Gesangsvereine in der Stadt singen diesen Jodler wohl auch; sie geben ihm einen prächtigen Namen, thun Kunst dazu, aber das Schönste ist weg. Und die Bauernbursche kennen keine Noten und halten keine Proben. Steht so Einer da, dem hüpft plötzlich, er weiß oft selbst nicht warum, das Herz in die Höhe — es ist eine Freude aufgewacht, und die Freude hebt zu klingen an und es wird ein Jodler daraus. Gleich schlägt der Nebenstehende mit an und ein Dritter noch fällt ein und „singt über". Das klingt hinaus durch das Thal und die Felsen hallen es zurück, und über die Wälder zittert es hin all' das Freudige, das frei geworden im Menschenherzen!

So singen sie auch heute beim Nachbar drüben und die Buben im Rainhofe eilen sogleich auf die Bodenkammer; — nicht lange darauf, so stehen sie auch schon im Feiertag angethan bei den Andern.

Die Mädchen haben wohl länger im Hause und im Stall zu thun, aber sobald sie fertig, machen sie noch in der Dämmerung einen kleinen Ausgang über das Feld. Sie hören den Burschen zu oder singen wohl auch mit diesen um die Wette; nicht Juchhezer und Jodler bloß, auch Lieder — Lieder zum Spott, zum Trotz, zur Liebe.

„Berg auf bin ih s gonga,
Tholo bin ih s grennt,
Und do hot mih mei Diandl
In Juchhazn kennt!"

singt Einer beim Nachbar. „Jestl, dös is mei Franzl!" denkt sich die junge Weidmagd, welche gerade ein Maßliebchen erpflückt. Sie sagt nichts darauf, sondern singt:

„Gelt, Büaberl, liabst mih,
Wannst mih liabst, kriagst mih,
Wannst mih treu liabst,
Konnst mih hobn, wannst mih kriagst!“

Diesen Spott läßt sich der Andere drüben nicht gefallen, gleich weiß er eine Entgegnung:

„Host mih vierzehn Tog gliabt,
Host dih drei Wochn gschomt,
Und ih hät s jo de kurze Zeit
Ah nit valongt!“

Hinter dem Rainhofe steht eine Linde mit einer Holzbank. Dort sitzt die alte Anna und horcht dem lustigen Sange zu. Es kam ihr heute kein Schlaf, wie sonst nach dem Essen; Sie hätte schier auch ein wenig über die Felder gehen mögen, aber sie setzte sich nur unter den Lindenbaum.

Es gab nicht Ein Liedlein in der Gegend, das Anna nicht wußte, sie hatte dieselben ja auch alle einst gesungen. Sind oft liebliche Feierabende gewesen — der Ferdl hat eine wunderschöne Stimme gehabt. Nein, das schwarze Schnurrbärtlein und der rothe Brustfleck steht gar Niemanden so gut, als dem Ferdl. Der sitzt neben ihr und thut eine Frage, und sie legt den Kopf an seine Brust . . .

Anna zuckt auf. — „Jetzt hab' ich schon wieder geträumt,“ sagt sie zu sich selbst, „du liebe Zeit — just, als ob er dagewesen wäre und mich um etwas gefragt hätte. Er liegt schon vierzig Jahr' im Grab.“

Anna legt die Hände ineinander. Es ist ganz dunkel geworden. —

Der Bauer steht an der Hausthür und schreit nach den Mägden, daß es Schlafenszeit sei. Und diese eilen schäckernd zum Hause zurück und in ihre Kammer.

Das Fenster am Bett läßt Jede offen — die Samstag-

nächte sind auch immer viel wärmer, wie andere. Es kommt heute aber auch noch Jemand in die Mädchenkammer. Es ist ein alter Mann, der einen jungen Haslinger bei sich hat. Er geht zu jedem Bett und hebt bei einzelnen sogar die Decke etwas auf, macht dann die Fenster zu und geht wieder fort. —

Das war der Bauer, der in seinem Hause über die Sittlichkeit wachen muß, besonders in der Samstagnacht. — Und wenn auch der Bauer noch jung ist, er muß in solchen Nächten noch in die Mädchenkammer — die Pflicht gebietet es!

Aber für den jungen Leser schickt es sich nicht, daß er in dieser Kammer verweile, ich führe ihn also wieder in das Freie zu den Burschen.

Die Sterne oben funkeln und lachen sich mit ihren glühenden Augen so an und rücken zusammen — ist denn auch bei Euch die Liebe daheim, ihr holden Sternlein? Im Grase hüpfen noch die Heupferdchen und schreien, und die Grillen geben darauf Antwort und alle Thautropfen sind lebendig. — Ist doch das ein heiteres Leben allüberall!

„Hiazt schauts amol de Sterndln on,
Wia s' gegn oanonda blinzln thoan,
Se kema zsomm, hiazt bussln s' schon,
Die Grossn kinnen s und die Kloan!"

So singt Einer und ein Anderer zieht eine Holzpfeife hervor und bläst die Arie nach, daß es weit und breit in den Bergen klingt.

„Na, meina Seel, wanns d Engl hörn,
Daß insa Hansl Musi mocht,
So follt a nutzes (bedeutendes) Trinkgeld aus,
Sie tonzn enk die gonze Nocht!"

So wieder ein Anderer und schlägt dem Blasenden auf die Achsel und jauchzt. —

Jetzt stehen sie einmal ruhig und horchen, ob nicht auch auf den andern Bergen Jemand singt, denn in der Samstagnacht sollen die Bursche eigentlich alle lebendig sein, sonst gedeiht das Korn nicht.

Heute aber ist es vorläufig noch still jenseits des Thales. Von der Waldschlucht herauf rauscht der Bach und in einem jenseitigen Gehöfte schlägt der Kettenhund an. —

Es ist auch schon geschehen, daß die Bursche verschiedener Dörfer oder Gemeinden, wenn sie in der Nacht zusammenkamen, heillos gerauft haben. Wie das zugeht? Ja, das geht anfangs so heiter und gemüthlich hin, sie singen, sie scherzen, sie „heißen einander was"; — plötzlich fordert Einer den Andern heraus, es entsteht ein Streit, sie raffen Knittel auf, brechen Zaunspalten ab und hauen auf einander ein. Und wenn Einer todtgeschlagen ist, so geht der Andere zum Gericht und sagt: „Sperrt mich ein, ich hab' Einen umgebracht."

„Oho! und warum denn?"

„Ja, ich weiß es nicht mehr recht. Er hat halt gesagt, sein Mädl, das wäre schöner, als mein Mädl, und das meine wäre nichts werth und —"

„Nun, und was hat er denn noch gesagt?"

„Ja, sonst nichts mehr, weil ich ihn gleich niedergeschlagen habe." —

Weit öfter jedoch dient die Samstagnacht zur sinnigen, ja oft ausgelassenen Freude.

Die sinnige blüht stets am Fensterlein des Liebchens, dessen Geheimnisse nicht verrathen werden dürfen. Die ausgelassene Freude spielt nicht selten Bauernhöfen, an welchen die Nachtschwärmer vorüberziehen, arg mit. Da kehren sie entweder den Brunnentrog um, oder tragen einen Leiterwagen auf das Dach und hängen ihn an den Giebel, oder sie verstehen

gar, die Hausthür aus den Angeln zu heben und sie zu verstecken.

Da haben sie dem Franzbauer einmal was Merkwürdiges angethan. Der that oft groß mit seiner Wachsamkeit, und daß ihm in der Nacht Keiner ins Haus käme. Er sperre zwar nicht zu, das sei ihm zu schmutzig — sein Wächter sei eben der Haslinger und mit dem anzubinden, habe sich noch Keiner unterfangen. Und richtig, mit dem Haslinger hat auch Niemand angebunden, aber sich selbst und sein Bett fand der Franzbauer eines schönen Sonntagmorgens unter einer großen Fichte im Breitwalde und die Spatzen flogen um ihm herum und pfiffen ihm allerhand Spott in die Ohren.

Am lustigsten und lautesten geht es noch in den Herbstfeierabenden zu, wenn die Bursche ihre „Schnalzgeißeln", Knallpeitschen, hervorholen. Das klappert und knattert in allen Enden und Ecken mit Hallen und Schallen, lebendig, wie in einer Schlacht und doch regelmäßig, wie Glockengeläute. Das ist eigenthümlich schön. So lange aber das Getreide nicht in den Scheuern ist, darf keine Schnalzgeißel knallen, denn das erschwert die Wolken und aus jedem Knall und Wiederhall werden neun Schlossenkörner. —

Erst wenn der Morgenstern aufgeht, wird es still und die Burschen suchen ihre Betten auf. Dann schlafen sie, bis die Sonne in die Kammer scheint. Bei den Mägden ist es anders, diese müssen auch an den Feiertagen früh auf, weil sie die Melkkühe und die Frühsuppe zu besorgen haben.

Auch der alte Rainhofer ist kein Siebenschläfer; es gibt nichts Gesünderes, behauptet er, als ein goldener Sonntagsmorgen. — Und so ist er auch heute schon im Freien. Neu, frisch und grün liegen seine Felder und Wiesen da und die Schwalben fliegen lustig zwitschernd um den Hof.

Dort an der Lindenbank sitzt schon die alte Anna, lehnt sich an den Baum und betet ihr Morgengebet. Der Bauer tritt hin zu ihr und redet sie an, aber sie gibt ihm keine Antwort.

Anna ruht mit geschlossenen Augen am Lindenstamm; sie hat Feierabend gemacht. —

Der Feldkasten.

Ein wenig abseits von Haus und Stall und Scheune, unter den Geästen einiger Riesentannen, steht ein kleiner, hölzerner Bau. Er hat eine braune, sorgfältig gezimmerte Wand und ein hohes Giebeldach von Brettern. Der untere Theil des Baues bildet eine Hütte für Wägen- und Ackergeräthe, zu dem oberen führt eine schmale Holzstiege. Dort ist eine Thür aus schwerem Ahornholze mit eisernen Bändern und einem mächtigen Stahlschlosse. Im ganzen Haus und Hof ist kein so wuchtiges und festes Schloß, als an dieser Thüre. Da drinnen hat der Bauer seinen Reichthum aufbewahrt; hier läßt er nur sein Weib, seinen ältesten Sohn und seinen besten Nachbar hinein. Hier ist das Herz seiner Wirthschaft; hierher führt er zuerst seinen Eidam; von hier aus betheilt er den Bettler und den Brandsteuermann. Es ist der Feldkasten — die heilige Stätte der Frucht und des Lohnes für alle Plage, für alle Schweißtropfen.

Warum steht der Bau so abseits vom Hause? Damit — wenn eine unglückliche Stunde kommt, und die Flammen aus den Fenstern schlagen und über das Strohdach hinaus wirbeln, so daß Alles zusammen brennt und bricht, bis auf den steinernen Herd in der Küche — für diesen Herd noch etwas übrig bleibt zum Kochen.

Und warum steht der Bau so versteckt zwischen den hohen

Tannen? Damit, wenn der Wettersturm herantwogt, das einsame Holzwerk geborgen ist. Und wenn ein Blitz aus den Wolken springt und umherzuckt, ein Ziel suchend, wo es was zum Verderben gibt und endlich niederschießen will auf den kleinen, reichen Bau, so fangen ihn die Tannen mit ihren Armen auf, oder wohl gar mit ihrem Haupte, und der Feldkasten bleibt vom Unglücke bewahrt.

Ihr seht ja den Baum dort mit dem langen Geäste und mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunke? Sein schönes, stolzes Haupt mitsammt der Krone hat er aufgeopfert für den Menschenbau an seinem Fuße.

Das war eine wüste Nacht! Maria Geburt war schon vorüber und die Feldfrüchte eingeheimst. Die Scheunen waren voll des Erntesegens, die Rinder in den Ställen standen fett und schwer und im Feldkasten lag das Korn aufgespeichert zwischen hohen Brettern. Und im Feldkasten war noch Anderes! Da standen neben dem Speicher zwei Truhen voll von feinem Flachs und hinter denselben standen drei große Körbe mit Schaafwolle der reichergiebigen Herbstschur. Und darüber auf schwarzen, festen Stangen hing das Selchfleisch, hingen gewichtige Schmeerlaibe, hingen dicke Speckklumpen, daß man meinte, die starken Stangen müßten doch brechen unter solcher Wucht. Da lehnten ferner an langen Flechtgestellen riesige Laibe von Haber- und Roggenbrot und neben an den Eisenhacken der Wände hingen die Häute von Rindern und Schweinen wohl gegerbt und gefärbt für Schuhwerk, und daneben standen noch mehrere Paare fertiger Schuhe. Auf den Bretterleisten lagen Lodenbündel und schwere Leinwandrollen, und neben der Leinwand standen die Schmalzkübel und die Buttertöpfe, und hinter all diesem stand ein altes Faß mit verbogenen, rostigen Eisenwerkzeugen,

staubigem Spulwerke, zerrissenen Brotbackkörben und anderen unbrauchbaren Dingen. Und unter diesen Dingen lagen grobe Kotzen und Leinenlappen, und unter diesen Leinenlappen lag ein dichtes, bepechtes Reisergeflecht, und unter dem Reisergeflechte lag eine alte, versteifte Ledertasche, und in der Ledertasche lag vieles, schweres Silbergeld.

Da kam die wüste Nacht.

Seit Wochen hatte die Sonne gestrahlt und es war Tag und Nacht immer sehr warm gewesen. Der Löwenzahn hatte sich dicht zur Erde gebeugt und die Wiesengründe waren fahl und gelb geworden. Es war sehr schwül und keine Vögel hörte man singen und kein Lüftchen zog. An jedem Tag sagten die Leute: „Heute kriegen wir noch ein Gewitter vor dem Abend!“ Aber gegen den Abend kam wohl immer ein kleines Lüftchen, doch kein Gewitter.

Da kam ein Tag, an welchem die Sonne nicht mehr so hell schien, trotzdem kein einzig' Wölklein am Himmel stand. Die Temperatur war noch schwüler, als an den früheren Tagen. Als der Mittag vorüber war, da war die Sonne nur anzusehen, wie eine weiße Scheibe und der Himmel war bläulichgrau und endlich ganz grau geworden.

Noch bevor es Abend geworden, kamen die Rinder von den Hinterweiden heim und es hatte sie doch Niemand gelockt und heimgetrieben.

Der Himmel wurde bleigrau, so daß man die Sonne gar nicht mehr sehen konnte. Hoch über den Wald flog ein Habicht und die Haushühner schlüpften unter der Thürschwelle ängstlich gluckend in die Lauben. Noch immer schien sich kein Lüftchen zu regen, und doch lenkte der Brunnen, der aus einer hohen Röhre floß, zuweilen ab und spritzte über den Trog hinaus.

Die Bäuerin legte geweihtes Holz auf das Herdfeuer und der blaue Rauch, der dadurch über das Dach emporstieg, war gegen den dunkeln Himmel beinahe weiß. Auf der Anhöhe neben dem Gehöfte standen eine Magd und ein Bub'. Die erstere hielt ein braunes, hölzernes Cruzifix in der Hand und machte damit kreuzweise Bewegungen gegen den Himmel, an dem sich nun kleine Wölklein zu schichten begannen, welche aussahen wie Wellen auf der bewegten See. Der Bub' hatte ein Metallglöcklein und schwang und läutete es — dabei spähte er aber immer auf den nahen Kirschbaum, wo ein bunter Nußhäher saß.

Der Bauer ging den Steig zwischen Haus und Feldkasten hin und her und hielt die Hände über den Rücken. Zeitweise stand er still und horchte — es war oft, wie ein leises, fernes Donnern.

Plötzlich begann es in den Tannen über dem Feldkasten zu rauschen und mehrere gelbe Ahornblätter hüpften vom Walde heran. Jetzt war es, wie ein schwaches Aufleuchten durch die Abenddämmerung, dann tanzten wieder lose Blätter über den Anger. Der Bauer wendete sich um gegen das Haus; da rollte über ihm ein heftiger Donner dahin und der Sturm brach los.

Im Walde rauschte es, die Tannen am Feldkasten schlugen die Aeste ineinander, es krachte und die Wipfel bogen sich tief. Vom Stalldache riß sich ein Brett los und das tanzte wie ein Papierblättchen in der Luft und stürzte endlich nieder auf den Gartenzaun, daß die Splitter flogen.

Die Leute eilten in das Haus und in der Stube knieten sie um den Tisch und beteten laut. Eine rothe Kerze vom heiligen Berg Luschari brannte auf dem Tische und warf einen Schein auf die rußigen Wände; sonst war es bereits

finster geworden. An den kleinen Fenstern toste der Wind und die Wände ächzten. Plötzlich schwirrte und schnalzte es und die Scherben einer Fensterscheibe schrillten auf die Bank und auf dem Tisch lag ein Stück Eis, so groß, wie ein Hühnerei. Jetzt losch auch die Kerze aus und die Leute riefen: „O Gott, das kommt grob!“ Darauf öffneten sie die Stubenfenster, auf daß keines mehr in Trümmer gehen konnte — und der Wetterwind wogte herein und fachte das Herdfeuer wild auf und peitschte den Rauch. Draußen auf den Dächern und an der Wand knatterte es und immer und immer schleuderte der Sturm Schlossen durch die Fenster.

Wie sie eben wieder zum Gebet knieen wollen, zuckt ein Flammenband in Zickzack am Hause vorüber und dem folgt ein gewaltiger Schlag, so daß der Bauer vom Fenster zurücktaumelt und ausruft: „Jesus, jetzt hat's in meinen Stall eingeschlagen!“

Die Leute eilen zur Thür, aber es ist finster, nur schwere Schlossen sausen nieder und ein Gießbach tost den Hohlweg herab und braust an die Wände und rauscht weiter.

Jetzt knieen sie nicht mehr an den Tisch und an den Fenstern, sondern um den Herd herum und beten die Litanei von den Heiligen.

Immer wieder leuchten die Blitze und schmettern die Donner; — plötzlich fällt ein rother Schein an die Fenstergesimse und der Knecht schreit auf: „Auweh, der Feldkasten brennt!“

Da stürzen sie aus dem Hause; aber dem Bauer prallt ein Stück Eis an die Stirne, so daß er beinahe zusammen sinkt und wieder zurückwankt in die Stube. — —

Den andern Tag war es lautlos um den Hof, wie wenn Alles todtgeschlagen wäre. Der Himmel war trüb und die

Erde mit Schlossen bedeckt. Um das Gehöfte lagen Strünke und Splitter von den Bäumen und Dächern.

Arg zugerichtet war die Tannengruppe, und der größte der stattlichen Bäume hatte keine Krone mehr. Nackt bis tief hinab stand sein oben abgerissener Stamm; auf einer Seite war er schwarzgebrannt und auf der andern zog sich ein schneeweißer Streifen hinab. Dort hatte der Blitz eine Spalte herausgerissen. Noch breitete die zum Tode getroffene Tanne ihre untersten Aeste über das Giebeldach des Feldkastens aus, und im Feldkasten auf der Flachstruhe saß der Bauer mit eingebundener Stirne und richtete den Blick auf seine Habe und sann.

Und seitdem steht der Baum dort mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunk — die Krone hat er aufgeopfert für den Menschenbau an seinem Fuße, dafür grünen seine hundert Arme und er streckt sie aus über den Feldkasten:

„Segen, o Landmann, deinem Schweiß, Segen deiner Hände Frucht!“

Das Schnalzen.

„Bartlmei is da Summa dabei!“ sagt der Oberländer und feiert am Tage St. Bartholomäus den Anfang des Herbstes.

Die Hundstage sind vorüber, die Luft weht kühler aus den Alpen, die Blätter der Eschen und Ahorne werden gelb und die Schwalben sammeln sich in Schaaren, kreisen mit ihren flügge gewordenen Jungen laut zwitschernd um Haus und Hof und rüsten sich zum Abzuge.

Der Sommer mit seinen Rosen, mit seinem Kosen, mit seinem Blühen und Glühen ist dahin; es naht die kalte, trübe Zeit mit ihren langen Nächten.

Darüber grämt sich nun die Wiese und das Feld die ganze, frostige Nacht hindurch, und am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, ziehen sie nicht mehr ihren funkelnden Demantschmuck an, nein, sie sind grau geworden über Nacht vor Gram und Kälte; — auf den Wiesen und Heidegründen liegt der Reif.

Selbst das einsame Haberfeld, gestern noch grünlich, hat sich über Nacht gebleicht und wartet heute der Sichel und sehnt sich nach der schützenden Scheune.

Aber das Kornfeld bleibt am ersten Herbsttag einsam und verwaist, denn der Bauer sagt:

„Sichel zu Bartholomä
Thut dem Mehlsack weh!“

und hält heute Feiertag mit seinem Gesinde.

So ganz Feiertag eigentlich nicht, die Knechte haben ein gutes Stück Arbeit zu verrichten — es wird der Herbst eingeschnalzt.

Das ganze Haus jubelt, wenn die „Schnalzgeißeln“ aus den Kammern hervorgeholt und zugerichtet werden.

Die Schnalzgeißel ist eine riesige Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen Stiele befestigt ist, oft die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber immer verkleinert und am andern, ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranze ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit sie auch die dem Zweck entsprechende Schwere habe, wird sie reichlich mit Harz geglättet.

Lagern wir uns ins Grüne im Kirschbaumschatten hinter dem Tannhuberhof und sehen den drei Knechten zu, die dort gegen die Anhöhe gehen und sich auf derselben in einer gewissen Entfernung von einander aufstellen.

Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand; die kleinste hat der Halterbub', aber die größte ist die vom Großknecht. Dieser nimmt nun den derben Stiel in seine beiden Hände und beginnt ihn zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangenwindungen vom Boden — ein paar Windungen in der Luft, noch eine Schwingung des Stabes und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seile und wiederhallt hundertfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen und der Gruß an den Herbst!

Hierauf rüsten sich auch die übrigen Bursche und das eigentliche Schnalzen beginnt.

Den Anfang macht der Halterbub' mit der kleinsten Geißel, weil dieselbe den schwächsten Knall gibt; nun fällt die mittlere ein und endlich kracht die des Großknechtes dazwischen. So knattert es nun in langsamem, gleichmäßigem Takte oft mehrere Minuten lang in Einem fort, und in das rauscht und verwebt sich der hundertstimmige Wiederhall von den Wäldern und Felswänden — es ist wunderbar zu hören.

Der Tannhuber naht, er lüftet grüßend sein grünes Sammtkäppchen und setzt sich dann zu uns ins Grüne. „Das sind die Glocken des Pflanzenreiches," lispelt er uns zu, während die Schnalzgeißeln knallen. Und nachdem das erste „Bot" zu Ende ist, fragt der Tannhuber:

„Wißt ihr das von den Glocken des Pflanzenreiches? Nun seht, da hat das Mineralreich einmal zum Pflanzenreiche gesagt: Schäme dich, du hast nicht einmal Glocken; deine Glockenblumen duften wohl, aber sie klingen nicht wie mein Metall auf dem Thurme. Da hat das Pflanzenreich zum Hanf gesagt: Du Hanf, diene nicht mehr dem übermüthigen Metall als Glockenstrick, werde selbst ein Schwengel und schlage an die liebe Gottesluft, das wird auch klingen und hallen und das Menschenherz erfreuen! Und nun läutet der Strick, und die Glocke auf dem Thurme schweigt und grämt sich."

So erzählt der Tannhuber und mit dem Schwengel aus Hanf meint er die Schnalzgeißel.

Das Schnalzen ist nicht blos am Bartholomäustag üblich; durch den ganzen Herbst, bis der erste Schnee fällt, kann man es hören an den Sonnabenden und in den heiteren Nächten.

Was hat uns der Tannhuber noch zu sagen? Er flüstert uns ins Ohr: „Seht ihr den Halterbuben dort mit der Leinenhose? Der ist ein rechter Hallodri; in den Samstagnächten, wenn die Anderen vor dem Hause schnalzen, schleicht er hinter das Haus, wo die Lenerl ihr Fensterl hat, dort schnalzt auch was — das Busserl!"

Das Brecheln.

Ih woaß s nit, wia mar is,
Wann da Horocka blüat;
So a Holmerl braucht long,
Bis s a Brautpfoadl wird!

Der Bracheltag ist für manchen Bauernhof der merkwürdigste Tag des ganzen Jahres. Monate lang vorher wird für ihn vorbereitet in Stube, Küche und Speicher, in den Kleiderschränken und Mädchenkammern, bis er endlich kommt im Spätherbst, wenn die Nebel auf den Alpen liegen und der Flachs eingeheimst, abgekämmt, gebleicht und gedörrt ist.

Der Flachs vertritt noch jetzt in vielen Gegenden des Oberlandes die Baumwolle und die Seide. Es zeigt von Wohlstand und von einer guten, sorglichen Hauswirthin, wenn viel weißes Linnenzeug in den Kästen und Schränken ist, und das ist auch der Stolz jeder rechtschaffenen Hausfrau.

Aber so ein Leinstück, wie es da im Schranke liegt, weiß und glatt und fein — ein würdiges Brautkleid für die reinste Jungfrau — es liegt viel Arbeit und Sorge darin!

Jo, a bouckboanis Thoan
Is so a Horholmerl schon;
Es draht sih und spreizt sih
Und will nit recht dron.
Und wonn s nouh so schön blüat
Und so blowaugad schmuzt,
Es setzt sih an Koupf auf
An dickn, und trutzt!

Oba, woat na, du Spitzbua,
Mir kriagn dih scho nouh,
Mir reissn da d Füaß
Und dein Dickschädl o!
Oft thoan ma dih auffi
In d Jagadn legn,
So long, bis d kasweiß wirst
In da Sunn und in Regn!
— Hiazt e r st nit? — Scho recht,
Hiazt muaßt eini ins Haus;
D Oufnhitz ziacht da
Dein Zwida schon aus!

Wenn Alles zum Brechen des Flachses, zum Brecheln, bereitet ist, so ladet der Bauer die ganze Nachbarschaft ein, trägt aber besonders Rücksicht auf das junge Volk, daß dieses wohl füglich zusammenkommt, wie es sich unter einander gerne sieht. Es ist Sache eines vielerprobten Großknechtes, vor Allem gerade d i e Pärchen herauszulesen, die sich im Geheimen zusammenfinden, denn die Hauptsache ist eigentlich nicht das Brecheln, sondern vielmehr die darauffolgende Abendunterhaltung. Jeder Nachbar schickt die von ihm erbetenen Leute gerne zum Brecheln, und geht am Abend wohl auch selbst nach zum Mahle und zum Tanze. Er klopft zuerst ans Fenster, wo er nach den Knödeln und Krapfen fahndet, die ihm die Brechler zukommen lassen. Aber während er noch am Fenster hockt und schmunzelnd sein Almosen verzehrt, lauern ihm ein paar kräftige Bursche auf, fangen und führen ihn unter allgemeinem Gelächter in die Stube, wo er natürlich dann an Allem theilnehmen muß.

Schon den ganzen Tag hindurch wird in der Brechelhütte vom Abend gesprochen. Da schreien und lachen sie, und die Bursche werben sich Tänzerinen und treiben auf Rechnung der Tanzgemeinschaft allerhand verdächtiges Zeug miteinander. Und während all dem knattern die Brechelscheiter,

und der rauhe braune Flachs muß sich beugen und in die Fugen biegen, daß die Agen fliegen, bis er ganz weich und weiß geworden ist.

Jo, die Brechla sein Kampl,
De mochn dih scho zoan,
Wann s' dih nehma ban Schoupf
Und brav oklopfn thoan! —

In der Küche des betreffenden Hofes geht es hoch her. Und endlich, wenn es finster geworden ist, kommen sie Alle, scherzen und lachen und setzen sich an die weißgedeckten Tische. Da kommt nun zuerst Milchsuppe mit Roggenbrot (das Haberbrot ist heute verbannt in den hintersten Winkel der Tischlade), hierauf folgt Sauerkraut mit Speck und Leber, diesem schließt sich an Erdäpfelmus und Sterz, dann kommen die Krapfen, später Gerichte von Zwetschken, Aepfel oder Birnen; diese werden verdrängt von Griesmus, Strudel und Schmalznudeln; noch kommen Honigkuchen mit Branntwein, und endlich — endlich setzt die Großmagd würdig und ernst eine verdeckte Speise auf den Tisch.

Die Tischgesellschaft ist davon nicht überrascht, sie hatte dergleichen erwartet und fällt sogleich mit bewunderungswürdiger Behendigkeit her, das Geheimniß zu enthüllen. In der verdeckten Schüssel befindet sich nichts anderes, als Blumensträuße, Aepfel, Nüsse, Dornen und Brennesseln.

Um diese Kostbarkeiten beginnt nun unter den Brechlern ein sehr lebhafter Kampf und wer, die Dornen und Brennessel nicht achtend, die meisten Sträuße, Aepfel und Nüsse erobert, der ist Blumen- oder Nüssenkönig und hat das Vorrecht, mit der Brechelbraut, welche gewöhnlich die Tochter des Hauses ist, den Ehrentanz zu machen.

Der Ehrentanz wird unmittelbar nach dem Mahle, gewöhnlich bei Zither und Hackbrett abgehalten. Wohlhabende

Brechelbauern lassen zu diesen Instrumenten auch noch die Dorfmusikanten kommen und das gibt dann einen Abend, wie keinen zweiten mehr im Jahre.

In den Zwischenpausen der Tänze kommen verschiedene Volksspiele zur Geltung, wovon die meisten eine Art Turnerei sind, nur, je nach der Aehnlichkeit der Bewegungen mit dieser oder jener Verrichtung, oder nach der parodistischen Behandlung irgend einer Idee, ihre eigenen Namen führen. So ist das Hobeln, Sonnaufziehen, Ofenausführen, Engerlfliegen Löffelaustragen, Buchenklieben, Fuchsausderhöhletreiben, Bettlerhalsen, Lazarusbegraben u. d. gl., sehr im Schwunge.

Eines der lustigsten Stücklein ist das Bischofeinweihen. In der Brechlergesellschaft findet sich immer Einer oder der Andere, der dieses Bischofeinweihen noch nicht kennt und sich also durch die Wahl der Anderen ahnungslos herbeiläßt, Bischof sein zu wollen. Sofort wird ihm, als langes, weißes Lockenhaar, Werg um den Kopf gewunden und eine papierene Bischofsmütze aufgesetzt. Hierauf muß er sich auf einen Dreifuß niederlassen, und nun beginnen Alle mit brennenden Kerzen unter Lobgesängen um ihn einen Rundgang. Jeder macht vor dem neuen Bischof eine tiefe Verbeugung, bis plötzlich Einer mit seinem Kerzlein hochverrätherischer Weise die weißen Bischofslocken mitsammt der Mütze in Brand steckt. So hat alle Herrlichkeit auf einmal ein Ende, glückselig der Gefoppte, wenn er noch seine ureigensten Haare zu retten vermag. Nach der Verbrennung der Bischofslocken wird getanzt.

Beliebt ist nebst dem Steierischen der „Schwabentanz".

Das ist zuerst ein langsamer Rundgang der Paare, welcher aber immer schneller wird und endlich in ein rasches Walzen übergeht.

Dazu wird gesungen:

„Mir tonzn mit die Schwobn,
Mir tonzn mit die Schwobn;
Mir sein zwor nouh nit oll banond,
Mir müassn nouh oan hobn.

Von Untaschwobn, Oubaschwobn
Tonza sein do;
Wann s wieder amol keman,
So prügl ma s o!"

Nach all dem ist es spät geworden. Da öffnet sich noch um die Mitternachtsstunde die Stubenthür und die Gesellschaft verstummt, denn hereintritt ein würdiger Kapuziner mit ellenlangem Bart und Rosenkranz. Er streckt segnend die Hände aus und grüßt salbungsvoll:

„Glop sei die ledi Kristl!"

Hierauf bittet er um Nachtherge und sagt, daß er ein Pilger sei, der in das heilige Kropf- und Knödelland gereist komme, um sich hier, einem Gelübde zufolge, mit Knödel und Krapfen und jungen Weibern zu kasteien. Sofort langt er nach den größten und fettesten Bissen, die man ihm vorgelegt hat, und predigt, so gut es bei vollem Munde geschehen kann, gegen das Laster der Völlerei.

Nach dem Labsal steckt der Kapuziner eine ungeheuere Brille auf die bemalte Kupfernase, und beginnt nun die eigentliche Moralpredigt, welche er mit folgendem Evangelium einleitet:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei, und sie sahen aus wie vacirende Schneider. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Thurm und aus demselben gingen heraus drei Leute und ein Schuster. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen

Hasen und der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in seine Tasche. — Das," fährt der Prediger fort, „sind die Worte, über die ich heute zu euch reden will. Bevor wir aber darüber etwas Weiteres vernehmen, wollen wir die scheckige Schneidergais um ihren Beistand anrufen!

Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Gassenkehrer! Ich will gleich anfangen über die Weibsbilder. Da schaun sie kaum heraus aus der Fatschen, so soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen; und ehe ihnen noch thut das Röcklein passen, suchen sie schon Liebhaber auf allen Straßen! Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch thut ihnen s Herzl jucken und zucken! Es ist ihnen Keiner zu jung und Keiner zu alt; Keiner zu warm und Keiner zu kalt! Ist Einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder kahlschopfad, hohlwangig und ohne Zähn, schiech oder schön — so heißts: Du kannst mit mir gehn! Und kommt Einer von Schlampampen, so pflegen sie ihm die Wampen. Dann ists gar bös gethan und sie schrei'n: Was fang' ich an! Sie glauben an keinen Himmel und keine Höll' und kommen vor Liebeln nicht von der Stell; sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her. Alle Ehr' haben sie verlassen auf Wegen und auf Straßen; sie scherzen im Stall und im Heu und wo nur ein Plätzchen frei! — Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer!

Kommt ein Sonn- und Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an; da krampeln und schmieren sie das Haar — das Biegeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus! im Beten richten sie gar nichts aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeiffen und Geigen, da möchten

sie die ganze Zeit verbleiben. Tanzen, Liebeln und die Buben verführen, das sind die drei Hauptugenden, die sie gspüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei; und wenn ein Kirchtag ist, wissen sie schon allerhand List, mit Schönheit und mit Lügen die Burschen um's Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laster, die sie begehen, kann nicht einmal der Teufel alle sehen! Ja, alles Schlechte, das sich gar nicht läßt ergründen, kann man bei den Mädeln und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n, sonst möchten sie verdrießlich wer'n, und das hätt' ich doch nicht gern!

Von den Buben kann ich nur das sagen, sie haben oft eine schwere Leiter zu tragen; nachher haben sie noch keine Ruh', es kommt oft der Bauer dazu: und der prügelt seinen Schwiegersohn, das ist für Alles sein Himmelslohn, Amen.

— Es ist ein neues Patent herausgekommen, daß sich kein Bub' untersteht und in die Mentscherkammer geht; und wenn er schon glaubt, er muß gehn, so soll es mit großer Vorsicht geschehn!

— Es wollen sich zwei verehlichen: Der Bräutigam heißt Johann Einsirn, hat a Nasn wie a Faustbirn, und Füß wie a Nußhäher, hab' in meinem Leben noch kein' solchen Menschen gsehn! Die Braut ist die tugendsame Genovefa, hat a Gestalt wie ein Kuchelkäfa. Er ist von der Veitsch und sie von der Mur; er ist ein Lump und sie — da hab' ich eh schon gmua. Vorn ist das Hausstübl und hinten der Kuhstall; solche Leut' werden verkündet heut' s erste und s letztemal!

— Zwischen Ratten und Rättenegg ist eine Heufuhr verloren gegangen; der ehrliche Finder wird gebeten, sie heute nach dem Amt im Pfarrhofe abzugeben!"

Somit ist die Predigt zu Ende, allein der „Trotteldienst"

ist noch nicht aus; der Kapuziner betet nun folgende Litanei, welche die Anderen andächtig erwiedern:

„Erbarme dich unser, du grantiger Dorfrichter!
Du Bauer, der brav aufkochen läßt!
Du Bauer, bei dem die besten Speckknödel wachsen!
Du Bauer, der die schönste Tochter hat!
} Recht für uns!

Beim Reiterbauer, wo die Bäuerin die Suppe versalzt!
Beim Stralegger, wo die Ochsen das Korn und die Knechte den Haber essen müssen!
Beim Hubel, wo die Mentscher dick sein!
Beim Bruzler, wo sie den Sterz mit Inschlittkerzen schmalzen!
Beim Lantschner, wo der Hund begraben liegt!
} Nix für uns!

Du glogner Hartl!
Du fluchender Steffl!
Du abdrahter Stindl!
Du kropfiger Schuster!
Du schiaglender Schneider!
Du kretziger Weber!
Du kraschinkiger (säbelbeiniger) Tischler!
Du zugehackter Sepl in Stein!
Du pechiger Toni beim Boch!
Du beangater (krüppelhafter) Wastl in Eck!
Du auspeitschter Michel in Schlag!
Du anbrennter Hießl beim Zaun!
Du langschinkiger Peter auf der Alm!
Du großaugiger Jockl in der Fresen!
} Schnopp o!

Ihr alle häufigen Kleinhäusler!
Ihr alle häufigen Wucherer und Schmarotzer!
Ihr alle häufigen Trottel und Fexen!
Ihr alle häufigen Leut' die kein Spaß verstehn!
} Schnopps o!

Schnapp auf und schnopp nieda,
Friß Katz und spei' s' wieda,
Schnopp o!"

Derlei parodistische Stücklein aus dem Religiösen findet man im Volke ziemlich häufig, allein der Landmann beabsichtigt damit nichts weniger, als das Religiöse zu verhöhnen; nur mit den kirchlichen Ceremonien vertraut, kennt er keine andere Form für seinen Witz und seine zügellose Laune.

Sind endlich die Spässe unseres Bußpredigers erschöpft, so legt er seine Maske ab. Der Mann ist gewöhnlich ein Handwerker oder ein Knecht aus der Nachbarschaft.

Die Unterhaltung dauert indeß noch lange fort und nicht selten ist es der Morgenstern, der den lustigen Brechlern heimleuchtet.

Noch erwähne ich die Sitte der Reistenschenke. Es bekommt nämlich jede Brechlerin vom Brechelbauern ein Büschlein feinen Flachses als Geschenk, welches sie in ihrem Schranke wohl verwahrt, so daß sie nach Jahren einen bedeutenden Vorrath davon beisammen hat. Es heißt: Wenn eine Magd so viel Flachs in ihrer Truhe hat, daß sie davon eine Familie zu bekleiden im Stande ist, dann kann sie heiraten.

Ich kenne eine alte Magd, die hatte einen großen Kasten voll „Reisten"; sie hatte ihre Freude daran, es war ihr ganzer Reichthum. Da kam einmal eine arme Wittwe mit ihren vier halbnackten Kindern in die Gegend und dieser schenkte die Magd den ganzen Vorrath von Flachs; nur für ein einzig' Hemd behielt sie sich zurück — für das Hemd der Zufriedenheit. —

Wenn nun der Brechlertag vorüber ist und die Winterstürme hereinbrechen, so holen die Weiber ihre Spinnräder hervor, und während die „Mannleut" auf der Tenne dreschen

oder im Walde Holz fällen, spinnen jene unter lustigen Gesprächen und Gesängen den Flachs, sei es zum Bahrtuch oder zum Brauthemd — sie singen lustige Lieder dabei.

Na gelt, hiazt bist dasi,
Spinnradl, summ, summ;
Und hiazt loßt dih schön wickln
Um an Finga herum.
Oft kimp holt da Weba,
Da kretzade Monn,
Und der draht dih um an Nullbam
Und bandlt dih on.
Ei, nimmst es nit wohr,
Wia s Schützerl schlupft ein,
Und dös sausende Dingerl
Wird s rechte scho sein! —
Und hiazt erst, mei Liab,
Konnst a Brautpfoadl wern,
Und ih wünsch da viel Glück,
Daß d fein old wirst in Ehrn!

Der Allerheiligenstritzel.

Die Natur ist ernst und düster geworden nach all' dem Grünen und Blühen und Reifen. Jetzt gibt sie nichts mehr; eine wüste Zeit der Unfruchtbarkeit und der Stürme — den Winter hat sie vor sich. Warum hält sie noch ein mit dem Schneewehen und Erstarren, auf wen wartet sie noch? Ja auf die Wohlthat der Menschen wartet sie. Da gibt es Arme, Kranke, Vergessene, die wanken noch auf der frierenden Erde und suchen — sie haben noch kein Brod für den Winter. Der Wohlhabende soll nun diesen darbenden Brüdern sein Herz und seine Hand öffnen.

Es gibt im Oberlande ein Volkslied, was arme Leute den reichen gelegentlich vorsingen, wenn der Winter naht. Die reichen lieben dasselbe nicht besonders, aber sie hören doch zu.

Das Volkslied hat eine wunderbar ergreifende Weise und heißt:

Das Häuserl im Oberland.

Es war ein Häuserl im Oberland,
Maria Mutter Gottes war auch wol bekannt.
Da war ein armes Weib
Mit ihren drei Kindelein;
Groß Hungersnoth mußten sie leiden!

Sie nahm ihre Kinder wol unter die Händ'
Und ging zu ihren Bruder wol unter die Wänd:
„Bruder bist daheim?
Ich hät' dich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Für mich und für meine drei Kinderlein roth!"

Die Schwägerin beim Fenster 'raus schaut:
„Mein Mann, der ist heut nicht zu Haus;
Er ist früh ausg'fahren;
Du hast mich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Das kann ich dir auch wohl versagen!

„Und wenn du versagst mir ein klein Laiblein Brot,
So thu' ich mir selber den bitteren Tod!"
Das kleinste Knäblein stand ihr daneben:
„Ihr dürft mir kein' Bißen Brot mehr geben,
Groß Hungersnoth will ich leiden,
Bis der liebe Gott vom Himmel kommt
Und thut mir das Leben abschneiden!"

Als der Bauer vom Acker heimführt,
Der Tisch, der war ihm schön geziert,
Die erst Schnitten Brot, die er herabschnitt —
Das Blut thät gegen ihn spritzen!

„O Mann, du grimm' dich nicht so sehr,
Das geht von wegen der Schwester her;
Wenn ein armer Mensch um ein Almosen bitt't,
Wol fleißig soll man ihm 's reichen!"

Der Bauer nimmt Brot wol unter die Händ,
Und geht zu seiner Schwester wol unter die Wänd';
„Schwester, bist daheim?,
Ich hätt dir gebracht ein klein Laiblein Brot,
Für dich und für deine drei Kindlein roth!"

Das kleinste Knäblein beim Fenster 'raus schaut:
„Die Mutter ist heut nicht zu Haus';
Sie ist früh ausgangen;
Sie und meine ältesten Brüder allzwei,
Dort drin hängen s' auf der Stangen!"

Das Lied schneidet ins Herz, wenn es von welken Lippen gesungen wird und der reiche Bauer fährt sich über die Stirne und denkt: Man muß doch, so lang 's noch früh genug ist.

Da gibt es nun im Oberlande eine Sitte, welche um diese Zeit zum Wohle der Armen ausgeübt wird — das „Heilig'nstritzelsammeln“.

Schon zwei Tage vor Allerheiligen bemerkt man in den Bauernhöfen ein eigenes Leben und Bewegen. Von den Mühlen wird Mehl geschafft, in allen Oefen loht die lustige Flamme und jedes Haus sieht einer großen Bäckerei ähnlich. Der Bauer streicht geschäftig durch die Vorrathskammern und die Bäuerin in der Küche herrscht mit besonderer Würde über die Mägde und schafft selbst wacker mit am Kneten und Backen, und das erste Stück des neuen Brotes, welches sie erst am Abend zur Probe in den Mund führt, ist wohl ihr einziger Bissen den ganzen Tag über.

Endlich sind die drei- bis fünfhundert Laibchen kräftigen Roggenbrotes fertig — und fertig zum Vertheilen und Verschenken an die Armen. Der dürftige Landmann macht die Laibe wohl kleiner und gar von Habermehl, oder er bestimmt Gemüse oder Obst zum Vertheilen, aber er gibt doch was.

Am Vorabende von Allerheiligen nun ziehen die Armen in ganzen Familien schaarenweise von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und Jedes hat seinen Sack oder seinen Korb. Sind sie an ein Haus gekommen, so bleiben sie an der Thürschwelle stehen und grüßen mit dem allstimmigen Ruf: „Bitt gor schön um an Heilinstritzl!“

Da wird nun getheilt. Jedes bekommt sein Laibchen, und wenn es ein Kind ist, das am Rücken der Mutter angebunden krabbelt und keinen Sack und kein Körbchen tragen kann, sondern selbst noch getragen werden muß, es bekommt sein Laibchen wie jedes andere. Hat die Bäuerin im letzten Sommer viel Schmalz und Butter gewonnen, so ladet sie die

Stritzelsammler auch noch zu Tisch und setzt ihnen — gleichsam zum Dankopfer für den großen Schmalzvorrath — Sterz oder Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's stets schmecken, und sind sie satt, so legen sie die Hände in die Schüssel und sagen:

„Schmolzkochbäuerin, mir wünsch'n Dir
Glück und Seg'n zu Deine Küah;
Und Glück und Seg'n zu Deine Kinda,
— Vergelt's Gott, Schmolzkochbäurin!"

Sind auf diese Weise nun Alle betheilt und befriedigt, so rufen sie wieder im Chor: „Vergelt's Gott, Ollaheilin!" und ziehen ab und zur nächsten Thür, bis sie die schwergewordenen Säcke und Körbe in ihren Kammern leeren und wieder von Neuem beginnen.

Der Bauer gibt dieses Almosen gerne, und je mehr Heilig'nstritzelsammler betheilt werden können, desto freudiger leuchtet sein Antlitz; selbst der „Knicker", der Wucherer, gibt diese Gabe freudig, denn es herrscht der Glaube, daß eine große Anzahl Heilig'nstritzelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres sind. — Jedes „Vergelt's Gott Ollaheilin" — sagt der Landmann — ist für das Kornfeld mehr werth, als eine Fuhr Dünger.

Geschieht es aber, daß aus Mangel an Sammlern etwas vom Vorrathe des Brotes übrig bleibt: oder gar, daß man das Haus übergangen hat, ohne vorzusprechen, so ist der Bauer gar betrübt, und sein stattliches Mahl, das er sich heute auftischt, will ihm nicht munden.

In manchen Gegenden hat sich der Gebrauch des Heilig'nstritzelsammelns so weit ausgedehnt, daß die Bauern — auch die wohlhabenden — gegenseitig ihre Kinder mit dem Korb schicken, ja sogar selbst gehen, um mit ihrem Sack beim

Nachbar — als Bettler anzuklopfen. Und wenn es der reiche Ortsrichter ist, — er bekommt einen derben Strițel aus braunem Roggenmehl, wie das Kind des armen Taglöhners, und er nimmt ihn mit frommem Danke, denn der Heilig'n-strițel bringt Segen für Geber und Nehmer!

Nun backt die Bäuerin aber auch noch Heilig'nstrițel für das eigene Hausgesinde und jeder Dienstbote kriegt seinen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Da haben Manche einen alten Vater, eine kranke Mutter dafür; aber Viele machen mit dem Brote auch was Anderes. Ja, die Mädchen bewahren den Laib in ihrem Schranke auf wie ein Heiligthum, und wenn einmal der Nachbarssohn kommt oder sonst ein schmucker Bursche, der in die Augen sticht, so holt das Mädchen den Heilig'nstrițel hervor und reicht ihn dem Jüngling, daß er ihn anschneide und verkoste. Und dieses Anschneidenlassen bedeutet euch nichts Geringeres, als:

„Büaberl, Dih hon ih gern,
Du muaßt mei Schoțerl wern!"

Und wenn nun der Erwählte vom Laibe wacker „sein Rcanz'n" (sein Stück) herabschneidet, so ist die Sache so viel als abgemacht und jeder spätere Bewerber wird vom Mädchen mit der Bemerkung abgewiesen, daß ihr Heilig'nstrițel schon angeschnitten sei.

Die Krapfengarb'.

Wenn im Herbst das Getreide, das Heu, das Laubwerk, das Brennholz, die Streu und Alles unter Dach gebracht ist, und der Schnee um Haus und Hof seine hohen Wälle zieht, dann beginnt das Dreschen.

Aber die Wintertage sind gar so kurz, sie müssen angestückelt werden und das thut der Bauer mit einigen Kerzen des Morgens und des Abends. Schon um 3 Uhr ist der Großknecht zur Drescherzeit aus seinem Bett und geht mit seinem „Weckstock" zu allen Thüren und Schlafstellen und klopft und klopft, bis er Jeden aus den warmen Leinen hervorgeklopft hat. Das ist die einzige Stunde, in welcher der Bauer bedauert, daß er Bauer ist und: „Wann ih wieder auf d Welt kimm, so wir ih a Herr, daß ih bis um fiemi in Nest bleibn konn!" ist ein Vorsatz, den er sich ernstlich in die Seele ruft.

In der Tenne wird es lebendig, der Großknecht stellt das Licht in das dazu bestimmte Kästchen an der Holzwand und bald beginnen vom „Uebagschiaß" (Uebergeschoß, Scheune) die Garben hernieder zu fliegen, bis der ganze Boden der Tenne belegt ist.

„In Gottsnom gehn mas on!" sagt der Großknecht und hebt seinen Flegel vom Nagel und die Anderen thun es auch und das Dreschen beginnt.

Gewöhnlich geschieht es mit vier Flegeln, nur der Großbauer, der über ein zahlreicheres Personal verfügt, drischt zu sechsen. Das ist nun ein Klopfen auf der Tenne und ein Knurren in den Mägen, und manch sehnend Auge schielt verstohlen auf die Kerze, ob diese denn nicht schon herabgebrannt, denn wenn die Kerze gar, wird's zum „Suppnessn".

Kennt Ihr die saure Suppe und das Haberbrot? Die Oberländer wissen es gut zuzubereiten; um drei Uhr aufstehen und dann drei Stunden nüchtern Garben dreschen, ei, dann schmeckt's!

Während des Frühstücks kommt der Tag und dann wird das Dreschen wieder fortgesetzt. Da hält nun der Bauer sehr viel auf den Takt, „'s muaß zsommgehn!" Er hat für alle Gruppen sein Sprüchlein! so versinnlicht folgendes das Dreschen zu Dreien:

„Schnita mei,
Hund is todt,
's that ins a
Drescha noth!"

Lustiger geht es zu Vieren:

„Schlogts ma s Körndl
Lüfti aussa,
Thoan die Drischln
Lusti kleschn,
Sulln die Körndln
Porweis springen,
Müassn Buabn und
Mentscha dreschn!"

Wenn aber gar die Sechszahl voll ist, dann klappern die Flegel den reinsten Daktylus zusammen und der Großknecht bringt schmunzelnd sein Sprüchlein dazu:

„Bäurin, doch Kropfn,
Sechszipfade Zupfn,
Die beangadn, bauchadn
Körndln thoan hupfn."

Und so geht es fort den ganzen Tag hindurch bis in die späte, stockfinstere Nacht hinein. Es gibt auch Lust und Heiterkeit dabei, und wenn die Buben und Mädchen miteinander ringen und sich in das Stroh werfen, so ist das eben auch so viel als gedroschen; es wird dabei das Stroh weich und das Körndl fällt auch heraus. —

Da vier Personen des Tages hindurch höchstens zwölf Schöber (zu sechzig Garben) zu bewältigen vermögen, so dauert das Dreschen oft mehrere Wochen. Gegen Ende dieser Zeit frägt die Bäuerin schon das Eine oder das Andere verstohlen: „Wann werds denn fiati?"

Die Drescher wissen es gar gut, warum sie frägt und geben zur Antwort: „Oje, dös geht nit so reißend, de Wochn hobn ma scho nouh z thoan!" Dabei lachen sie sich in die Faust, weil sie der Bäuerin einen Bären aufgebunden, daß sie die Thüre nicht verschließt, denn — heute schon geht das Dreschen zu Ende und da muß die Küchenthür offen sein, denn es handelt sich um die Drescherkrapfen!

Das geht so zu. Ist die Garbenscheune leer und die Strohkammer und der Kornkasten voll, und sind die Dreschflegel wieder für ein Jahr auf den Nagel gehangen, so nimmt der Weidbub' die letzte, dazu bereitgelassene Garbe, birgt sie hübsch vorsichtig unter der Jacke und schleicht damit in die Küche. Da frägt er noch ganz harmlos die Bäuerin um Ein oder das Andere, etwa, ob die Kälber heute schon ihren Trank erhalten oder so, aber plötzlich zieht er die Garbe hervor und —„U mei, die Kropfngorb!" kreischt die Bäuerin, aber schon haut der Waidbub' auf alle Häfen und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein spritzen, und singt dazu:

„Bäurin, boch Kropfn,
Die Drescha sein do,

Sift dreschn ma dih zsommt deina
Budapfonn o!"

Wohl versucht es die Bäuerin mit Hilfe der Küchenmagd, dem Weidbuben die Garbe zu entreißen. Gelingt dieses, so müssen die Drescher für den Abend mit Brotsuppe und Erdäpfel vorlieb nehmen; behauptet der Bub' aber seine Garbe, — Halleluja! Dann haben zum Abendmahle so viele Krapfen auf dem Tisch zu erscheinen, als lose Körner auf dem Herd, in den Pfannen und Häfen gefunden werden.

Eine brave Bäuerin ringt aber selten um die Krapfengarb', oder sie rauft so, daß recht viele Körnlein in die Pfannen spritzen, dann erklärt sie sich für besiegt und geht heimlich lachend an das Kochen und Backen; es muß heute wieder einmal gezeigt werden, was eine tüchtige Hausfrau vermag, und die Drescher haben es ja verdient.

Das ist die Krapfengarb', welche aber immer seltener wird, seitdem die Dreschmaschinen in das Land kommen; da braucht der Bauer weniger Knechte, weniger Kerzen und — die Krapfen fallen ganz weg.

Ein Winterabend.

Laßt sie klopfen, die Gespenster
An das Fenster!
Seht, es ist so winzig klein,
Mag kein böser Geist herein!

Schon um vier Uhr ist es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemassen um die Hütte lassen nicht einmal das Abendglühen durch die Fenster. Alle Welt ist nun abgeschlossen von des Alplers Daheim; nur das Tosen des Wintersturmes, welches an den hohen Tannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fensterfugen. Aber halt, Winter, das ist ein verbotener Paß, der wird sorglich verstopft mit Werg und Moos!

Der Bauer bringt von der Küche eine Fackel und steckt sie in den eisernen Spannhaken. Die Drescher haben bereits die Tenne geschlossen; sie treten langsam in die Stube, setzen sich der Reihe nach auf die Bank, stopfen ein Pfeifchen und plaudern und lachen dabei. Auch der Ochsenknecht ist fertig, nur hätte er noch einige Strohhalme vom Jöperl zu schütteln — doch es verschlägt nichts. Die Kuhmagd hat nur noch die Milch zu besorgen, dann kommt auch sie und der Holzriegel wird vor die Hausthür geschoben.

Und nun entfaltet sich in der Hütte jene Welt, welche in jedem Daheim schlummert, die Welt der Häuslichkeit und Zufriedenheit.

Das Nachtmahl ist verzehrt und nichts davon übrig geblieben als eine Schüssel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Katze sind gesättigt und die Schwarzwälderuhr aufgezogen. Im Ofen wird die Gluth angeschürt und ein neuer Leuchtspan in das Eisen gesteckt. Um denselben haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer sitzt noch am Tisch und blättert in der Heiligenlegende oder in einem anderen wohl eingeräucherten Hausschatz; dabei läßt er sich vom kleinen Buben etwa die Schuhe auflösen. Die Bäuerin näht an einem winzig kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk sitzt auf der Ofenbank und spinnt.

Die Männer beginnen ihre Holzmesser zu schärfen und der Großknecht bringt von der Küche geräucherte Kienscheiter herein, über welche die Knechte allsogleich herfallen, um sie in dünne Leuchtspäne zu zerklieben.

Es beginnt die Spanvesper.

Die langen Abende der Winterzeit werden dazu verwendet, um den Spanvorrath für das ganze Jahr zu liefern. Und der Spanvorrath muß ein sehr bedeutender sein, denn er ist die einzige Leuchte in den düsteren Nächten jener Berge — nicht doch, wöchentlich einmal flackert auf dem Tisch eine Kerze — am Sonnabend zum Rosenkranz.

Diese Spanvesper nun ist die lustigste Arbeit, die man sich denken kann. Man scherzt und lacht und neckt sich gegenseitig und wenn Einer den Span, der noch zu dick ist, nicht geschickt spaltet, und daraus einen abgebrochenen „Spell" macht, so lachen Alle und sagen: „Ei, der hot da Henn in Schwonz rupft!" Diese mißrathenen Spalten kommen auf den Herd,

während die echten und rechten in Büschel zusammengebunden und auf den Dachboden getragen werden.

Am Spanhaken sitzt der Halter und „leuchtet“. Es ist der brennende Span natürlich einer vom vorigen Jahre und es hängt an ihm manche Bedeutung. Brennt er rauchend oder macht er gar kleine pfeifende, zischende Flämmchen seitwärts und abwärts, so ist eine heimliche Liebschaft im Hause, und wenn sich die Kohle „zwieselt“ (spaltet), so kommt gar Jemand in der Nacht und da muß man im Interesse der Mägde den „Zwiesel“ geschwind ansalzen, daß dieser Jemand das rechte Fenster trifft und der Bauer nicht wach wird. — Der Halter muß die Kohle des Spanes fleißig räuspern, aber mit den bloßen Fingern — der Bauer hält was darauf, er sagt: „Wer eahm koan glüadin Köhler (Kohle) onzgreifn traut, der traut eahm ah ka Glück onzgreifn: Gluat in da Hond bringt Segn ins Lond!“

Meint der Oberländer damit etwa: Wie man's anfaßt, so gelingt's, oder der Mensch ist seines Glückes Schmied?

Sind nun alle Hände bei ihrem Geschäft, so machen sie's schon allein fort und der Gedanke kann inzwischen herumlungern, wo er will.

„Geh', dazähl a Gschicht, Hansl!“ wird einer der Knechte gebeten, der aber thut sehr bescheiden und sagt: „Ih woaß koane.“

„Se is gstunkn dalougn, ih woaß s wul, daß d oane woaßt. Geh Hansl, moch an Gscheidtn und d'azähl die sewi von Raubahauptmonn!“

Diese hat er wohl schon zehnmal erzählt und die Anderen wissen sie bereits besser, als der Hansl selber, aber weil sie's denn wollen, so räuspert er sich und beginnt möglichst hochdeutsch, „wia d Herrn redn“

Die Geschichte vom Räuberhauptmann.

Ist einmal ein Bauer gewesen. Und der Bauer ist rechtschaffen arm gewesen. Da hat er einmal einen Hut voll Thaler heimgebracht und darauf ist er gar so traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Mann, warum bist du so traurig?"

Er ist aber still gewesen und hat ihr's nicht gesagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn ist gar ein gescheidtes Bübel gewesen, und wie er größer geworden ist, da ist der Bauer noch immer traurig gewesen.

Da ist der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum seid ihr alleweil so traurig?"

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei still, du kannst mir doch nicht helfen!"

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tag gefragt: „Vater, warum seid ihr alleweil so traurig?"

Da hat endlich der Vater gesagt: „Mein Kind, mir ist nicht mehr zu helfen, ich hab mein' Seel dem Teufel verschrieben!"

„Ach, Vater, das wird doch nicht sein, und warum habt ihr denn das gethan?" hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Hut voll Thaler gebe," hat der Bauer darauf gesagt.

Der Bub hat den Kopf geschüttelt und hat nichts dazu gesagt. Jetzt war's gut.

Der Bub ist zum Pfarrer gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Pfarrer hat gesagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen!"

„Herr Pfarrer, so gebt mir einen Rath!"

Mein Sohn, du mußt zum Dechant gehen, vielleicht hilft dir der."

Gut. Der Bub geht zum Dechant und erzählt ihm die Geschicht von seinem Vater. Der Dechant sagt: „Das geht mich nichts an und ich kann dir nicht helfen!"

„Herr Dechant, so gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, du mußt zum Bischof gehen, vielleicht hilft dir der."

Gut. Der Bub ist zum Bischof gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Bischof aber hat gesagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen!"

„Herr Bischof, so gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht gibt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag die Speis' vom Himmel bringt. Mag sein, daß dir der noch helfen kann!"

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einsiedler und erzählt ihm die Geschicht von seinem Vater.

Der Einsiedler war ein gar heiliger Mann und hat gesagt: „Heb dich weg, was geht mich dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!"

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, in diesem Wald lebt ein großer Räuberhauptmann, der ist mit allen Teufeln bekannt und sie müssen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldschein deines Vaters Seele wieder zurück."

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieser ist der Bruder vom Einsiedler gewesen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willst du da, kleiner Knirps?" Darauf hat ihm der Bub Alles erzählt und der Räuberhauptmann hat gesagt: „Gut, werden sehen, was sich machen läßt."

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf diesen Pfiff ist ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel," hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?"

„Nein!" haben Alle geantwortet und sind wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft noch einmal und es kommt noch ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?"

„Nein!" und darauf sind sie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft zum drittenmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?"

„Nein!" haben auch diese geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antwortest du nicht, Belzbartl?" hat diesen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel verschrieben hab', Herr Hauptmann," hat der Belzbartl darauf gesagt.

Jetzt war's gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelenschuldschein wieder zurückgeben müssen; aber das hat er sich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll gehen und das Papier selber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll.

Da sind alle zwei durch finstere Löcher gegangen und sind in die Höllenküche gekommen. Da hat der Bub allerhand schreckliche Marterwerkzeuge gesehen. Hat auch eine glühende Fleischbank gesehen und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?"

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus ist!" hat der Teufel geantwortet. Gut. Die Zwei sind weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Kessel mit siedendem Pech gesehen.

„Für n en gehört das?" hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einsiedler, wenn die Zeit aus ist," hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, sonst wäre er umgefallen vor Angst und Schrecken in der Höll'.

Aber endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmanns hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Beistands.

„Nun, und was hast du gesehen in der Höll'?" hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„O, gar viele schreckliche Sachen."

„So nenne mir was, Bub!"

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler."

„Gut. Und was hast du noch gesehen?"

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Hacken."

„Für wen, Bub!"

„Ja," hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das sei für den Räuberhauptmann."

Gut. Wie der Räuberhauptmann das hörte, hat er eine große Truhe aufgemacht und da waren lauter scharfe Messer drinnen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt mußt du mir auch einen Gefallen thun."

„O, das will ich von Herzen gern thun, Herr Hauptmann."

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Mord begangen, und mit jedem dieser Messer mußt du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz mitten auseinander."

Auf diese Worte hat der arme Bub gesagt: „Das kann ich nicht thun."

„Aber du mußt, ich hab' dir deinen Vater erlösen helfen, jetzt hilf du mich erlösen!"

Gut. Da hat der Bub doch die Messer genommen und hat den Räuberhauptmann in Stücke zerschnitten. Und wie er zuletzt das Herz durchschneidet, da ist aus demselben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jetzt war's gut. Da ist am nämlichen Tag beim frommen Einsiedler der Engel mit der Speis' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einsiedler am nächsten Tag: „Du Engel, warum bist du gestern nicht gekommen mit der Speis'?"

„Lieber Einsiedler," hat der Engel darauf geantwortet, „gestern ist im Himmel so viel zu thun gewesen und ich hab nicht Zeit gehabt. Weißt, es ist gestern dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen, und da haben wir Alle beisammen sein müssen."

„Was, der Räuber? Und Alle beisammen?" hat der fromme Einsiedler geschrien, „wie viele Engel müssen erst sein, wenn ich in den Himmel fahre?

„Bei dir richte ich es allein, mein lieber Einsiedler!" hat der Engel geantwortet.

Wie der Einsiedler dieses Wort gehört hat, da ist er

zornig geworden und hat geschrien: „Eh ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzig tausend Teufeln in die Hölle fahren!"

Da hat sich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es sind gekommen die neunundneunzig tausend Teufel und haben den Einsiedler hinabgestürzt in die Höll' und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Jetzt war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen. Ich bin fort darauf und weiß nicht, wie es noch weiter gewesen ist." —

„Dös is ober a schöne Gschicht gwen!" versetzen die Zuhörer dankend, nachdem der Hansl geendet hat, „oba hiazt nouh oane, Hansl, a lustige; die sewi van Stanglputza".

Der Hansl schafft bei seinem Pfeifchen etwas, zündet es an und wie Alles dabei in der Ordnung ist, erzählt er noch

Die Geschichte vom Stanglputzer.

Da ist einmal ein Bauer gewesen. Der war sehr arm und hatte nichts als eine Hütte und drei Söhne. Die Hütte war schon morsch und wollte einfallen, dafür waren die Söhne hoch und kräftig aufgewachsen. Aber keiner von den Dreien hat es verstanden, wie man wirthschaftet und so hat sie der Vater in die Fremde geschickt, damit sie was lernen sollten. Gut. Drei Jahre sind die drei Söhne ausgewesen, dann sind sie wieder mitsammen heimgekommen. Aber der Jüngere ist nicht zu Fuß gekommen, der ist geritten auf einem hohen Roß. Die älteren Zwei hat der Vater gleich gefragt, was sie gelernt — nun, der Eine war Schuster, der Andere Weber.

Gut, war recht! Wie aber der Alte den stolzen Reiter gesehen, da hat er sein Hütlein unter die Achsel genommen —

der muß ein gar großer Herr geworden sein. Aber der Vater hat sich die weißen Haare gekratzt und hat nicht recht fragen mögen; er hat sich ja nicht „Du“ zu sagen getraut. Endlich wagt er aber doch die Rede:

„Nichts für ungut, daß ich frag', aber — was ist Er denn geworden?“

„Stanglputzer!“ hat der Reiter zur Antwort gegeben und dabei seinen Schnurrbart gestrichen.

Stanglputzer? — Jetzt hat der Alte erst noch so viel gewußt, wie früher — was ist das, ein Stanglputzer? etwas Hohes muß es schon sein — gar kein Zweifel — und sonst braucht er derweil auch nichts zu wissen.

Jetzt war's gut. Das Bäuerlein ist in großen Freuden herumgelaufen und hat's Jedem erzählt, daß sein jüngster Sohn hoch zu Roß gekommen und ein Stanglputzer geworden ist. Begegnet ihm einmal der Verwalter aus dem Schloß, hat's ihm der Alte sogleich gesagt, von wegen dem feinen Reiter und — weil ein Verwalter gar ein hochstudirter Mann ist und alles weiß — so hat ihn das Bäuerlein auch gefragt, was denn das ist, ein Stanglputzer, so sein jüngster Sohn geworden.

Darauf hat der Verwalter nur gesagt: „Alter, das wirst schon noch sehen; sag aber deinem Herrn Sohn, er soll zu mir kommen.“

Gut. Der Alte lauft sogleich nach Haus' und sagt es dem Herrn Sohn. Richtig, der geht schön langsam zum Verwalter. Dieser schaut ihn finster an und sagt: „Ich weiß, wer du bist und soll dich eigentlich einsperren lassen, möcht aber doch wissen, ob du deine Sach' gut gelernt hast. Willst du mir eine Probe ablegen? Wenn nicht, so laß ich dich sogleich in das Gefängniß führen!“

„Gut, will schon eine Probe ablegen," sagt der Stanglputzer darauf und der Verwalter hat ihm aufgetragen: „Hörst, wenn du dein Handwerk gut gelernt hast, so stiehlst du mir heute Nacht mein Reitpferd aus dem Stall!"

„Gut, Herr Verwalter, das wird geschehen!" antwortet der Stanglputzer und geht heim.

Du bekommst aber mein Roß schon lange nicht! denkt sich der Verwalter und läßt für die Nacht sechs Wächter zum Pferd stellen; zwei beim Schweif, zwei an der Stallthür und zwei vor derselben, und tragt diesen auf, sie sollten wohl Acht geben, daß ihnen der Schimmel nicht wegkäme. Gut. Da hat's in derselben Nacht ein gräuliches Regenwetter angefangen, daß es im Freien kaum auszuhalten war. Die zwei Wächter vor der Stallthür haben sich gut in die Mäntel gehüllt und weil sie bis Mitternacht Niemanden wahrgenommen, haben sie sich schon in den warmen Stall begeben wollen. Da hören sie auf einmal kläglich seufzen und es hinkt ein gar armes, mühseliges Männlein daher und bittet, daß man ihm doch erlaube, unter das Bretterdach über der Thür zu gehen, es sei ihm so schlecht und er könne es nimmer aushalten in diesem bösen Wetter.

Warum sollen wir das dem armen Teufel versagen? dachten sich die Wächter und haben es dem Männlein erlaubt, daß er unter's Dach gehe. Gut. Darüber ist das Männlein so froh und vergnügt und kann die Leute nicht genug loben, daß sie gar so gut — aber — es sei ihm wohl noch ein wenig kalt und er habe das Fieber. Wenn er das Fieber hat, meinten die Zwei, so müssen wir ihn schon gar in den Stall hineinthun und dann mag er sich auf dem trockenen Stroh niederlegen. Richtig, sie lassen das Männlein hinein, und das ist so dankbar dafür, daß es den Brantwein, den es just bei sich

hat, brüderlich mit den sechs Wächtern theilt. Natürlich, die lassen sich die warmen Tropfen in der kalten Nacht schmecken. Und dann legen sie sich auch ein wenig nieder auf's Stroh — kommt ja so kein Dieb in solchem Unwetter. Aber schau, sie schlafen allesammt bald ein, denn der Brantwein ist ein Schlaftrunk gewesen und das arme, mühselige Männlein — der Pferdedieb — der Stanglputzer. Wie der sieht, daß sie alle schlafen, ist er nicht mehr alt und mühselig — husch, hat er das schöne Reitpferd beim Zügel — jetzt sitzt er schon darauf und sprengt lustig davon.

Gut, das war sehr geschickt angestellt. Und den andern Tag ist der kecke Besen gleich auf dem gestohlenen Pferd zum Verwalter geritten und hat diesen gefragt, ob er keinen Schimmel kaufe.

Da hat nun der Verwalter selber lachen müssen und hat gesagt: „Stanglputzer, das hast du fein gemacht. Ich sehe, du hast was gelernt und man darf dich nicht frei herumgehen lassen. Ich werfe dich ins Gefängniß, außer du bringst mir ein zweites Kunststück zuwegen. Also: Wenn du in der nächsten Nacht meiner Frau den Brautring vom Finger bekommst, so magst du frei sein!"

„Gut, Herr Verwalter, wird geschehen!" antwortet der Stanglputzer und geht heim.

Und wenn du noch so fein bist, Spitzbub', das gelingt dir nicht; ich steh' gut dafür! denkt sich der Verwalter, verschließt am Abend das Schlafzimmer, richtet sich noch ein paar Pistolen an's Bett und legt sich zu seiner Frau.

War gut; aber er liegt nicht lang — sieht er schon einen Kopf am Fenster, wie der guckt und in die Schlafkammer späht. „Aha, ist schon da, der Range!" sag der Verwalte still und schießt zum Fenster hinaus, daß der draußen gleich

sprachlos hinabstürzt. — Gut, jetzt war der Stanglputzer hin. „Aber du sollst ihn doch wegtragen gehen," meint die Frau, „wenn morgen die Leut' vorbeigehen und sie sehen den Todten liegen, so ist das eine dumme Rederei, wir hätten wen umgebracht und so — du weißt ja."

„Hast recht, Alte," sagt der Verwalter und geht hinaus, aber gleich kommt er wieder in das Zimmer zurück und bemerkt der Frau, es wäre doch gut, sie gäbe ihm den Ring, er halte sich mit dem Fortschaffen der Leiche doch eine Zeit auf und derweil — man könne nicht wissen — solche Leute haben allerhand Gehülfen — Richtig, das ist auch ganz vernünftig, die Frau sieht es ein — und gibt ihrem Manne den Brautring.

Aber schau, kaum ist der fort gewesen, geht er schon wieder herein und schreit: „Du Alte, jetzt denk dir, hab' ich den Kerl noch nicht erwischt! liegt dir ein halbverbranntes Strohmandl vor dem Fenster und eine Stange dabei — aber vom Schelm keine Spur. Ich wette, der kommt noch einmal — es ist besser, du gibst für diese Nacht den Ring mir, daß wir sicher sind." „Was, den Ring?" schreit die Frau, „hab' ihn dir ja schon gegeben." „Mir?' „Ja, dir, bist nicht vor zwei Minuten dagewesen darum!" „Ich?" „Ja, du!" „Das ist nicht wahr!" — Und so haben sie eine ganze Stunde gestritten und der Stanglputzer — er hat sich ja den Ring selber geholt, als der Verwalter draußen war — der ist jetzt schon lang daheim im Bett gewesen. Gut.

Den andern Tag, da geht er richtig wieder in das Schloß, fragt nach der Frau Verwalterin und macht ihr einen goldenen Ring zum Geschenk.

„Bist schon ein verfluchter Kerl, du!" poltert ihn der Verwalter an, „am Ende stiehlst du mir noch das Bett unter

dem Leib, ohne daß ich's merk' — aber daß du just Alles kannst, ist auch erlogen. Ich geb' dir noch Eines auf, und kannst du das, dann bist du mein Leibbursche und meine Tochter geb' ich dir auch noch!"

Denkt sich der Stanglputzer — was der Tausend das für eine Aufgabe werden wird, und der Verwalter sagt: „Stanglputzer, in der nächsten Nacht bringst du mir in einem Sack den Pfarrer und den Schulmeister ins Zimmer!"

Der Stanglputzer sagt nichts dazu und denkt ein wenig nach; auf einmal schreit er: „Schon recht, Herr Verwalter, werd' sie schon bringen!" und geht heim.

Nein, jetzt hat er sich wohl zu viel vorgenommen, gelt, Hansl, das kannst du nicht? Aber der Stanglputzer — nu, laßt mich nur auserzählen.

Der Stanglputzer hat am selben Tag' gar viel zu thun gehabt. Da hat er zu allererst den Sack für die Zwei machen müssen und hat zehn Ellen Leinwand dazu gebraucht. Der Pfarrer hat halt ein hübsches Bäuchlein gehabt. Dann ist er in den Wald gegangen und hat Schnecken gesucht. Hernach hat er auf die Schneckenhäuser Kerzlein befestigt, hat sie so in der Nacht auf den Friedhof getragen und angezündet. Er selber hat sich einen weißen Bart angebunden, ein weißes Tuch umgehangen und so ist er hingegangen auf den Kirchplatz und hat geschrien mit einer tiefen, feierlichen Stimme:

„Auf, auf, ihr Frommen,
Der jüngste Tag ist gekommen,
Wer der Erste will sein
In den Himmel hinein,
Der lasse zurück allen Pack
Und komm' in den göttlichen Sack!"

Zuerst schaut der Schulmeister zum Fenster heraus: „Was ist denn das für ein Teufelslärm da unten?" will er schreien,

da verfällt ihm die Red' — er sieht auf dem nahen Friedhof die vielen Lichtlein wandeln — ja, ja, die Todten stehen auf! und er eilt nur noch zum Pfarrer: „Hochwürden, auf, auf, der jüngste Tag ist gekommen, die Todten sind schon alle wach und der Petrus wartet auch schon auf uns da unten!"

Mein Gott, Hochwürden haben noch einen kleinen Weindusel gehabt und die Hose nicht geschwind gefunden; aber wozu? der liebe Gott schaut nicht auf das Aeußere — so sind die Zwei herabgewankt über die Stiege — hinum — herum — bis ihnen der Petrus zum Glück entgegenkommt und den weiten Sack der Gebenedeiten offen darhält.

Gut. Und wie sie darin gewesen, der Herr Pfarrer und der Schulmeister, bindet der Stanglputzer fleißig zu und beginnt nun zu schleppen und zu zerren, daß ihm schon der bitterste Schweiß über die Stirne rinnt.

Der Weg gegen das Schloß ist nicht gut und voll Lachen gewesen, und so oft die beiden Herren im Sack das Nasse gespürt haben, sind sie beinahe kritisch worden und der Schulmeister hat fürchterlich über die Menge Regenwolken geflucht, die da zu passiren.

Nun richtig. Endlich ist der Stanglputzer mit seiner Last doch zum Schloß gekommen, und wie er den Sack über die Stiege hinaufzieht und die zwei Köpfe an den Stufen knattern — da ruft der Schulmeister vor Zorn schon alle Teufel an zu einer solch' halsbrecherischen Himmelfahrt, aber der Stanglputzer tröstet: „Nur Geduld, meine lieben Auserwählten, das ist schon die Himmelsstiege, wir sind gleich daheim!"

Und so hat er den Sack in den Saal hineingestellt, hat den Beiden gesagt, sie möchten sich nur noch ein bischen ruhig verhalten, der Herrgott sei unten mit dem Gericht noch nicht ganz fertig und käme erst zum Frühstück — und ist abgefahren.

Schau, und den Morgen darauf, wie der Verwalter durch den Saal geht, sieht er den Sack. Da fällt ihm der Stanglputzer ein; — geschwind öffnet er und, meiner Six! alle zwei sind sie da, der Pfarrer und der Schulmeister!

Ich bin dann fort und hab's nimmer gehört, was die beiden Herren gesagt haben und ob sie gut nach Hause gekommen.

Der Stanglputzer aber hat seinen Sack wieder zerschnitten und sich eine gar prächtige „Bettblachen" daraus gemacht.

Nächstens feiert er seine Hochzeit mit der Verwalterstochter und sein Alter, der legt alleweil den Finger an die Nase und sagt zu sich: „Aha, jetzt kann ich mir's schon denken, was das ist, ein Stanglputzer!" —

Ich möchte nur, daß ich all die Geschichten und Schwänke wüßte, die bei der Spanvesper erzählt werden; ich wollte euch unterhalten eine lange Zeit und ihr müßtet lachen und schaudern zugleich, wenn ich euch vom Wünschhütel, vom Ratterkrandel, vom Fünfguldenbeutel, von der Habergais u. s. w. berichtete. Ja, von der Habergais, die in den Mondnächten den Haber schwarz macht und dem Wanderer auf die Achsel sitzt und ihm den Tod ins Ohr bläst! Und wißt ihr, wie der „Oneweigl" — das ist eine arme Seel' — „herumstromert" auf der ganzen Welt und allerlei schreckliche Sachen treibt? Zwischen Eilf und Zwölf eilt er gerne über Wald und Feld als Lichtlein, und dem Baumer-Sepp ist er gar einmal als Schimmel auf die Schultern gesessen, so, daß ihn der Arme eine ganze Stunde hat tragen müssen, bis er zu einem Kreuzweg gekommen, wo das Gespenst zurückblieb. Der Sepp war in Todesangst und er ist seit derselben Nacht nicht mehr recht gesund geworden.

Wie war's denn mit dem Haberleitner — der hatte vor wenigen Jahren noch einen großen Bauernhof und viele Reichthümer. Man sagt, in seinem Hause sei Geld versteckt gewesen, weil man auf dem Dachboden und in den Holzwänden oft ächzen gehört hat. Da hat man einmal spät am Abend eine weiße Gestalt über den Hof schweben gesehen und bald darauf bemerkte der Bauer am Fenster einen Schein; das war kein Gespenst, der Stall brannte und am Morgen darauf war der schöne, große Haberleitnerhof ein Schutthaufen. Ja, es war im Hause halt von irgend einem schon Verstorbenen Geld versteckt und das zündet!

Die Mädchen auf der Ofenbank rücken bei solchem Erzählen näher zusammen und der kleine Bub' hält sich zitternd an den Hemdärmel des Vaters und weint beinahe, denn er hat sich bei all den schrecklichen Geschichten das Höschen naß gemacht.

Fragt ihr nun den Bauer, warum er es zugibt, daß man seinen Kindern die Furcht vor Gespenstern so in die Seele legt, so weiß er darauf gut Bescheid: „Dös vasteht's ös nit," sagt er: „Hiazt wa's freili leicht rod, oba, wann meine Buabn amol grössa wern, so will ihs nit, daß sie sih vo nix fürchtn und daß s' ba da Nocht in da gonzn Nochbarschoft umastrawanzn. Derowegn sogt mar eahna von Ohneweigl vor, daß s' schön dahoam in eahnan Bett bleibn!"

Also, als Wächter der Sittlichkeit wird die Gespensterfurcht aufgestellt; nun, das lohnt sich allerdings eines nassen Höschens, aber der Mann soll aus Erfahrung wissen, daß es eben die Furcht vor Gespenstern sein mag, welche den Jüngling von seinem einsamen Lager aufscheucht, um sich eine traute Genossin zu suchen!

Auch davon wird bei der Spanvesper erzählt, doch

in solcher Form, daß es der kleine Bub' nicht versteht und der Alte nicht merkt.

Ist nun auf diese Art genug geschaudert und gelacht, so kommt der Gesang an die Reihe. In jedem Hause ist Jemand, der singt. Zwar wird das zuerst gerne aus Bescheidenheit von Einem auf das Andere geschoben und: „ih konn nit, mir is da Stimmstock schon umgfolln," ist der gewöhnliche Vorwand, — aber zum Singen kommt es trotzdem.

Sehr gerne gehört ist

Das Lied vom falschen Rittersmann.

Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wol in ein schönes Land,
Er ritt über grünende Auen,
Da thät er ein Fräulein schauen.

Er nahm es wol in seinen Schoos
Und schwang sie auf sein hohes Roß;
Sie ritten so schnell und so balde
Wol in einen finsteren Walde.

Sie ritten vor ein' Hollerstaudn,
Da schauten heraus zwei Turtltaubn,
Sie thaten so wunderlich girren:
Jungfräuerl, laß dich nicht verführen!

Sie stiegen dann vom hohen Roß
Und setzten sich ins weiche Moos:
„Jungfräulein, thu du mich lausen,
Mein' goldfarben Haare aufkrausen!"

Und als sie d' Haar auseinander that,
Da fangt sie gleich zu weinen an.
Er schauet ihr unter die Augen:
„Jungfräuerl, was thut dich bedauern?

Bedauert dich dein stolzer Muth,
Bedauert dich dein' Vaters Gut;
Bedauert dich dein' Treu und dein' Ehre,
Jungfräulein, bekommst nimmer mehre!"

„Ich bedaure nicht den stolzen Muth,
Ich bedaure nicht mein' Vaters Gut,
Ich bedaure die selbige Tannen,
Wo alfe Jungfrauen drauf hangen!"

„Jungfrau, liebs Jungfräuelein,
Das därf dir gar nit seltsam sein;
Die Zwölfte, die mußt du heut werden,
Im Wald dahier mußt du heut sterben!"

„O Ritter, liebster Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu schrei'n!"
„Drei Schrei, die erlaub' ich dir gerne,
Ist Niemand im Wald, der dich höret!"

Den ersten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrer Mutter zu:
„Mutter, komm eilends und balde,
Sonst muß ich jetzt sterben im Walde!"

Den zweiten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Vater zu:
„O Vater, geh eilends gekommen,
Sonst wird mir mein Leben genommen!"

Den dritten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Bruder zu:
„Bruder, komm eilends zu wenden,
Sonst muß sich mein Leben jetzt enden!"

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein schießen kann;
Sein Schwesterlein hörte er schreien,
Sein Hündelein hieße er schweigen.

Er kam und spannte seinen Hahn
Und schoß den schönen Ritter zusamm':
Hast wollen mein Schwesterlein hangen,
Jetzt hast du den Lohn schon empfangen!"

Dann nahm er sie bei ihrer Hand
Und führte sie ins Vaterland:
„Jetzt Schwester, thu hausen und bauen,
Kein' Ritter därfst du nicht mehr trauen!"

Großes Interesse erweckt stets auch

Das Lied vom erschossenen Soldaten.

Zu Preßburg, zu Preßburg
Stell ichs mein Unglück ja wol an,
Da wollt ich desenter'n
Zu einem andern Herrn,
Sollt aber nit lang währn.

Um ein Uhr bei der Nacht
Haben s' mich gefangen eingebracht:
Sie stellen mich vor's Haus,
Auweh, mit mir ists aus,
Was wird werden daraus!

Meine Brüder alle drei
Sind auch wol alle drei dabei:
Sie schießen her auf mich,
Das Blut, das spritzt auf sie,
Und das war meine Bitt:

Wann ich erschossen bin,
Legts mich auf Rosen und Marin,
Das Grab von Marmorstein,
Das Kreuz von Elfenbein,
So schlaf ich ruhig d'rein.

„Gehts, hörts mar auf mit enkere traurin Gsanka," greint die Bäuerin, „singts a mol a Gscheits. — Lusti sein, lusti sein, muaß d Engl selba gfreun!"

Sofort schnurren die Räder frischer und in einer gar heiteren Weise erklingt

Das Lied vom Lustigsein.

Seids fleissi, seids fleissi, thuats singen und hupfn,
So konn enk da Teufl koa Harl ausrupfn;
Vageßts nur aufs Betn und Dabatn nia,
Dös mocht enka Herz jo so guat und so freudi,
In Leib ah so rühri, so stork und so schneidi,
Und s Essn und s Trinkn, dös schmeckt oft scho wia!

Und will unsa Herrgott enk immeramol juckn,
So müaßts schön gedulti enk biagn und enk duckn;
A Norr, wer sih über an Uebl beklogt; —

Wer s Schlimme nit kennt, konn ah s Guade nit gniassn,
Wann ka Nocht nit wa, müaſſad da Tog Dan vadriaſſn; —
Dös hot scho mei Voda, mei Ahndl scho gſogt.

Und kimts oft zan Urlaubnehm, luſti müaßts roaſn,
Da heilige Peda thuat ah nouh gern gſpoaſn,
Und ſingt nouh und tonzt, daß gor d Engl ſih gfreun.
Drum, tonzt Dana luſti wul auffi zan Himmel,
Gleih mochn a kreuzluſtis Gſchall und Getümmel,
Oft loßt er n mit Freudn ba da Himmelsthür ein!

Oba, ſiacht er an zopfadn, traurign Loppn
Mit henkada Noſn in Himmel zuatoppn,
Den loacht er wul owi ins Louch, dös is gwiß!
Und ſchleicht eahm an olda Bettbruader in d Nähn,
Lonkweili, mit Auwazn, Sindln und Pfnechn,
Den ſchmeißt er wul gleih olle Sterner ins Gfriß!“

So klingen ernſte und luſtige Weiſen aus dem tiefen Herzen heraus und bis in die tiefe Nacht hinein und dabei ſchnalzen die Späne und ſchnurren die Spindeln. Und wenn's nun gar an den Spanveſperſegen kommt, ſo klappt ſelbſt der Bauer ſeinen Hausſchatz zu und ſtimmt mit ein:

„Laßt ſie klopfen, die Geſpenſter
An das Fenſter!
Draußen herrſcht die böſe Zeit,
Drinnen die Gemüthlichkeit;
Draußen liegt die ſchwarze Nacht,
Drinnen wird der Span gemacht,
Damit Licht im Hauſe ſei
Und der Segen auch dabei.
Laßt ſie klopfen, die Geſpenſter
An das Fenſter!
Seht, es iſt ſo winzig klein,
Mag kein böſer Geiſt herein!“

Das Eisschiessen.

Das Schlittschuhlaufen kennt der Oberländer nicht; er weiß eine schöne Eisfläche zu ganz was Anderem zu benützen. Er hält auf derselben eine Taubenjagd. Aber er braucht kein Pulver und Blei, sein Schuß wird angeschlagen in der Brust und geht aus freier Hand und seine Taube bleibt am Platze, wenn sie nicht getroffen wird, und wird sie getroffen, so eilt sie davon.

Das Ding heißt Eisschießen und ist so, wie ich es Euch nun erzählen will.

Das erste Erforderniß zum Eisschießen ist nächst der Eisbahn von 8—12 Klaftern Länge für den Schützen der Eisstock, und sind für die ganze Gesellschaft die sogenannten Tauben.

Der Eisstock ist aus hartem Holze, meist aus Eisenblöcken gedreht und gleicht einem riesigen Petschaft.

Die glatte Grundfläche desselben mißt im Durchschnitte einen Fuß, und da der Rand, wenn man das Absplittern verhüten will, mit einem Eisenreif beschlagen ist, so wiegt der Eisstock 10—12, ja bei starken Eisschützen zuweilen 20 Pfund.

Die Tauben, wohl so genannt, weil sie ein Paar sind und ein Schießziel bilden, sind zwei viereckige Holzpflöckchen oder Holzkegel, von einem halben bis zwei Schuh hoch. Die

eine Taube bezeichnet den Anfang der Bahn, den Standplatz, über den hinaus man nicht beginnen darf, die andere ist das Ziel, nach dem geschossen werden muß.

Die Spieler müssen nun in zwei Mannschaften oder Helferschaften getheilt werden und beginnen zu diesem Zwecke das „Zusammenschießen". Der Eisstock wird an der Habe mit der Rechten gefaßt, und es kommt nun auf den Schuß, auf den geschickten und kraftvollen Wurf oder Vorschub an, daß der Eisstock auf die Bahnfläche hinausgleite ohne Wanken und Springen und der Taube zunächst anlange.

Derjenige, der das Ziel am Nächsten erreicht, ist der „Engmor", oder das Haupt des ersten Theiles, der zweitnächste ist der „Weitmor", oder das Haupt des zweiten.

Die Anderen werden nach der Reihenfolge der Stöcke in die „Engen" und „Weiten" getheilt, heißen Helfer, auch Knechte und haben nach der bestimmten Folge zu schießen.

Den ersten Schuß im eigentlichen Spiele hat, um Gleichheit und Gerechtigkeit zu erzielen, der Weitmor, diesem folgt der Engmor und nach dem kommt der erste Helfer des Weiten, und sofort abwechselnd Einer der beiden Theile.

Die Stöcke bleiben unberührt am Orte stehen, wo sie angelangt sind und es hängt von der Geschicklichkeit ab, den Stock eines Gegners wegzuschießen und sich dadurch einen besseren Platz zu erringen oder gar die Taube zu treffen und vorwärts zu schleudern, wodurch natürlich die anderen Alle noch entfernter vom Ziele sind.

Das ist aber nicht so leicht.

Jeder schießt nur einmal und sobald er geschossen hat, geht er zum Ziele hinaus. Der Eng- und der Weitmor haben jeder noch einen Schuß, den sie zu beliebiger Zeit anbringen können, wenn ihnen eine Stellung günstig scheint; sie schießen

aber meist zuletzt, um für ihre Mannschaft zu entscheiden.

Eigentlich soll das Spiel gewonnen sein, wenn die gesammten Engen oder Weiten voraus sind; da dies aber nur bei einer kleineren Zahl von Spielenden leicht möglich ist, so wird bei größerer Zahl bestimmt, „wieviel" eine Mannschaft haben muß. Geld oder Zeichen ist gleichgiltig und hängt von dem Belieben der Spielenden ab. Erreicht eine Mannschaft die bestimmte Zahl beim ersten Schießen, so hat sie gewonnen und es beginnt das Spiel von Neuem mit abermaligem Zusammenschießen oder Hervorthun eines Eng- und Weitmors. Ist die nöthige Zahl keinerseits erreicht worden, so wird, da die Spielenden sämmtlich beim früheren Endpunkte stehen, die Bahn umgekehrt und das Spiel wird fortgesetzt, indem der Schuß nun nach der andern Taube geht. Und so wird fortgefahren, bis ein Spiel zu Ende ist.

Bei einer großen Anzahl Schützen kann auch durch eine kleinere Zahl von Eisstöcken Genüge geleistet werden, indem der Platz, auf dem ein Stock angelangt ist, bezeichnet wird, der Stock aber nach der Wegnahme anderen Schützen dient.

So ist dieses Spiel und so geht es an den Sonntagen fort auf der Eisfläche bis in den späten Abend hinein. Und folgt diesem eine mondhelle Nacht, so wird auf das Aufhören vergessen; ja, es geschieht zuweilen, daß die Eisschützen von der Morgenröthe überrascht werden.

Da ist es dem Großlechner einmal passirt, daß er, nach einem ganznächtigen Spiele plötzlich die Morgenröthe erblickend, ausrief: „Du liabe Zeit, is dann heunt d Sunn schon owi (hinab)?"

Nikolausabend.

Sanct Nikolaus war ein Bischof, wie es deren wenige gibt. Da ist er in den Winterabenden durch die finsteren Gassen gegangen und hat den Leuten zu den Fenstern hineingeguckt, was sie machen und was sie haben. Wo es lustig und hell war in den Häusern, da ging er vorüber, aber wo es still war in der Stube und nur ein Oellichtlein brannte, da sah er lange durch die kleinen Scheiben. Hier ist ein Fensterlein, durch welches er in eine öde Kammer guckt. An der Wand gerade vor einem Strohlager hängt die Lampe und daneben sitzt ein Weib und näht an einer weißen Leinwand und die Nadel will nicht recht durch, es sind die Finger so steif. Warum setzt sich das Weib nicht an die Ofenbank? Weil der thönerne Ofen kälter ist, als die Holzwand am Bette. Oder warum sitzt sie nicht bequem am Tischlein, wie es Nätherinnen geziemt? Weil ein leeres Tischlein gar so traurig aussieht. Doch sie denkt ja nicht daran, sie blickt auf das Strohlager — dort schlummert ein Wesen, für das sie lebt und arbeitet und darbt — ihr Kind. Sanct Nikolaus sieht es und wirft ein Goldstück durch das Fenster.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Da sieht es nicht mehr ganz so einsam aus. Alte Graubärte sitzen am Tisch und an den Bänken herum; nebenan

lehnen Krücken. Aber am Schranke dort kauert Einer, der hat eine frische Brust und kräftige Beine und kann doch nicht gehen, er hat ein paar rührige Hände und kann doch nichts thun — er ist blind. Und wie sie Alle heiter sind! Da erzählen sie sich lustige Geschichten aus der Jugendzeit, aus dem Soldatenleben und lachen dazu. Sanct Nikolaus sieht und hört es und wirft ein Goldstück durch das Fenster.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Hier wohnt eine Familie: Eltern und Tochter und der Unfriede in einer Stube. Der Vater flucht und schreit: „Du mußt ihn nehmen, den Kaufmann, was soll sonst aus Deinen alten Eltern werden!“ „Bei Gott im Himmel, ich kann ihn nicht lieben, Vater!“ weint das Mädchen, „glaubt mir, der Tischler ist besser und braver und wir werden schon arbeiten, um Euch zu ernähren.“ „Besser, braver! ein Habenichts ist er, und weil Dir der lockere Junge besser zusagt als der erfahrene Mann, sollen wir hungern!“ — Ihr sollt nicht hungern und das Kind nicht unglücklich werden, denkt Sanct Nikolaus und wirft ein großes Goldstück durch das Fenster.

Wieder in einem anderen Stübchen sitzt noch spät in der Nacht ein Jüngling am Arbeitstische. Er sieht recht bleich aus, aber seine Augen sind geröthet. Er darf noch nicht zu Bette gehen, muß arbeiten für seine kranke Mutter. Sanct Nikolaus wirft ein Goldstück durch das Fenster. —

Und so ging der heilige Bischof herum und blickte durch die Scheiben, und wo die Armuth und die Tugend daheim, da warf er ein Goldstück durch das Fenster.

Aber Dank der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, Sanct Nikolaus wandelt noch heute durch die Welt, er wirft manches Goldstück in die Wohnungen der Armen; und wer noch klein ist und auf dem Lande draußen wohnt, der kann ihn wohl gar

auch einmal sehen, den heiligen Mann im vollen Ornat, mit Stab und Bischofsmütze, denn der „Niklo“, wie ihn die Städter aus Gebäck und Tannenzapfen haben, zieht draußen auf dem Lande wirklich und wahrhaftig herum in Fleisch und Blut! Mit den Großen macht er sich indeß nicht mehr zu schaffen, wie einst, dafür ist er ganz Kinderfreund.

Am Nikolausabend, da wird er sichtbar und geht in die Häuser und frägt nach den Kindern, ob sie brav sind, fleißig beten und etwas lernen. Diese haben den Besuch wohl erwartet und sind schon seit einigen Tagen her bestrebt gewesen, ihre Tugenden in das günstigste Licht zu stellen; besonders kommen in der Nikolauswoche unter den Kleinen auffällig wenig Händel vor und auch Kleider und Bücher oder Geräthe werden verhältnißmäßig sehr geschont. Es geschieht das aus wichtigen Gründen, denn der Niklo, wenn er kommt, hat nicht bloß rothe Aepfel, goldene Nüsse, verzuckerte Zwetschken u. s. w. bei sich, sondern auch einen schwarzen, sehr verdächtigen Begleiter! Ich meine den „Bartl“, der wie der Teufel aussieht und von dem man nicht weiß, wie er zum heiligen Bischof gekommen und mit ihm so intim ist.

So kommen sie beide am Abende, wenn der Span schon angezündet ist. Der Niklo, der ein gar alter, ehrwürdiger Mann mit schneeweißen Haaren und Bart ist, geht voran und sagt:

„Da Niklo, da Niklo
Und da Bartl is do.
Und mir schaun, wo die Kina
Recht brav sein und wos kinna;
Die Bravn, de kriagn rothe Aepfelein,
Die Schlimmen, de foßn mar in die Buttn ein!“

Und siehe, da tritt auch schon der Bartl hervor. Der hat einen grauen Pelz an und ist kohlschwarz im Gesicht, bis auf

die rothe Zunge, die weit heraushängt. Hörner trägt er auch und am Rücken hat er die unheilvolle Butte und eine große, klirrende Kette daran!

Da müssen nun die Kinder laut beten oder etwas aufsagen und sofort bescheert der Niklo seine Gaben. Der Bartl muß gewöhnlich unverrichteter Dinge abziehen, denn fängt die Situation auch wirklich an, bedenklich zu werden, so führt stets die Mutter ausgleichende Einsprache und die Sache ist geschlichtet. Aber des Bachbauers Hanserl hatte keine Mutter gehabt, die für ihn ein gutes Wort eingelegt hätte; er war ein Waisenknabe, und als der Bartl an dem armen Knaben seinen Muthwillen ausübte, entsetzte sich dieser so sehr, daß er die Fraisen bekam, und noch heute, nachdem er alt geworden, trägt er die Frucht des Nikolausabends mit sich herum — er hat die fallende Sucht!

Da ist's dem Lechner-Buben glücklicher gerathen, der hat den unheimlichen Gesellen, welcher mit dem Niklo gekommen, bei den Hörnern gepackt und ihm dieselben mit sammt der Maske dermaßen herabgerissen, daß nichts übriggeblieben, als das gutmüthige Antlitz des alten Großknechtes.

Wenn nun der Niklo und der Bartl wieder fort sind, ist den Kleinen ein Stein vom Herzen und sie wagen wohl gar im Geheimen irgend eine profane Bemerkung zu machen, daß z. B. der Niklo gerade so eine Warze auf der Nase gehabt, wie der Ochsenknecht. Nichtsdestoweniger gibt dieß keinen Anlaß zu irgend einem begründeten Zweifel an der Heiligkeit des Niklo und es wird im Laufe des ganzen übrigen Abends noch die strengste Ruhe und Sittsamkeit beobachtet. Unmittelbar vor dem Schlafengehen werden erst von Jedem die kleinen Schuhe oder eine Kopfbedeckung an das Fenster gestellt, denn der Niklo geht in der Nacht noch einmal zu allen Häusern,

und weil er es den Schuhen oder Hüten absieht, ob die betreffenden Eigenthümer brav oder schlimm sind — füllt er dieselben je im Verhältnisse mit Obst, Lebzelten oder wohl auch mit Steinen und Tannenzapfen und legt letzteren obendrein noch eine zierlich geflochtene Birkenruthe bei.

Das geht nun für die Kleinen, so lange sie daran glauben, was nicht selten über das Kindesalter hinaus geschieht. Ich habe in meinem zehnten Jahre noch die Schuhe an das Fenster gestellt und war stets voll des frommen Preises für den heiligen Bischof Nikolaus, wenn ich meine Schuhe vollgepfropft fand mit den verschiedensten Süßigkeiten.

Mein jüngerer Bruder aber war denn immer viel schlauer als ich, der hatte es einmal bemerkt, wie die Mutter in der Nikolausnacht unsere an das Fenster gestellten Schuhe mit Obst und Lebzelten füllte und der Vater die Birkenruthe dazusteckte — er theilte mir das sofort mit, doch ich konnte es schier nicht glauben. Von Seite Sanct Nikolaus aus war es allerdings denkbar, denn ich fand es ohnehin außerordentlich merkwürdig, daß der himmlische Bischof in einer Nacht und meist bei schlechtem Wetter zu allen Häusern so herumkommen konnte; aber geradezu unglaublich fand ich, daß uns die Eltern so hintergehen konnten. Am Ende — dachte ich — ist auch manches Andere nicht so, wie es uns die Mutter von den Engeln und Heiligen erzählt.

Weihnacht.

Es ist der heilige Abend.

In der Stube brennt heute statt des rauchenden Kienspans eine geweihte Wachskerze. Auf dem weißgescheuerten Tische ist aus Amuleten und Heiligenbildern ein Altar aufgerichtet und inmitten steht das berußte, hölzerne Crucifix — das ist so heilig, daß man den Ruß und das daran klebende Spinngewebe nicht herabwischen darf! In der Stube ist es feierlich und stille, aber draußen in der Nacht bläst der Nordwind und pfeift und poltert in der heiligen Stunde wie ein Heide. Aber auf den Fensterscheiben blühen die herrlichsten Blumen und Rosen. Kennt ihr die Geschichte davon?

Da standen sie einst im Mai auf dem Fensterbrette, die Blumen und Rosen, und sie waren zart und frisch und blühten und dufteten — denn die Jungfrau pflegte sie und sie hatte ihre Freude an den Kindern des Frühlings. Aber da kam der heiße Sommer und die Blüthen wurden welk und es kam der trübe Herbst und die Blätter wurden bleich und fielen ab — eines nach dem anderen. Langsam starb der Blumenstrauß dahin. Als nun kam jene Nacht des Heiles und der Erlösung, in welcher die Todten in den Gräbern lebendig werden und die Geister singen: Ehre sei Gott in der Höhe, — da erschien auch der Geist des Blumenstraußes

am Fenster und entfaltete sich in unzähligen Zweigen und Rosen. Aber sie sind bleich und kalt und werden nicht mehr, wie im Mai, weil sie der Heide geküßt, der draußen klopft und stürmt!

So denkt sich das Mütterlein, das am Ofen kauert und betet, daß das Jesukindlein komme. Neben diesem kniet ein Knäblein, das zittert in Angst und Erwartung und betet ebenfalls: „Lieb' Jesukindlein, komme!"

Da geht die Thür auf und der Bauer und der Großknecht treten herein. Ersterer trägt ein Kohlengefäß, aus welchem Weihrauchwolken emporqualmen, letzterer einen Topf mit Weihwasser und Sprengreisig.

So ziehen die Beiden in Haus und Hof umher, mit dem geweihten Rauch den bösen Geist erstickend, mit dem Reisig den Segen Gottes in alle Kisten und Kästen und Kammern und Ställe sprengend. Selbst Rind und Schaf und Schwein wird beräuchert und besprengt — es ist wegen den Anfechtungen des Fleisches. Nicht selten wird heute das ganze Grundstück umgangen und auf diese Art eingesegnet, — dabei darf aber kein Wort gesprochen und der Blick nicht nach rückwärts gewendet werden, denn — der Teufel hat um diese Zeit freies Spiel!

Dieses Rauchen und Sprengen wird auch in der Neujahrs- und Dreikönigsnacht wiederholt. Es ist auch schon geschehen, daß man in den Strohkammern den Teufel nicht genugsam beschworen hat, dann ist über Nacht der ganze Hof weggebrannt, — aber Feuer hat man keines gestreut!

Nach dem „Rauchen" wird vor dem Hausaltare der Rosenkranz gebetet, und darauf kommt ein heute besonders fettes Nachtmahl. Die herrliche Sitte des Christbaumes findet man in den Gebirgen nicht. Der Hausaltar und der Rosenkranz soll ihn ersetzen — in Wirklichkeit aber vermags nur

der fette Heidensterz, welchen die Bäuerin zum Nachtessen auf den Tisch bringt.

Nach demselben wird gewaschen und geputzt und gebürstet, und sind die Leute mit Allem fertig, so setzen sie sich zu Tische, lesen die drei Evangelien zum Christfeste oder singen Weihnachtslieder.

Ich wollte, ich könnte euch zu folgendem Weihnachtslied auch die wunderliebliche Weise auf das Papier legen.

Juchhe, Buabn, bitt enk schöan,
Stehts na bold auf;
d' Uhr hot scho zwölfi gschlogn,
Lusti frisch auf.
Seids olle neune do,
Lafts na brav zua,
Der Uaberl muß vorausgehn,
Is a lustiga Bua.
Schauts na, wias funkeln thuat,
Schauts na hino,
Fliagn jo wia d Fledamäüs
Uebas Doch o;
Sein jou kloane Kinder und
Kinnen scho fliagn;
Joudl (Josef) topp nochhi,
Wern ma schaun, daß ma s kriagn.
Miaschtl (Martin) gib Oubocht,
Da Joudl is groub,
Er möcht ins s Kind schreckn,
Dös war ins ka Loub.
Franzerl nimm s Ranzerl
Und bsinn dih nit long,
Stich o a foasts Lamperl
Und woug na den Gong.
Buck dih fein schöan und schöan,
Buck dih fein schöan,
Ruck flux dei Hüaderl,
Wonnst eini willst gean.
Kaderl und Regerl,
Oes Mentscherla zwoa,
Nehmts in an Zegerl (Körbchen)
An iads a por Oar (Eier);

Douscht in Stoll steht die Kua,
Nehmts a Milch ah dazua,
Gehts na fein gschwind
Zu den gruserlkloan (winzigen) Kind.
D Hüat legts auf d Seitn
Und d Steckn auf d Erd,
Daß mar ins bekennen
Vor Goud insan Herrn.
Häts jo mei To nit glabt,
Bin douh schon old,
Daß mar an oldn Stoll
Sou schöan ausmolt;
Silber und Guld gibts ja gmua,
Musi dabei,
Daß ma schier moant,
Ma muaß kugln ins Heu.

Hiazt, herzis Kindl, grüaß dih Goud,
Du thuast ma namla gfolln,
Bist nit mit Geld zan zohln,
Ih sog da s trutz!
Hon selba ah viel Kina ghobt,
Oba koans hot sou mei Herzl globt,
Glaub, ka Kini auf da Welt
Wird sou an Prinzn zähln,
Der n sou wul that gfolln,
Wia du mei Schotz!
Wos wird dei Voda sogn,
Wann er dih sehn werd,
Sou orm und bloß auf Erd
Vul Noth und Plogn!
Er wird vor Herzload ohnmächti wern,
Wann dih gstott d Leut thoan d Viecha verehrn;
Er wird dih gwiß bitta biwoan (beweinen),
Wannst sou viel Schnee und Wind
Va wegn insa Teufelssünd
Leidn muaßt alloan! —
Drum, o Muada, mit dein Kind,
Geh, moch dih eilends auf,
Mit mir mein Haus zualauf,
Vasteck dih gschwind.
Ih will mei Weib hoamla stiftn brav on,
Daß s a Schmolzkouch in a Kropfnpfonn
Für enk ollzwoa zuarichtn sull,
Dös hobs ba mir olle Tog
Sou viel, as s kloan Schiperl na mog,
Gelts, dös is tull!

Wanns oft wirkli gschehn sullt,
Daß da Herr Voda dein,
Dih, o liabs Jesulein,
Zan eahm nehma wullt,
Sou streck aus dei Handl und nimm ins ban Schoupf,
Oba gib Ocht, daß d ins nit wegreißt in Koupf.
Du bist kloan, mächtigsta Goud,
Wannst wulltst, du warst da Ries,
Der ins zan Tuifl schmieß
In die ewi Rout!"

Mittlerweile wird es Zeit zum Mettengang. Festlich angethan stehen die Leute um den Herd und zünden sich eine Fackel an. Diese voraus, eilen sie nun von ihren Bergen in die Thäler, vereinigen sich dort mit Anderen und ziehen hinaus gegen das Dorf zur Pfarrkirche. Viele sind weit von dieser entlegen und kommen oft erst um zwölf Uhr, wenn schon alle Glocken klingen, bei derselben an. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz und die Glöcklein klingen am Altare und die Orgel tönt, — schmetternde Musik erschallt vom Chore mitten in der Nacht und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwischen.

Auf, auf, du Schloufjoudl,
Du rantiga (starker) Bua,
Wos ih da oazähl;
Ih will da flux sogen,
Wos sih hot zuatrogen,
Sei friedsum mit Rua
Und lous ma na zua!

Die heuntige Nocht
Um die oanlafte Stund,
Do hör ih schön singa
In ollahond Stimma;
A liablis Gesong,
Es währad nit long!

Hiasl, wia hobn s' dann gsunga?
Ei, sog na mirs ah!
Schön lusti und mannisch,
Schön dasi und weibisch,
Und wonn ih s nit konn,
— Fongs nouh amol on!

Hon Baschtl aufgweckt,
Hot gschlofn so fest,
Hon grupft, hon gstössn,
Hot d Housn vagessn,
Wird munter auf d Letzt,
Hot d Augn ausgwetzt!

Oft that ih eahms holt sogen:
A Kind is geburn
In Stoll, in da Betlehemstodt;
Es liegt gonz dafrurn,
Es is jo sou kolt —
Sulltn owigehn bold!

Wia mar owi sein kemma
Gehn mar eini in Stoll,
Oft wern ma holt sehn,
Wer oller is do:
An Ouchs und an Esl
Is ah nouh dabei,
s Kindlein is zort
Und liegt auf an Heu!

Da Voda stoanold,
Und d Muada bluatjung,
Schön weiß, as wia Kreidn,
Schön mild, as wia Seidn,
A mächti schöns Wei,
Demüati dabei!

Ehs mir thoan weggehen,
O göttliches Kind;
Thua uns douh beistehen,
Vazeih uns die Sünd;
Wann mir werden sterben,
Thua uns Gnod erwerben,
Und vor deinem Gricht
Vadomm uns douh nicht!

Das ist ein gemüthliches Wiegen und Jodeln in der Kirche — selbst die ältesten Leute singen heute mit. Und während der Wandlung hört man gar den Kukuk und die Nachtigall ... es ist die liebe, die süße Christnacht!

Wer aber zu Hause bleibt in den einsamen Gehöften, der hat eine gar wundersame Stunde zu durchleben. Er denkt heute auch nicht an den Schlaf, sondern befleißt sich des Gebetes und frommer Uebungen. Nun, und zwischen eilf und zwölf Uhr ist die Zeit zum „Losen". Ja wohl, zum Lauschen an den Stallthüren und an den Krippen, denn zu dieser geheimnißvollen Stunde redet das Vieh! Aber mit Weihwasser müssen sie gut ausgewaschen werden die Ohren des Lauschenden, dann kann er es hören und verstehen, wie sich die Thiere gegenseitig in menschlicher Sprache Freud' und Leid klagen und mitunter auch menschliche Verhältnisse besprechen.

Da hat sich im „Jouglland" *) einmal ein ganz artiges Geschichtchen zugetragen, welches ich hier erzählen muß.

Der alte Reitbauer hatte nebst einer jungen Tochter auch einen jungen Knecht, der sehr fleißig und arbeitsam, aber auch ziemlich genau und streng in seinen Forderungen war.

Nun war aber der Reitbauer nicht bloß reich, sondern auch ein bischen geizig, und er sann auf Mittel, den Ansprüchen seines Knechtes Schranken zu setzen. Dazu sollte ihm nun die Weihnacht und der Aberglauben helfen und eine „Zauberstimme", wie sie aus dem Vieh sprechen sollte, brächte er — der Reitbauer — wohl auch noch zuwege. Die Weihnacht kam, der Bauer gab vor, in die Kirche zu gehen, bewog aber den Sepp, seinen Knecht, in der „Mettenstunde"

*) Das Land zwischen dem Mürzthal und dem Wechsel.

um zwölf Uhr „losen" zu gehen, denn bei ihm redeten alljährlich die Schafe und das geschähe sicher auch heuer wieder. Der Knecht sagte, daß er doch wissen müsse, wie das eigentlich sei und ob er die Thiere denn wirklich auch verstehe. Sofort ging der Bauer vergnügt — wenn auch nicht in die Kirche, so doch in den Schafstall und legte sich in die Heukrippe, um hernach, bei Erscheinen seines Knechtes mit verstellter Stimme das himmelschreiende Unrecht unbilliger Forderungen Seitens der Dienstboten zu rügen und es mit allen zeitlichen und ewigen Strafen zu bedrohen.

Der Sepp wollte nicht kommen, und als man unten im Dorfe schon längst zur Mette geläutet hatte, war er noch immer nicht da. Dem Bauer in der Krippe bekam's schier wie Grauen, und es stieg in ihm der Gedanke auf, daß er eigentlich ein Frevler sei in der heiligen Nacht, indem er — ein armer Sünder — in der Krippe liege, wie einst der menschgewordene Gott! Wenn er nun zur Strafe — Gottes Urtheile sind gerecht — in seinem ganzen Leben kein Wort mehr reden könnte oder gar in ein Schaf verwandelt würde! Das Beste wäre schon, er ginge. Halt, das war . . . war das nicht . . . etwas, dort im Winkel? Und die Schafe werden unruhig — sie beginnen einen förmlichen Umgang um die Krippe, da — schlägt es zwölf Uhr.

„Geht's porweis, geht's porweis!"

Heiliger Gott, wer ist denn da, wer spricht denn da? Ich will verd—ummt sein, wenn das nicht der Widder ist! — Der Bauer in der Krippe fühlt Todesangst, er wagt es kaum, zu athmen; er betet im Herzen, er schließt einen Contract mit allen Heiligen des Himmels, daß er fasten wolle jeden Samstag und Almosen geben von Allem, was er besitze, wenn sie ihm beistehen in dieser Stunde.

„Gehts porweis, geht's porweis!" wiederholte die merkwürdige Stimme.

„Zwe dann porweis, Voda?"

„Weil's bol a Hohzat gibt in Haus."

„Ah, wos d nit sogst! Na, gscheidtaweis, sul dös wohr ah sein?"

„Vasteht sih, oba's woaß 's nouh Neamt, ols wir ih — und dena wird's recht gleih gschehn. Woaßt, da jung Knecht, da Seppl, der heirat die Tochta von Haus."

„Ah, geh plausch nit a Weil, Du virwitziga Widda; da Baur mog in Knecht eh nit leidn, hiazt sull er eahm lacht sei Tochter ah nouh gebn? Jo Schneggn, dös gschiacht nit und dös gschiacht amol nit!"

„Geh, wos woaßt dann du, wann die jungen Leut holt bschoffn sein zsomm, so gschiachts, und bschoffn sein s' zsomm, se is an olde Gschicht! Wia moanst, wos wurd dann gschehn, wann da Baur sein Wille nit dazua gab?"

„Mei, wos kunt dann ah gschehn, vajeikn (verjagen) konn er 'n Knecht."

„Vajeikn moanst? Na, do wurd sih gonz wos onders zuatrogn! Ih sog da's, Lamperl, wann die Zwoa auf's Johr nit schon a kloans Büaberl hobn, so frißt der old Reitbar in da nächstn Kristnocht Heu und hot so longe Ohrwaschl, wir insa Mühlesl!"

„Du, dös war a Hetz, Widda, oft liaß er gwiß d' Misthölzl awenk ausklaubn von Heu, daß ma sih nit gor a sou ins Maul und in d' Nosn stach."

„Deratwegn gehts porweis und loßts enk d'Wull schön weiß woschn, de kimmt zan an Wiagntuach." —

Noch Manches ist davon gesprochen worden und auch Anderes. Der Sepp jedoch ist nicht gekommen.

Als aber im Dorfe die Mette aus war, da hörte der entsetzte Reitbauer nichts mehr, als das Blöcken der Schafe wie vor und eh. Und seitdem haben sie nimmer gesprochen.

Aber in drei Monaten darauf, da waren der Sepp und die Tochter vom Hause ein Paar. Der Bauer hatte keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt, je nun — sie sind für einander geschaffen, wer soll sich der ewigen Fürsehung widersetzen! —

Die Schafe haben bei der Winterschur eine ganz besonders reine, weiche Wolle zum Wiegentuch geliefert.

Und über ein Jahr bei der Taufe — die gerade auf den heiligen Abend fiel — wie sie da ganz fröhlich um den Tisch sitzen, der alte und der junge Reitbauer, der Gevatter und Andere, da ruft es plötzlich unter dem Tisch:

„Geht's porweis, geht's porweis!"

Der Alte springt auf, glotzt den Sepp an, wie dieser durch eine Art Bauchrednerkunst jene bekannten Töne vom Schafstalle hervorbringt und brummt dann: „Oba na, d e r hot mih dronkriagt!" dann bricht er in ein ungeheures Gelächter aus und schreit: „Auf d' Leßt hon ih dena nouh längere Ohrwaschl, wia mei Mühlesl!"

Seitdem man sich dieses Geschichtchen erzählt, will man nicht mehr recht an das Losen und seine Wunder glauben....

Um drei oder vier Uhr Morgens kommen die Leute von der Mette heim. Hier erwartet sie Fleisch und „Kletzenbrot", damit in dieser segensreichen Nacht auch dem Leibe Heil widerfahre!

Stefaniwasser und Johanneswein.

Sanct Stefanus und Johannes sind enge Nachbarn, es liegt nur eine Nacht dazwischen. Aber sie sind nicht gut Freund, sagt man. Johannes und Christus sind von jeher Busenfreunde gewesen und so hat sich auch der Johannestag fest an den Christtag angemacht. Da kam aber der Stefanus und drängte sich zwischen die beiden, und den Braten und die Krapfen, welche der Christtag übrig läßt, bekommt jetzt der Stefanus. Darum ist der Johannes sehr böse auf diesen. Aber der Evangelist sucht seinen Gram im Weinglase zu ersäufen und schlürft hinter dem Rücken des Eindringlings, welcher beim Wasserkruge sitzt, seinen Humpen köstlichen Weines.

Und jetzt will ich es näher erklären, wie das ist.

Der Stefanus sitzt beim Wasserkrug. Wenn die Leute am Stefanitag in die Kirche gehen, so stecken sie ein Fläschchen mit frischem Wasser zu sich. Der Bauer aber, oder der Großknecht hat ein weit größeres Gefäß aus Ton oder Zinn und noch obendrein ein Stück Salz bei sich. Und wenn nun die Predigt mit der Steinigungsgeschichte des Erzmärtyrers vorüber ist, nimmt der Priester ein großes Buch und den „Sprengel“ zur Hand und ertheilt im Namen St. Stefani allem in der Kirche vorräthigen Wasser die Weihe. Dieses

Stefaniwasser ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Hexerei und den Teufel. Es wird auch am Charsamstag Wasser geweiht, aber das ist bei Weitem nicht so wirksam, wie das Stefaniwasser; um die Charsamstagweihe scheeren sich die wenigsten der Bösen, aber vor den Stefanitropfen muß jede Hexe fliehen und der Teufel hat bekanntlich gegen nichts eine solche Abneigung, als gegen den „Weihbrunn"!

Deshalb werdet ihr in jedem christlichen Haus am Pfosten der Stubenthüre das Weihwassergefäß hängen sehen. Taucht demüthiglich die Finger ein und benetzt wohl die Stirne, sonst wird euch noch einmal der Teufel holen, oder es wirft euch der Bauer zur Thür hinaus, ihr Unchristlichen! Unbedingt nothwendig ist das Weihbrunngefäß auch am Bette der Jungfrauen! Vergißt die ehrsame Maid nur ein einzigmal, sich vor dem Schlafengehen zu besprengen — sogleich klopfen die Gespenster an das Fenster, steigen gar noch herein in die Kammer und dann ist der Teufel schon los!

Die Vorräthe in den Speichern und Scheunen sollen stets — besonders in den Weihnächten — fleißig besprengt werden, daß der Segen Gottes dabei bleibt; und vor Allem im Frühjahre, wenn das Vieh zum erstenmal in das Freie getrieben wird, ist nicht zu vergessen, demselben ein in Stefaniwasser geweihtes Stück Brot und Weihsalz zu verabreichen, sonst wird es im Sommer hindurch krank und rutscht wohl gar wo ab!

Geradehin unerläßlich ist das Besprengen der Kühe am Pfingstsonntage, denn da kommen die Hexen und melken die ungesprengten Kühe auf der Weide, und diese geben dann bis in den Herbst hinein rothe Milch und keine Butter. Gegen gezauberte Wetter gibt es auch nichts Vorzüglicheres als den Weihbrunn! Und so wird das Stefaniwasser zu Nutz und Frommen für Haus und Hof.

Deshalb ist es so unverzeihlich gottlos, wenn Einer an so was nicht glaubt und Frevel damit treibt, wie's der Almhofer Toni einmal gemacht hat. Dem war die volle Zinnflasche in der Kirche zu unbequem und er hat, um doch noch Weihwasser heimzubringen, sein Gefäß erst beim Nachhausegehen am Halterbrunnen angefüllt. Was geschieht? Drei Monate nach Weihnachten hat des Bauers ledige Tochter „zur Tauf' geschickt"!

Soviel aus dem Wasserkrug des heiligen Stefanus. Aber nun kommt was Besseres, denn hinter dem Rücken des Erzmärtyrers schlürft Sanct Johannes köstlichen Wein.

Am Johannistag haben die Leute auch ihre Gefäße bei sich, wenn sie zur Kirche gehen, aber dießmal mit goldfarbigem Inhalte. Zudem sind die Gefäße auch bedeutend größer; und wenn Viele über das Stefaniwasser auch sündhaft gleichgiltig dahingehen, an den Johanneswein glauben sie Alle!

Heute hat auch der Pfarrer seine Flasche auf der Kanzel und mit wahrer Innigkeit spricht er den Segen über sie und über Alle, die da erfüllt sind vom heiligen Geiste!

Nach dem Gottesdienste eilen die Leute heim, und bei Tische, wenn die Knödel kommen, erhebt der Bauer das Weinglas, sagt: „G'segn Gott, Johannesseg'n!" und trinkt. Darauf macht das Glas die Runde um den Tisch und Jeder ruft seinem Nachbar zu: „G'segn Gott, Johannesseg'n!"

Der Johanneswein macht die Glieder stark, schützt vor dem Taubwerden; bei den Kindern fördert er das Wachsthum, bei Mann und Frau heilt er die Gicht; der Greis, der ihn trinkt, bedarf des Stabes nicht!

Das ist das einzige Mal im Jahre, daß um den Bauerntisch im Oberlande das Weinglas kreist. Und es geht gar feierlich dabei zu; das ist Opferwein, wie man ihn ja auch den Göttern dargebracht einst in alten Zeiten.

Nach dem Essen aber gehen sie Alle aus und das Haus wird zugesperrt. Der Wirth hat ja auch Johanneswein! Hier geht's nicht mehr so ernst zu, da singt man:

„Voron geht da Stefani,
Da wasseri Monn;
Und oft (dann) kimmt da Johanni
Und duslt sih on!“

Aufkindeln.

In den Weihnachtsfeiertagen reiste ich einmal zu meinem Vetter in das „Jougllond". Es war ein heilloser Schneesturm und am Abende des Johannestages mußte ich unterwegs bei einem Bauer um Herberge zusprechen.

Ein altes Mütterlein saß am Ofen und hielt die Hand über die Augen und sagte zu einem Mädchen, welches eben Küchengeschirr scheuerte: „Schau, Kathl, was es mit ihm ist, und daß er uns etwa nichts anthut!"

Das Mädchen ließ das Geschirr ins Wasser sinken, stellte sich vor mich hin und den nassen Hadern in der Hand, sah es mich so an. Zuletzt nahm die Kathl noch einen brennenden Span und leuchtete mir unter die Hutkrämpe, dann sagte sie zur Alten: „Mich deucht, er wird uns nichts thun, 's ist noch ein junges Bübel."

„Dann bleibt nur da, wenn euch nicht zeitlang wird bei uns, die Mannleut' sind all' beim Johannessegen."

So ließ ich mich nieder, machte mich bequem und sah der Kathl zu, die mir eine Suppe kochte. Es ist sündhaft, daß mir alle schönen Mädchen gar so gefallen, aber ich weiß mir nicht zu helfen, die Kathl gefiel mir auch. Indeß setzte ich mich vor der Hand zur Alten und sagte: „Müßt nimmer jung sein, Mutter?"

„Ja wohl nicht," antwortete diese und deutete auf das Mädchen, „das ist meine Enkelin und jetzt könnt Ihr Euch's schon denken!"

„Ja, ihr seht ihr auch ähnlich; seid sicher auch einmal so schön gewesen."

Das Mütterlein hielt sich die Schürze vor das runzlige Gesicht und kicherte:

„Kathl, aber nein, wie der aber spaßig ist! — Und noch was, wenn ein Knödl übrig geblieben von Mittag, so wärm' ihm's auf, der Hascher ist gewiß recht hungrig. Wißt," fuhr sie zu mir gewendet fort, „unsere Mannleut' sind all' im Wirthshaus; wo habt denn ihr euern Johannessegen getrunken?"

„Ich war in keinem Wirthshaus heute; es geht ja auch ohne Johannessegen!"

„Jesus Maria, jetzt hat der noch keinen Johannessegen! Nein, da können wir euch nicht behalten, daß ihr uns am Ende noch den Bösen ins Haus brächtet? Nein, jetzt geht nur gleich! Das wär' so das Wahre! Du heiliger Georgi, was es doch heut' zu Tag für Leut' gibt auf der Welt, jetzt nehmen sie nicht einmal einen Johannessegen!"

„Großmutter, es ist noch einer im Glas."

„Dann bin ich rechtschaffen froh; trag' ihn gleich her!"

Und jetzt deckte mir die Kathl den Tisch, brachte die Suppe, die Knödl und ein Glas Wein. Dieses erhob sie und sagte: „Gsegn dir Gott den Johannessegn!"

Und ich trank.

„Und jetzt gseg'n auch dir Gott den Johannesseg'n!" rief ich lachend und hielt ihr das Glas hin.

„Dein dummes Lachen jetzt! Weißt, beim Johanneswein darf man gar nicht lachen, der ist in der Kirche geweiht worden!" verwies sie und trank.

„Wenn er gegessen hat," meinte die Alte, „dann kannst du ihn ins Handwerkerbett hinausführen, aber gib ihm den Pelz mit!"

Ich sagte der Alten gute Nacht und die Kathl zündete eine Laterne an und führte mich in die Futterkammer hinaus.

Hier stand ein hohes, schneeweißes Bett und das Mädchen drängte, ich soll machen, daß ich ins Nest käme, sie könne mit dem Licht nicht so lang dastehen.

Und bald war ich unter Decke und Pelz in der finsteren Kammer allein.

Und jetzt fiel mir ein, ich hätte der Kathl doch die Hand geben sollen, bevor sie fortging mit der Laterne. — Das Mädchen ist so freundlich und lieb, ich wette, das hätte mir noch ein Busserl gegeben, wenn ich es recht treuherzig darum gebeten!

Mit solchen Gedanken schlief ich ein und träumte — weiß Gott — vom Johannessegen. —

Durch die Fugen der Bretterwand schimmerte schon der Tag, als ich noch tief vergraben unter den Decken im Halbschlummer lag. Da — plötzlich fliegt die Thür auf und die Kathl stürzt herein mit losen Haaren und, eine mächtige Birkenruthe in der Hand, auf mich zu, reißt mir die Decke hinab, schwingt die Ruthe und haut nieder auf meine arme Wenigkeit — eins, zwei, dreimal, daß ich entsetzt aufspringe und in der Kammer umhertanze. Allein, sie mir nach: „Kindl, Kindl auf! schön frisch und g'sund! Kindl, Kindl auf, schön frisch und g'sund!" ruft und kichert sie und setzt die Geißlung fort, bis ich wieder mein Bett gewinne und mich unter dem weichen Pelz wohl verwahre.

Erst jetzt fiel mir ein, daß heute der unschuldigen Kinder Tag, an welchem man, nach der Volkssitte, alle Siebenschläfer in obiger Weise „aufkindelt", auf daß sie schön frisch und

gesund seien durch's ganze Jahr. Nun, ich war sehr frisch, und auch von der Birkenruthe dürfte beiläufig dasselbe zu bemerken sein — wenigstens, behaupte ich, war sie eben ganz frisch geschnitten worden.

Als ich mich in dem gastlichen Hause beurlaubte, sagte die Kathl: „Also, behüt dich Gott und nur schön frisch und g'sund!"

„Oh, wart', die Ruthe bleib' ich dir schuldig!" entgegnete ich und eilte davon. —

Noch an demselben Tag kam ich zu meinem Vetter; als ich mich am Abend auszog, fragte dieser: „Was hast du denn für blaue Striemen auf dem Rücken?" —

Das Aufkindeln, wie ich es hier erzählt habe, ist ziemlich weit verbreitet und wohl auch in mannigfaltiger Form.

In vielen Orten laufen am 28. Dezember, als am Gedächtnißtage des herodianischen Kindermordes, die Kinder armer Leute, mit Birkenruthen bewaffnet, auf den Gassen herum und versetzen Jedem, der ihnen begegnet, mit den Worten „frisch und gsund, frisch und gsund!" einige Streiche um die Beine. Selbst in die Häuser der Nachbarn eilen sie und verschonen weder den Hausherrn noch die Hausfrau, ja sogar der Dorfrichter und der Pfarrer kriegt seine Tracht Schläge, bis er sich mit einem Geldstück von den kleinen Tyranen losgekauft hat.

Peinlich ist das offene Betteln an den Thüren, darum hält sich der Arme an dergleichen alt hergebrachten Sitten und Gebräuchen, um sich durch dieselben auf möglichst harmlose und heitere Art ein paar Heller oder einen ersehnten Festkuchen zu erjagen.

Das Ausnahmhäusl.

Viele der größeren Grundbesitzer im Gebirge haben nebst dem eigentlichen Haus und Hof auch noch ein ganz kleines Bauerngut, welches etwas abseits von den anderen Wirthschaftsstücken liegt und streng für sich abgegrenzt ist.

Das ist das Kleingut mit dem Ausnahmshäusl.

Der Großbauer, so sicher und fest er auch eine lange Zeit hindurch das Szepter seines Reiches führt, weiß gar wohl, daß es einmal anders wird. — Die Kinder sind schon da und der älteste Bub klettert aus Uebermuth draußen auf den Zäunen umher wie ein Eichhörnchen. Just hat er sich am Höschen ein arges Loch gerissen, so daß die Franzl-Toni-Hiaslbäuerin*) durch das Fenster hinausruft: „Wart', Hansl, ich komm' mit der Ruth', wenn du nicht gleich herabsteigst!"

Ei freilich steigt er gleich herab und schleicht hinter die Stallungen, weil er Strafe fürchtet.

Aber es kommt eine Zeit, wo der Hansl nicht mehr die Ruthe scheut, wo er fest hintritt vor die Mutter und sagt: „Mutter, ihr habt mich nicht mehr zu schlagen!" — ihr dann

*) In der östlichen Steiermark werden als Vulgärbezeichnungen eines Hofes die Namen des Besitzers, dessen Vaters und Großvaters beibehalten.

den Birkenzweig aus der Hand reißt und denselben in viele Stücke zerbricht und zerknittet!

Da nimmt die Bäuerin wohl die Schürze vor das Gesicht und schluchzt. Aber der Sohn faßt ihre Hand: „Nein, Mutter, so war's nicht gemeint; schaut, es ist mir nur so gäh gekommen und ich bin halt kein Kind mehr!"

Es ist wieder gut; aber am Abend, wenn die Bäuerin allein bei ihrem Mann im Stübel ist, sagt sie: „Alter, unser Hansl wird scharf! Ich mein', wenn er einmal die Wirthschaft hat, so werden wir Alten recht zum Kuschen kommen."

„Dann gehen wir ins Ausnahmhäusl, Alte; wir haben ja noch was, und vom Buben lassen wir uns nicht unter die Füße treten!"

Und gleich den andern Tag schickt der Franzl-Toni-Hiaslbauer um den Maurer, den Zimmermann und den Dachdecker und läßt das Häuschen auf dem Kleingute ausbessern. Dann schickt er ein paar Knechte, daß sie die Zäune herrichten und Dünger auf das kleine Grundstück führen.

Da kommt wohl der Hansl zum Bauer und sagt: „Vater, ich kenn' mich nicht aus, was das zu bedeuten hat; mit so was hat's ja Zeit. Ihr seid noch stark und könnt noch allweg der Wirthschaft vor sein. Wenn ihr mir sie dann einmal übergeben wollt, so ist's schon recht; aber deswegen bleiben wir noch Alle, wie wir sind, beisammen im Hause, und ihr könnt schaffen und rechten, wie ihr wollt, und der Mutter folg' ich auch. Nein, da bin ich nicht so, Vater!"

Der Alte steht da, hängt den rechten Daumen an den Hosenträger, starrt zu Boden und schüttelt langsam den Kopf.

„Werden's schon sehen, jetzt können wir noch nichts sagen," entgegnet er endlich und schreitet gegen den Feldkasten.

So vergeht eine Zeit. Alles ist ruhig und fügt sich, aber der Bauer läßt nichts destoweniger im Ausnahmhäusel fleißig vorbereiten.

Da sagt die Bäuerin einmal zu ihrem Mann: „Du Alter, was ist denn das mit unserem Hansl, er ist ja in keiner Nacht daheim!"

Der Bauer beißt sich in die Lippen, kratzt ein wenig den weißen Kopf und meint: „der Bub' wird mir doch nichts anfangen!"

Dann geht er in die Futterkammer, wo sein Sohn Heu mischt, und sagt zu diesem: „Hansl, ich hab' ein wenig was zu reden mit dir — schau, du kommst jetzt so in die Jahre — wenn's dich angeht, so sag' mir's. Kannst ja heiraten; — wegen mir schon; bin nicht mehr jung, und ich übergeb' dir Haus und Grund, wann du willst; mein Vater, der Marxl-Franzl-Tonibauer, hat's mit mir auch so gemacht."

Der Hansl mischt das Heu, daß der Staub fliegt, aber er sagt kein Wort, er sieht den Vater gar nicht einmal an.

„Sag' mir's, Hansl, mir ist's lieber, wie wenn du so heimlich mit Einer herumthust; — schau nur, daß sie brav ist und ein wenig was hat!"

„Die Krautschlager Tochter wär' halt so Eine," bemerkt der Junge und mischt eifrig das Heu.

„Die Traudl?" fragt der Alte, „geh', die ist wohl gar ein wenig zu jung."

„Nein, Vater, sie ist nicht mehr kindisch und groß ist sie mir auch schon genug."

Die Bäuerin hat vom Kuhstall durch die Bretterwand geguckt. Sie eilt jetzt in das Haus zurück und wie sie auf

dem Herde Feuer macht und das Mittagmahl kocht, lächelt sie immer bei sich und meint: „Die Traudl, die ist mir schon recht!"

Der Bauer läßt ein paar Einrichtungsstücke in das Ausnahmsstübel befördern, und wenn er jetzt dem Hansl was befiehlt, so setzt er immer hinzu: „So, das ist meine Meinung; kannst aber thun, wie du willst."

Dann kommen auf einmal die „Schätzleute", und die essen und trinken und schreiben dann alles auf, was liegt und steht. und fragen zuletzt den alten Mann ernstlich, ob er nicht sonst auch noch was habe? All sein geheimes Walten muß er jetzt offenbaren, die geheiligten Räume seiner Habe, die Frucht jahrelangen Fleißes und Kummers muß er fremden Blicken darlegen und Rechenschaft geben über Alles — es gehört nicht mehr sein.

Was sich der Franzl-Toni-Hiaslbauer vorbehält? Das Ausnahmhäusl mit dem dazugehörigen zwei Joch Ackerland auf lebelang, für den Fall, daß das Zusammenleben mit den jungen Leuten etwa nicht gut ginge.

Ferner jährlich auch noch drei Metzen Korn und zwanzig Pfund Schmalz von der großen Wirthschaft und die Kleidung wie sonst. Das lasse er nur so anmerken aber er wolle nicht hoffen, daß es so weit kommen sollte; mit ihm und seinem Weib sei es ja leicht auszukommen, und die junge Hauswirthin werde wohl nicht gar so scharf sein und der Hansl werde auch nicht auf seine Eltern vergessen.

So wird es geschrieben und der Hansl setzt seinen Namen darunter und der alte Bauer und sein Weib machen mit der Feder nur so ein Kreuz auf das Papier, weil sie nicht schreiben können. Von der Zeit an haben die Alten im Hause nichts

mehr zu schaffen; der Hansl ist Besitzer und der Hof heißt nun: Beim Toni-Hiasl-Hanslbauer.

Der Hansl sagt wohl: „Thut nur anschaffen, Vater, wie ihrs haben wollt," — wenn es aber an die Sache selbst kommt, so thut der Junge doch nach seinem eigenen Kopf.

Die Bäuerin fragt ihren Sohn, was sie für die Mahlzeiten kochen müsse, und da läßt der junge Bauer den Tisch gewöhnlich mägerer werden, als es beim alten war.

Und endlich kommt die junge Braut ins Haus. Sie ist gegen Alle sehr freundlich und zu den Ausnahmleuten, wie das alte Ehepaar nun heißt, sagt sie: „Grüß euch Gott, Vaterleut', wir werden schon auskommen mitsammen; ich fürcht mich gar nicht. Ein wenig geb ich nach und ein wenig gebt ihr nach, und so werden wir schon zusammenziehen."

Aber gleich am nächsten Tag stellt sie sich an den Herd und sagt zu der alten Bäuerin: „So, jetzt probir ichs, wenn ich auch nicht viel kann, ein wenig kann ich doch was."

„Aber nein," entgegnet die Alte, „das Kochen kann ich doch nicht auslassen; du weißt es ja noch nicht, Traudl, wie's bei uns der Brauch ist."

„Das macht nichts," sagt die Traudl, „ich werd mirs schon einrichten, wie's am klügsten ist — wir sind just nicht so reich, als daß wir so viel Mehl und Schmalz verprassen könnten!"

Das trifft die Alte fast ins Herz; sogleich geht sie zu ihrem Mann: „Du, Hiasl, jetzt haben wirs schon; zu wenig Vermögen ist der Jungen da und jetzt wirft sie mirs schon vor; sie seien nicht reich, meint sie, und kochen kann ich ihr auch nicht recht! Nein, das hätt ich mir von der Traudl nicht gedacht — die hat jetzt bei mir schon ausgedient!"

„Laß sie nur gehen, Alte, wir bleiben schön beisammen in unserem Stübl — thun sie was sie wollen", beschwichtigt der Ausnehmer; hängt dann aber seinen Daumen an den Hosenträger und starrt zu Boden.

So sind die Ausnahmleute die längste Zeit in ihrem Stübel.

Aber das ist der Jungen auch nicht recht; „die Vaterleut' sind noch nicht gar so schwach", meint sie, „und ein wenig könnten sie schon was arbeiten; da sitzen sie zusammen d'rin und wollen nichts als essen und gut leben. — Und unser Bett, Hansl", sagt sie dann zu ihrem Mann, „unser Bett oben auf dem Dachboden ist mir auch nicht ganz recht; hab's doch mein Lebtag nicht gesehen, daß die Bauernleut' (der Bauer und sein Weib) auf dem Dachboden schlafen. Wir könnten den Vaterleuten ja in der Küche beim warmen Herd ein Bett herrichten, daß wir in das Stübel kämen. — Die Mutter steht sonst auch allweg am Herd, wenn ich koche, und ich kann ihr schier nichts recht machen. Und dann hält sie gar mit den Dienstboten und schimpft über die Kost und daß ich so schlecht koche. Nein, Hansl, das hätt' ich wohl nicht 'glaubt, daß deine Mutter so ist, und wenn's nicht anders wird, so halt' ich's gar nicht aus und ich geh dir noch fort!"

Das junge Weib weint heftig und der Hansl geht sogleich ins Stübel und sagt zu den Ausnahmleuten: „Habt's auch nicht noth, daß ihr mir die Traudl so schlecht macht! Seid's froh, daß ihr euch um die Wirthschaft nicht mehr zu sorgen braucht und daß ich euch zum Arbeiten nicht zwing'. Ihr habt dieselbe Kost, die wir haben; wenn sie für uns Arbeiter gut genug ist, wird sie für euch auch nicht zu schlecht sein. Ihr hab't ein warmes Stübel und auch ein besseres Bett als andere Leut'. Wenn ein Auskommen mit euch gewesen wär',

so hätt' ich euch das Stübel mit Willen gelassen, aber wenn's euch nicht recht ist, zwingen will ich euch nicht, daß ihr dableibt!"

So hat er gesprochen, der Hansl, und wie er fortgeht, wirft er die Thüre hinter sich zu, daß das ganze Haus erzittert.

Der alte Ausnehmer erhebt sich langsam vom Stuhle und sagt zu seinem Weibe: „Alte, wir gehen ins Häusl!—"

So kommt es und das Ausnahmhäusl steht nicht umsonst da.

Das alte Ehepaar beginnt in demselben nun wieder eine neue Wirthschaft. Jetzt, in seinen alten Tagen, muß es schwerer arbeiten als je; es hat ja keinen Dienstboten, der den Spaten führte, und kein Zugvieh, das den Pflug zöge und die spärliche Ernte unter die Scheune brächte. Freilich wohl sollte der junge Bauer die gebrechlichen Leutchen stützen; aber der denkt nur an die Nachkommen und nicht mehr an die Vorfahren.

Und die Ausnehmer rechnen ihm das gar nicht an, ist er doch ihr Kind, und sie haben ja wieder ein eigenes Heim; der Alte darf seinem Weibe wieder befehlen, und dieses kann für ihren Mann wieder kochen.

So verleben sie die letzten Lebenstage ruhig und zufrieden in ihrem engen, einsamen Kreise.

Sagt die Ausnehmerin eines Tages ganz geheimnißvoll zu ihrem Manne: „Du Alter, ich weiß was — hab' was wahrgenommen: Die Traudl wachst an!"

„Schau, schau!" meint der Alte, „ist's doch! Nu, mich hätt's wol gewundert, wenn's n i ch t wär!"

Und als nun gar im Stübl des Toni-Hiasl-Hanslbauer ein kleiner Seperl schreit, da wirds der Alten zu einsam in ihrem Häusl, und es läßt ihr keine Ruh am kleinen Herd.

„Gehst halt den jungen Hiasl-Hansl-Seplbauer angucken!" sagt ihr Mann schmunzelnd, aber das Mütterlein zupft am Rockärmel und entgegnet: Geh weiter! meinst, ich bin auch so neugierig wie du? Das gar nicht. Aber hinüber muß ich doch zum Hansl, weil ich im Stübl beim Einpacken eine Stecknadel vergessen hab'."

Aus dem Leben des Kleinbauers.

Auf den rauhen, knorrigen Tannen- und Fichtenbäumen der Alpenwildniß wächst auch Brot.

Und wenn das Feld nach all der Arbeit und Plage des Landmannes die Frucht versagt, und wenn die sorgsame Pflege der kleinen Heerde im Stall und auf der Weide segenlos bleibt; — so starrt der Landmann wohl düster vor sich hin und kratzt seinen struppigen Bart, aber dann nimmt er die Axt auf die Schulter und geht in den Wald hinaus.

Da grünt und blüht und duftet es, da schallt Vogelsang und alle Aeste winken und grüßen und flechten Kränze in aller Lebensfreudigkeit.

Das Brot aber, um das der darbende Landmann gekommen, das wächst erst aus den Kohlen, aus der Asche dieses schönen, herrlichen Waldes empor. —

Vom frühen Morgen bis in die späte Abendstunde hallt die Axt im Walde. Die Bäume geben dem Holzhauer Schutz und Schatten, noch während dieser das scharfe Beil an ihren Fuß und Lebensnerv setzt; sie haben wohl schon eine leise Ahnung, was unten an ihnen vorgeht, aber sie schütteln das Haupt — sie können es nicht glauben vom Menschen, dem sie so manch' Freundliches und Liebes gethan, daß er die Wohlthaten so schnöde vergelten sollte. Aber

schon fährt ihnen der blitzende Stahl in das Herz und sie brechen zusammen.

Geschäftig eilen die Leute nun hin und her, hauen die Aeste und schneiden die Rinden von den Stämmen, und Andere sägen und hacken wieder an anderen Bäumen, und bald liegen vom schönen Wald nur die bleichen, zerbrochenen Glieder mehr da.

Doch, an derlei empfindsame Geschichten denkt der Bauer wohl nicht, wenn er im Geschläge arbeitet; an die fertigen Holzkohlen denkt er und wie viel Geld er wohl dafür einnehmen wird. Das Mehl und Schmalz für daß Mißjahr, die Winterkleider für seine Familie, das Schulgeld und das Zehend und die Steuer — das Alles steckt noch da drinnen in den rauhen Baumstrünken.... Der Mann sägt und hackt und spaltet, bis ihm Hände und Füße zu zittern anfangen vor Mattigkeit. —

Aber endlich nach Wochen steigt über dem schwarzen Meiler der weiße Rauch auf, der Köhler schürrt aus der Lösche die grauen, mattglänzenden Kohlen hervor, gießt Wasser darauf und wacht Tag und Nacht dabei, daß nicht etwa ein Funken lebendig werde unter dem geschichteten Haufen. Noch tagelang knistern die Kohlenstücke, aber es ist kein Feuer mehr darin und endlich spannt der Bauer seine Ochsen ein und führt die hochgeschichteten Kohlenwägen stundenweit hinaus gegen das Thal bis zum Eisenhammer.

Und im Eisenhammer sprüht die blaue Flamme — Pflug oder Schwert, die Kohlen glühen für Beides, sind sie doch am Ziele, und die Hauptsache ist nun, daß der Bauer hingeht zum Werksherrn, sein Merkbrett zeigt und sagt: „Euer Gnaden, so viel Wägen voll hab' ich gebracht."

Der Werksherr sieht ihn kaum an, nur auf das Merkbrett,

den Rosch, wirft einen Blick, dann nimmt er ein Packet Banknoten aus einer Lade und zählt dem Holzbauern einige davon vor. Es sind dreißig Gulden! Das Bäuerlein schielt verstohlen und ein wenig lächelnd auf die Banknoten, so viel Geld hat es schon lange nicht mehr gesehen.

„Habt gut gemessen, Alter,“ sagt der Werksherr und wirft dem Bauer noch einen Gulden hin. „Vergelts Gott zu tausendmal!“ ruft dieser aus und will dem reichen Mann die Hand küssen; aber der Werksherr brummt: „Schon gut!“ und winkt gegen die Thür.

Das ist denn heute nach so vieler Mühe und Plage ein Freudentag für den guten Landmann. Ein Gläschen Wein darf er sich wohl vergönnen. Er eilt ins Wirthshaus und setzt sich an den hintersten Tisch, damit er mit seiner Freude allein ist. Er zählt das Geld; das sind drei neue, große Banknoten und noch ein kleiner vom guten Herrn extra. Das reicht aus über den ganzen Winter, der vor der Thür ist, und der Mann braucht jetzt wochenlang nicht mehr zu sorgen und zu darben. Aber der Wein will ihm gar nicht munden, weil er so allein dabei sitzt, 's ist besser, er nimmt ihn mit heim zu Weib und Kinder. „Herr Vater!“ ruft er dem Wirth zu, „füllt mir eine Maß Wein ein und leiht mir die Flasche dazu, zum nächsten Samstag bring' ich's schon zurück.“ Auch einige Semmeln steckt er noch in die Tasche, dann zahlt er und wandelt seinem Hochgebirge zu.

Daheim veranstalten sie nun ein kleines Fest. Das Weib kocht einen Erdäpfelschmarn, die Kinder decken den Tisch auf und streiten sich schon um den Platz bei Vater und Mutter, und der Mann legt die Semmeln hin und stellt die Flasche Wein dazu; so haben es die Kinder noch nicht gesehen auf ihrem Tische! Endlich steht die frische Milchsuppe

und der dampfende Sterz da; die Kleinen knien auf der Bank, weil sie sitzend nicht in die Schüssel langen könnten, schielen aber während des Essens immer und immer auf die schwitzende Flasche, bis die Mutter endlich einen kleinen Hafen bringt und Wein in denselben schänkt.

„Gsegn euchs Gott, Kinder! Gsegn dirs Gott, Weib!“ ruft der Mann lächelnd, „Morgen geh' ich ins Dorf um Lebensmittel und die Kleinen kriegen jedes einen Lodenrock.“

„Und ich brauch' eine Fibel, Vater,“ sagt das kleine Mädchen, und Alle drängen sich nun schmeichelnd um den Alten und Jedes braucht sehr nothwendig etwas Besonderes für sich.

„Nur ruhig,“ meint der Vater, „Terno hab' ich auch just keinen gemacht, aber was nothwendig ist, werd' ich euch schon kaufen“.

Jetzt klopft es an der Thür. Alle schweigen und horchen — es hat in ihrem Leben noch Niemand an diese Thür geklopft; Alle haben sie ohne diese Höflichkeitsform kurzweg geöffnet, wie es Sitte ist auf dem Lande. — Wenn's ein Bettler ist, denkt sich das Weib, so muß ich ihm einen Löffel Sterz aufwarten, ein andersmal, wenn ich keinen hab', kann ich's auch nicht thun.

Nun öffnet sich die Thür — der Amtsdiener vom Bezirksgericht tritt in die Stube. Einen kalten guten Tag, sagt er, dann hält er dem Bauer einen Brief hin: „Es ist zum Steuerzahlen“.

„Ist schon recht,“ sagt der Bauer, werd' wohl zahlen, wie viel machts denn?“

„Ist man blind? stehts doch da! neunundzwanzig Gulden achtundneunzig Kreuzer machts!“

„Neun — neunundzwanzig, meint ihr?“ versetzt der

Bauer und erhebt sich langsam, „da laß ich den gestrengen Herrn wohl um Nachsicht bitten, so viel kann ich nicht zahlen. 's wird auch ein Irrthum sein; die Grundsteuer beträgt bei mir nur zwölf Gulden."

„Wenn man's nicht versteht, so thut man am Besten zu schweigen; heißts nicht im Brief: Außerordentliche Zuschläg'!"

„Aber grad heuer, wo mir der Schauer das Korn in die Erde geschlagen hat und meine beste Kuh in der Seuche gefallen ist. Ich weiß mir ja nicht zu helfen!"

„Helf' euch Gott! Ich bin um das Geld da; aber wegnehmen werd' ich's euch nicht, — man hat schon andere Mittel, in zwei Tagen ist die Auspfändung."

„Pfänden?" ruft der Bauer, „was wollts mir denn pfänden? Etwa die kleinen, halbnackten Würmer da?"

„Respekt, Alter, oder ich zeig' euch was Anderes! Man hat noch eine Kuh, ein Haus!"

„So? Mein Dach also wollt ihr mir wegnehmen; vor die Thür wollt ihr uns stoßen, jetzt, zur kalten Winterszeit... will das der Kaiser haben? wenn er das will, so..."

„Sei doch ruhig, Mann," beschwichtiget ihn das Weib, „und gib ihm, was du hast, man kanns nicht ändern, es ist ein Elend!"

— Hast recht, armes Weib, es ist ein Elend. Gearbeitet ruhlos, gedarbt in Geduld, gegrämt, gehofft und endlich errungen ein kleines Stück Existenz; — da tritt ein fremder Mann in die Hütte und ruft: „Wir wollen Geld! gib her!" — und dann hingeben das kleine Stück Existenz. Der Fremde eilt fort mit den blutigen Hellern — und zurück in der Hütte bleibt die Noth, der Hunger, die Verzweiflung. — Es ist ein Elend!

Ja, wenn es die blutigen Heller draußen den leichtsinnig verschwendeten Millionen erzählen wollten, daß sie von der Arbeit eines ganzen Sommers in der Hütte für den Winter nur zwei Kreuzer zurückgelassen haben! — aber sie erzählen es nicht, lautlos fallen sie in den grundlosen Schlund, und die arme Familie? — Der helfe Gott!

Dienstbotenleben.

Die Menschen, wie sie auf dem Lande leben, scheidet man in drei Hauptklassen: den Bauer, den Dienstboten und den Handwerker.

Der Bauer steht obenan, der hat Haus und Hof und ein Stück Land dazu, ist gleichsam ein kleiner Fürst, ein absoluter Monarch, oft Chef einer alten Dynastie mit ununterbrochener Erbfolge. Die beiden anderen Klassen sind ihm untergeordnet; der Dienstbote ist sein Leibeigener, der Handwerker sein Vasal.

Leibeigener? Das scheint etwas stark gesagt, aber daß es nicht so unrichtig ist, das wird man mir zugeben, wenn ich einige Züge aus dem Dienstbotenleben erzählt haben werde.

Der Dienstbote ist frei geboren, er ist das Kind eines Bauers, der aber deren mehrere hat, doch nicht jedem Haus und Hof abtreten oder kaufen kann. Der Bauer, welcher mehrere Kinder hat, gibt sein Haus nur dem Bravsten, Fleißigsten, zum Wirthschaften Geschicktesten; die Uebrigen bekommen als Erbtheil eine gewisse Summe ausbezahlt und haben dann, wenn sie unter dem regierenden Geschwister nicht dienen wollen, das Heimathshaus zu verlassen und sich zu fremden Bauern in den Dienst zu begeben. Das geschieht

denn auch in der Regel, denn Geschwister vertragen sich unter solchen Verhältnissen selten gut mit einander.

Mit dieser Zeit des Verdingens als Dienstbote hört die Freiheit auf.

Im Herbste, gewöhnlich um „Micheli", ist der „Leukauftag". Das ist ein Feiertag in der ganzen Gegend, ein Jahrmarkt, ein — Menschenmarkt. Da geht Jeder, der für's nächste Jahr noch keinen Dienst hat, in das Dorf, zeigt sich in der Kirche, auf dem „Platz" oder im Gasthause und ist zur Verfügung.

Der Bauer nun, der weiß den Tag gar gut, er hat sich mit der Bäuerin längst schon darüber besprochen. „Ih brauch a Kuamensch und a Saudirn und a Kuchlmensch muaß ih ah hobn!" sind etwa die Anforderungen der Bäuerin, nun und „a neuga Moar und an Ochsnknecht muaß ah sein, weil die oldn in Deanst aufgsogt hobn. — Wann der und der z kriagn wa, der is a Fleißiger und is nit hoagl in da Kost; oda wann ma de und de hobn kunnt, de hot an Kropf und is old und schiach! De wa scho recht. — Je, wegn wos muaß s' dann old sein und an Kropf hobn? Mei, 's is wegn die Buabn, sist gebn s' kan Fried ba da Nocht und ztretn gor so viel Bettgwond!"

Das beiläufig sind die Erörterungen daheim, bevor der Bauer seine Brieftasche zu sich steckt und auf den Leukauftag (Leutkauftag) geht.

Da wird nun gesucht und gefeilscht. Bei der Semmelkrämerin steht Eine und kauft nicht; vom Wetter spricht sie und knüpft an ihrem Mieder und zupft an dem hochwattirten Aermel ihres „Ganirspensers"; sie weiß nicht recht, was sie machen soll, und fort geht sie doch nicht.

Die Angesprochene thut aber sehr unentschlossen und

sagt: „Jo, ih woaß 's nit!" „Geh ghoaß was, Miazl, mir wern ins leicht vatrogn, ih bin hisch und die Bäurin is ah nit zwida, a guate Kost hobn mar ah und d' Dabat is nit gor so stork, se sogn s' oll; in Lohn bin ih dar ah nit z' klua, dreißg Guldn gib ih dar, und a zwoa por Schuah und drei rupfane Pfoadn ah nouh, ih moan, se is gmua!"

„Ah, vierzg Guldn muaßt ma wul gebn, Baur, 's Johr is long und da Michlbar gabad mar ah so viel."

„Mei, vierzg is zviel, 's hot a storka Knecht nit mehr, der hulzhockn muaß, und ös Weibaleut kinnt's in Winter in da Stubn bleibn und spinna. Leukauf gib ih da fünf Guldn, do seh!"

Und so werden sie handeleins und der Bauer bestellt die neue Kuhmagd in das Wirthshaus. Nun wirbt er noch die Uebrigen an. Oft geht das nicht so leicht und die Knechte sind sehr zähe und sagen, sie hätten sich bereits verdungen. Aber der Bauer bietet viel auf und am Ende, wenn sonst nichts mehr fruchtet, greift er zum äußersten, gewöhnlich sehr wirksamen Mittel, er sagt dem Knecht ins Ohr, daß er auch die „Miazl" bereits habe, sie wolle nur ihn, den Knecht da, zum Jahresgespan, und da müsse er denn doch.

Hat nun der Bauer auf diese Art seine Zahl voll, so versammelt er das neue Personal in das Wirthshaus. Da gibt es heute Musik und schmorende Braten und der Bauer bestellt einen gar vollen Tisch und schreit und singt und schellt mit dem Silbergeld — er läßt sich her! Er will seinen Leuten zeigen, was sie jetzt für einen tüchtigen und lustigen Herrn haben. Er ist zwar noch nicht ihr Herr, sondern wird es erst vom nächsten Neujahr an; bishin haben sie noch auf ihrem alten Platz zu bleiben. Aber auch seine bisherigen Dienstleute, deren Bleiben für das nächste Jahr noch bestimmt ist,

nimmt der Bauer heute mit in das Wirthshaus und zahlt ihnen Leukaufwein und Leukauftanz und tanzt auch selbst mit und plaudert heimlich mit der jungen Magd, er freue sich schon aufs nächste Jahr, wenn sie unter einem Dach, und es werde sich schon machen! — Und wie das so fortgeht — bei Gott, es ist ein Glück, daß die Bäuerin nicht da ist!

In die tiefe Nacht geht das hinein mit dem Leukauftanz. Erst am andern Tag, wenn die Dienstleute wieder bei ihrer Arbeit sind, kommen sie zum rechten Bewußtsein, was sie sind, und wem sie sich verdungen. Viele freuen sich wohl auf die Wanderzeit zu Weihnachten und auf den neuen Platz, von dem ihnen alles Gute versprochen wurde; aber viele sind überlistet und bereuen es tief, daß sie Dem oder Dem in die Falle gegangen.

Aber, wenn sie einmal das Leukaufgeld angenommen haben, so ist es nicht mehr rückgängig zu machen; sie haben ihre Kräfte, ihre Person verdungen, verkauft für ein ganzes Jahr; und wollten sie sich sträuben und den neuen Dienst nicht antreten, so kämen zwei Gendarmen und führten sie zu ihrem gesetzlichen Herrn!

So geht nun der Rest des Jahres hin unter Hoffen oder Fürchten und endlich kommt die Weihnachtszeit. Den Christtag halten sie noch im alten Dienst; vom Stefanitag aber, bis zu Sylvester sind die „Wandertage".

Da schickt der Bauer seine besten Pferde aus und die lustigsten Knechte mit, um das neue Dienstpersonale heimzuführen. Fuhrmann, Pferd und Wagen oder Schlitten sind hochzeitlich geschmückt und gar stolz anzuschauen! Ein Bauer, der keine Pferde hat, spannt ohne viele Umstände ein paar Ochsen an den Wagen und wer auch keinen Wagen hat, der nimmt einen Holz- oder Streukarren.

So fährt der Fuhrmann in den Hof, dem der Dienstbote bisher angehörte. Dieser läßt nun seine Arbeit liegen und stehen und geht an's Einpacken. Aber das ist bald geschehen; entweder er hat einen eigenen Kasten, so kommt dieser mit allem was darin, auf den Wagen, oder er hat keinen, so bindet er seine Habe in ein großes Tuch — ja, das Tuch muß groß sein, ein fleißiger Dienstbote hat viele Sachen!

Die weiblichen Einpackenden haben indeß eine andere Sorge; der Hut ihres Fuhrmanns bekommt von ihnen ein neues Band und einen Strauß — auch die Pferde und Ochsen haben für ihre Ohren, resp. Hörner, die gleichen Ansprüche.

Ist nun Alles zur Abfahrt fertig, so geht's früher noch zur „Wanderjause". Die Bäuerin läßt sich nicht spotten und hat sie auch einen Groll gegen den Dienstboten, der sie verläßt, so sorgt sie doch für ein tüchtiges Mahl, sie will damit gleichsam sagen: Schau, wärst geblieben, wir haben noch Mehl und Schmalz im Haus und Keine kocht so gut, wie ich!

Nun hört man irgendwo im Hofe wohl auch das Liedchen:

Moch Bingerl, moch Säck,
Muaßt wondern, muaßt weck,
Muaßt Urlaub nehma,
Därffst neama kemma!

aber man weiß nicht, wer es singt, es gibt allerhand böswillige Leute im Haus.

Nach dem Essen ruft der Bauer die Scheidenden in sein Stübchen und zahlt ihnen den Jahrlohn, der für Mägde nie über 30, für Knechte selten über 50 Gulden ausmacht. Die Schuhe, Hemden, Lodenjoppe und dergleichen, was nebst Lohn und Kost noch der Gebrauch erfordert, hat der Dienst-

bote im Laufe des Jahres schon bekommen. — Darauf kommt das „Bhüatgottnehma". Der Dienstbote gibt dem Bauer die Hand: „Und hiazt vagelts Gott, Bau'r, vagelts Gott für Olls mitanonder und ho ma nix f'r Uebl! Und du ah, Bäurin, vagelts Gott, warst a guats Mensch; deine Sterz und Knödl vagiß ih nit — na, de vagiß ih nit! immer amol host freili a Wengerl greint, mei Gott, ih bin ah nit ohne Fahla gwen, thua ma nix f'r Uebl hobn, Bäurin! Und hiazt bhüat enk Gott, Ollmitanonda; die Küa und 's neug Kuahmensch ah, und in Holta, den liabn Norrn ah; und thuats ma schön gsund bleibn, oll, ih suach enk scho wieder amol hoam!"

Und wenn auch im Jahre hindurch — es kommt oft vor! — Zwist und Hader unter den Leuten herrschte, zur Wanderstunde ist Alles vergeben und vergessen, in Frieden und Herzlichkeit scheiden sie und Thränen fließen auch!

Freilich — es wäre besser, ich hätte es nicht zu sagen, es wirft viel Schatten auf mein Bildchen — aber es werden auch Thränen vergossen, die nicht Gottes Segen, sondern Gottes Fluch niederrufen. Ein Dienstmädchen, welches für die Interessen seines Herrn stets treu und redlich eingestanden, hatte das Unglück, für einige Wochen auf das Krankenlager geworfen zu werden, dafür zieht ihr der Bauer jetzt die Hälfte des Lohnes ab, und für all' das Arbeiten und Abmühen eines langen Jahres bekommt es nur wenige Gulden. Das, ihr Dienstherren, thut wehe, so wehe, wie euch es thäte, wenn im Spätherbste nach all' den Arbeiten und Sorgen und Hoffen und Ernten euer Haus und Hof sammt den Scheunen und Speichern und Viehställen plötzlich ein Raub der Flammen würde!

Sonst heute nichts davon, denn schon knallt die Peitsche

des Fuhrmannes, der Dienstbote steigt zu seinen sieben Sachen (er hat in der Regel wirklich nicht mehr) auf das Gefährte und fort geht's unter Jauchzen und Bänderfliegen — einer neuen Heimat entgegen.

Dort ist der neue Dienstbote nun für eine Zeit der Hahn im Korbe. Essen muß er zu allererst, und die Bauernleute sitzen um ihn herum und machen freundliche Gesichter und schöne Worte — aber derlei wird im Laufe des Jahres oft sehr, sehr vernachlässigt.

Aermere Leute machen mit dem Wandern weniger Umstände; da wird die ganze Habe in einen „Buckelkorb" gethan und fortgetragen vom Dienstboten selbst, ohne Sang und Bänderfliegen; in Schnee und Unwetter keucht er mit seiner Last über Berg und Thal — immer geplagt, überall gedarbt, nirgends daheim!

Und da thut der Halter oder sonst einer der Bleibenden dem Fortziehenden zu guter Letzt noch etwas an. Er schiebt, etwa während jener bei der Wanderjause sitzt, ein paar Steine in den Korb, und der Wandernde wundert sich nun baß über die Schwere seines Eigenthums, bis er beim Auspacken die Bescheerung findet.

So geht der neue Dienst an. Das Befinden des Dienstboten liegt ausschließlich in der Hand des Bauers. Der Dienstbote hat nichts einzuwenden, wenn die Kost schlecht, die Arbeit stark, die Schlafenszeit kurz ist. Er hat im Laufe der Woche keine Erholungsstunde, selbst der Sonntag gehört nicht ihm; er muß in die Kirche und die übrige Zeit soll er zu Hause bleiben und sich die Kleider ausbessern — und daß er ja zum Rosenkranz nicht fehlt!

Der Feierabend und die Samstagnacht ist die einzige freie Zeit, die er den geselligen Vergnügungen widmet. Aber

selbst das will der Bauer nicht leiden, mitten in der Nacht steht er auf und untersucht in Begleitung eines Haslingers die Betten der Knechte und Mägde, ob erstere nicht etwa zu leer und letztere zu voll sind.

O, der Bauer kennt sie, diese Schliche, — kennt sie schon von seiner Jugend her!

So verlebt der Dienstbote seine Jahre. Manche sind auch glücklich und bringen es durch Fleiß und gute Aufführung gar zu einer reichen Heirat und stehen nun plötzlich obenan — an der Spitze der Gesellschaft! Ja wahrhaftig, ein reicher Bauer glaubt der Haupt- und Mittelpunkt der Welt zu sein, und hält alles Andere nur für eine Randverzierung um Haus und Hof.

In der Regel indeß kommt der Dienstbote nicht zu solchem Glücke, — genug, wenn er sich so viel erspart, daß ihn in seinem Alter das Los des „Einlegers“ nicht trifft und wenn er sich noch dazu ein fein leinenes Bahrtuch kaufen kann... Herz, was willst du mehr?

Ein Liebespaar.

In der gebildeten — ich meine, in der feinen, geschliffenen Welt gibt es für die Jugend eine schreckliche Zeit. Da geht eine Seuche herum, und die packt den Knaben, und just zur Zeit, wo er zum Jünglinge werden will. Es gibt nichts Erbärmlicheres auf Erden, als Einen, den diese Geisteskrankheit erfaßt hat; er magert ab, legt die Hand ans Herz, sagt nichts als Ach und Weh, leidet furchtbar und ist namenlos unglücklich. Es gibt kein Mittel dagegen; indeß läßt die Qual nach abgelaufener Zeit gewöhnlich von selbst wieder nach; doch es ist auch schon geschehen, daß sie zum Tode geführt. Da gehen oft so zwei sterblich Verliebte hinaus auf das Feld und erweisen sich die Liebe, einander niederzuschießen; auch jagt sich in Ermanglung eines solchen Gleichgesinnten wohl der eine Partner allein ein Stück Blei in den Kopf. Nicht gar zu selten endet die „Jugendliebe" auf solch' hitzige Art.

Draußen im Landvolke herrscht dieser Zustand nicht; die Leute hätten auch viel zu wenig Selbstbeherrschung, sich aus Liebe zu einem Andern niederzuschießen. Diese da draußen „lieben" sich eigentlich gar nicht, sie „haben sich nur gern". Wohl findet sich Männlich und Weiblich auch auf dem Lande

trefflich zusammen; ich wüßte keinen Burschen, der kein Mädchen bekäme, und umgekehrt; indeß wird Eines oder das Andere auch wirklich einmal angeführt, es ist der lieben Abwechslung wegen und man macht beiderseits nicht viel Aufhebens. Und trotzdem hält Alles viel fester.

Besonders unter dem Dienstvolke sieht eine Liebesgeschichte ganz eigen aus, und es ist gewiß seltsam, wenn ich hier so ein Liebespaar vorüberführe.

Der Waldhofer Michel, ein Bursche von zwanzig Jahren, der alle Samstagnächte mit den Anderen auf der Gasse ist, aber sich noch nicht recht zum Fensterl traut, weil er eben noch kein bestimmtes hat, trifft ein paarmal nach einander Sonntags auf der Kirchgasse zufällig die Kathl, welche Kuhmagd beim Sonnleitner ist.

Sie reden vom Wetter zuerst, von der Wirthschaft, von dem und dem Bauer, von den Kleidern, wie man sie jetzt trägt und wie sie am besten stehen, da fragt der Michel auf einmal:

„Wer nagelt dir denn deine Schuh, Kathl?"

„Mein Gott, der Bauer halt, aber er thuts nicht gern."

„Ich will sie dir nageln, wenn es dir recht ist."

„Geh weiter, was würden denn die Leute sagen!"

„Gehts wen was an?" sagt der Michel. Sie führen wieder das gewöhnliche Gespräch fort, aber am nächsten Feierabend kommt der Bursche richtig in den Sonnleitnerhof und bringt Wäsche mit und bittet die Kathl, daß sie ihm wasche. Sie sagt es zu und bringt ihre Schuhe zum Nageln. So geht es nun fort, sie wäscht und flickt für den Michel und er nagelt ihr zu Zeiten ihre Schuhe.

Ihr kennt sie doch, diese Schuhe, wie man sie auf dem Lande trägt; um den Rand der Sohle sind sie mit einem Kreise scharfer Nägel beschlagen, das gibt Festigkeit für den Schuh

und für das Bein an den steilen Hängen. Seht und diese Nägel für den Fuß der Kathl muß nun der Michel besorgen, weil er ihr „Bub" geworden ist.

Auf dem Kirchweg kommen sie jetzt allsonntäglich zusammen und bald gehen sie gar ins Wirthshaus und der Michel zahlt die Zeche. Da stecken zwar anfangs die Leute ihre Köpfe zusammen und munkeln: „Lieber Gott, jetzt gehn die miteinander!" aber das legt sich.

Nun bleibt der Michel in der Samstagnacht schon gar nicht mehr zu Hause. Er geht mit anderen Burschen aus und jauchzt und singt mit ihnen — er hat eine gute Stimme; — gegen Mitternacht aber schleicht er davon und läßt die Anderen allein singen, so lang sie wollen.

Der Michel eilt dem Sonnleitnerhofe zu, beschwichtigt den Kettenhund und schleicht zum Kammerfenster der Kathl. Da klopft er leise an der Scheibe. Er klopft mehrere Male, endlich hört sie's und sagt:

„Was ist denn das für ein Unfried heut!"

„Der Michel ist da," lispelt er.

„Was will er denn und warum geht er denn so herum in der Nacht?"

„Wo wird ih umagehn!"
„Dös sullst du eh vastehn,
Zu dir zan Fensterl her,
Du sullst aufstehn ba da Nocht;
Klopf ih ban Scheibelein,
Loß mih hinein!"

„Geh weiter, wenn du nicht schöner singen kannst, so bleib lieber daheim."

„Kathl!"

„Gib Ruh jetzt, ich laß dich doch nicht herein!"

„Wenn ich dich aber schön bitt, Kathl!"

„So leg' ich mich auf die andere Seit' und schlaf. Ich lach' dich nur aus, Michel, und ich mag dich nicht."

Das hört sich wohl etwas derb an, aber der Michel kennt das, er weiß schon, wie es gemeint ist. Zwar hinein kommt er wirklich nicht in die Kammer, aber durch das Fenster plaudern sie lange, halten sich fest bei der Hand und — auf Ehre! — er steckt den Kopf zu ihr hinein und da hebt es zu schnalzen an und will gar nicht mehr aufhören.

Auf einmal sagt die Kathl:

„Du, Michel, wenn jetzt der Bauer draußen mit dem Ochsenziemer käm' und du brächtest den Kopf nicht hinaus!"

„So blieb' ich halt stecken in meinem Himmelfensterlein!"

„Ja, aber der Buckel ist draußen und der Ochsenziemer auch und du brächtest von deinem Himmel ein ganzes blaues Firmament mit in dein Bett!" —

Indeß, so heillos kommt es nicht; am Morgen ist das Fensterlein wieder fein zu, und man sieht es ihm nicht an, daß in der Nacht des Michel's Kopf darin gesteckt drei volle Stunden.

Wenn sich nun der Michel im Laufe des Tages seine Wäsche holt, sagt er:

„Bin doch recht froh, Kathl, daß du mich heute Nacht nicht hineingelassen hast, wer weiß, wie es gekommen wäre; und dich unglücklich machen — nein, das will ich nicht!"

Er entschuldigt sich ordentlich, daß er keck war; zur nächsten Samstagnacht aber kommt er doch wieder und bittet um Einlaß.

Trefflich geht es auf der Kirchweih zu. Da kauft der Michel der Kathl ein seidenes Halstuch oder so was zum „Kiata", und am Abend finden sich die Beiden im Wirthshause zusammen, und auf dem Tanzboden tönen die Pfeifen

und Geigen! Da gibt es aber auch tolle Händel auf dem Tanzboden. Wenn sich der Hansel ein Bischen auffallend um die Kathl zu schaffen macht — gleich ist der Michel in Hemdärmeln da und schreit:

„Was willst, Hansel, was willst? Wer mit der Kathl tanzen möcht', der hat mich zu fragen, und einmal erlaub' ich's; wer aber mehr möcht', und viel möcht' und allerhand möcht', den schlag' ich nieder! Hörst mich, Hansel?"

Da stürzt der Hansel auf die nächste Bank zu, bricht einen Stuhlfuß und schwingt ihn:

„Wen schlagst nieder? Mich? Michel, schau, daß dich die Mucken nicht umblasen, du Krautmandl!"

„Himmelsaggera!" flucht der Michel wild auf; da eilt schon die Kathl herbei: „Jesus Maria, Michel, wirst doch nicht raufen!"

Und wenn sie ihn beschwichtigt hat, setzt sie noch hinzu: „Bist aber ein rechter Wildling, bringst Einem kein' Ehr auf der Kirchweih, und mit dir geh' ich nicht mehr, das kannst dir merken, und ich mag dich nimmer, das kannst dir auch merken!"

„Und ich lauf' dir nicht nach, der Waldhofer Michel kriegt Andere auch noch!"

Dem entgegnet die Kathl nichts, aber gleich darauf sagt sie:

„Nein, was du für ein Reißzusammen bist, jetzt ist dein Hemd schon wieder hin unter der Achsel, das mußt du mir morgen gleich bringen, sonst wird das Loch noch größer."

So ist die Aussöhnung, und dann wird gegessen und getrunken und — heimgegangen wird erst nach Mitternacht. Aber dieses Heimgehen ist das Allergefährlichste im ganzen Jahre — da gibt es allerhand Wurzeln auf dem finsteren Boden und da ist schon oft Eine gefallen und hat sich ein

Glied oder die Ehre gebrochen und ist ein Krüppel geblieben für's ganze Leben. Aber der Michel ist wachsam und führt die Seine glücklich nach Hause.

Ist der Michel indeß einmal über die Dreißig hinaus, so nimmt er's mit der Kirchweih' und mit der Samstagnacht nicht mehr so genau; — allemal muß es ja nicht sein! Da geht er am Feierabend nach dem Nachtmahle gleich ins Bett und gähnt und meint zu sich selbst: „Ja ja, so ist's, und ich bin doch froh, daß ich daheim bin!" Aber auf dem Kirchweg ist er stets bei der Kathl. Da schmollt sie: „Lieber Gott, Michel, wie schaust denn heut wieder aus, so bürst doch dein Gewand aus und putz dich z'samm — ich schäme mich frei mit dir! Wie geht's dir denn sonst, bist gesund?"

So geht es durcheinander; in der Jugend wird viel gegrollt, im Alter viel geschmollt, aber Eines kann ohne das Andere nun nicht mehr leben.

Heiraten! — das dürfen sie nicht, so lange sie nicht ein Gütchen erwirthschaftet haben, und das gelingt dem Michel nun und nimmermehr; er raucht ein wenig und kann Sonntags sein Gläschen nicht lassen. Aber die Kathl spart. Sie besitzt bereits einen Buschen Flachs in der Truhe und ein Mutterschaf im Stalle, ferner — ja, drei Frauenbildzwanziger hat sie auch noch!

Trotz alldem dürfen sie nicht heiraten. Sie müßten mindestens dreihundert Gulden zusammen haben, sonst gibt's die Gemeinde nicht zu. Dreihundert Gulden! — Ja, gesehen haben sie wohl schon so viel in ihrem Leben.

Und dennoch lassen sie nicht von einander, und wenn sie siebzig Jahre alt sind, so sieht man sie noch zusammen auf der Kirchgasse und auf der Kirchweih' im Wirthshaus.

Und wenn gerade einmal eine schöne, warme, sternhelle

Herbstnacht ist, so könnt ihr dem alten Graukopf, dem Michel, wohl gar im Freien begegnen, er muß ein wenig nachschau'n, wie's der Kathl geht, und klopft an's Fensterlein. Und seht, jetzt läßt sie ihn auch ein und sagt: „Nimm den Stuhl, Michel, und setz' dich an mein Bett, ich muß dir was sagen. Weißt, Michel, ich bin nicht mehr jung und auf der Brust hat's mich auch — mag nicht mehr recht rennen, wenn ich die Küh' austreib' und da hab' ich sagen wollen, wenn's mich etwa einmal packen sollt' — das Schaf gehört dein, Michel, und was in meiner Truhe ist, auch; — eine heilige Meß' zahlst und sonst laß' es gut sein!" —

Das ist die Liebe im Volke. So lernen sie sich kennen, so gehen sie mit einander durch das Leben, als ob es eben so sein müßte, und sie haben nicht näher darüber nachgedacht. Kein einziges Mal haben sie sich Liebe gestanden und geschworen, das Geschwätz von Sehnsucht und ewiger Treue war ihnen unbekannt — wacker gescholten haben sie sich und es bieder und ehrlich mit einander gemeint. — Das Vorurtheil hat ihnen freilich die Ehe verweigert, aber sie haben auch nichts gefragt darnach, freiwillig haben sie an einander gehalten bis zum Tode — sie sind ein Ehepaar gewesen, das Gott zusammengefügt in seiner Liebe.

Die Handwerker.

Das ist kein rechter Bauer, der um seine Lebensbedürfnisse auf den Markt laufen muß und nicht für Alles seine Mittel und Industrie im Hause hat.

Eigen
Erzeugen,
Und Sachen in Haufen
Verkaufen!

ist die Regel des Landmanns. Was dem Bauer auf eigenem Grund und Boden wächst, das hat er und von dem lebt er. Das Haber- und Roggenfeld liefert ihm das Hausbrot, die Knödel und den Sterz; der Kraut-, Rüben- und Kartoffelacker versorgt ihn reichlich mit Gemüse; für den Fleischtopf, der ohnehin nicht groß ist, finden sich jährlich wohl ein paar fette Schweine, oder eine „golte" (gealtete) Kuh, die keine Kälber mehr wirft, und die anderen Kühe, die tragen noch das Beste — Milch und Butter. Einige Hühner liefern mittelst Eier oder in eigener Person die Leckerbissen und ein paar Bienenschwärme sammeln die Süssigkeiten des Frühlings und Sommers für den Gaumen des Landmannes zu den Festtagen.

Das wäre der Tisch. Aber der Kleiderschrank ist nicht minder versorgt. Die Wäsche wächst auf dem Leinfeld und innerhalb der Grenze des Eigengrundes wird der knorrige Flachsstamm zum schneeweißen Hemde für Jungfrau Töchter-

lein! Die Schafe lassen sichs nicht nehmen, ihrem Brotherrn Rock und Beinkleid aus Eigenem zu spenden, auch tragen sie Sorge für Hut, Haube und Strumpf. Was das Schuhleder anbelangt, so lassen die Rinder mit Vergnügen ihre Haut dazu. — Das Haus des Landmannes selbst, vom tiefsten Steingrunde an bis zum zierlich geschnitztem Holzgiebel am Strohdach, ist auf eigenem Boden gewachsen und die meisten Einrichtungen ebenfalls: die Seile dreht sich der Bauer selbst aus eigenem Hanfe, die Schüsseln und Teller aus eigenem Holze, sogar die Löffel versteht er aus den Hörnern der geschlachteten Rinder zu formen.

Zudem richtet es der Bauer noch so ein, daß er das Beste, was auf dem Eigengrunde wächst, im Haushalte ersparen und verkaufen kann. Den schwersten Haber, die vollsten, frischesten Gemüse, die fettesten Kälber sucht er an den Mann zu bringen und von den Ochsen wird kein einziger zu Hause geschlachtet, sondern die werden für den Fleischhauer gemästet — das wirft im Jahre eine gute Summe!

Was ein rechter und wahrhaftiger Bauer ist, der soll nichts Fremdes im Hause und am Leibe tragen. Aber da gibt es auch schon Neuerer, welche die Schafwolle verkaufen und Kleider aus Baumwollstoffen tragen. Das ist nun nichts! sagt der rechte Bauer, wenn man auch zuerst anscheinend dadurch gewinnt, weil Baumwolle viel billiger kommt, als Schafwolle, so ist doch kein Segen in diesem fremden gekünstelten Zeug — so was ist für die Stadtleut', Unsereinem aber steht Hauswuchs und Hausarbeit an!

Indeß, ganz kann er das Fremde doch nicht entbehren. Wenn wir auch den Schmied, den Sattler, den Wagner, den Binder nicht erwähnen, weil der rechte Bauer diese Geschäfte ebenfalls selbst versteht, so gibt es schon noch andere Bedürf-

nisse, die auf dem Eigengrunde nicht wachsen. Der Bauer merkt es gar nicht, wenn er sein Pfeifchen schmaucht und stolz dabei durch das Fensterlein in den wohlbestellten Hof hinausschaut, daß der Rauch, den er behaglich aus dem kurzen Pfeifchen saugt, von einem weltfremden Kraute kommt, und daß die Scheibe, durch welche er blickt, bei Weitem nicht auf seinem Eigenboden gewachsen ist. Und das Kleinste und doch Unentbehrlichste, was er täglich auf den Tisch bekommt, das liebe Salz — es ist fremdes Erzeugniß!

Aber er braucht darum nicht auf den Markt zu gehen, das Salz bekommt er in die Küche, vom Greisler zugeschickt, und der Glaser geht hausiren und auch der Bandlkrämer mit ihm, und den Tabak hat der Ungar auch noch vor wenigen Jahren ins Haus getragen.

Nun, und die Anderen, die Handwerker? Ei, die sind selbst Bauern und in der Gegend daheim; sie gehen nur auf die „Ster" herum, von einem Hause zum andern und machen dem Bauer die Bedürfnisse für ihn und das ganze Gesinde.

Aber wichtige Personen sind sie, die Handwerker — wohlbedeutend und einflußreich! Die Bäuerin fühlt es und erwartet sie nicht ohne Herzklopfen. Mit einer wahren Angst reinigt und scheuert sie die Stube, füllt die Schmalzkübel mit frischer Butter und den Speicher mit feinerem Mehle — es kommen die Handwerker!

Oben im kühlen, luftigen Dachboden steht das Handwerkerbett, das wird neu eingestroht und frisch überzogen. Und so muß Alles in Ordnung sein, denn mit den Handwerkern darf sichs die Bäuerin nicht verderben, oder ihr guter Ruf ist geschädigt in der Nachbarschaft, ja in der ganzen Gegend. Eine Bäuerin, welche sich den Handwerkern gegenüber in Allem wohl herbeiläßt, was Haus und Küche zu

liefern vermag — die ist eine gute, tüchtige Hausfrau für ein und allemal — der Handwerker besorgt ihren Ruhm, wohin er kommt und muntert die übrigen Wirthinen dadurch zugleich auf, ähnliche Ehre und Auszeichnung anzustreben.

So ein Handwerker hat aber auch abgesehen von seiner industriellen Seite, manch anderes Praktische an sich. Er ist die beste Zeitung, die man sich denken kann; ein Organ welches mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit alle Tagesvorfälle zur Notiz bringt, in die tiefsten und dunkelsten Familiengeheimnisse einzudringen versteht und sie veröffentlicht, Alles einer rücksichtslosen, unbestechlichen Kritik unterzieht und die Tagesfragen des Dorfes auf das Klarste und Scharfsinnigste erörtert und selbst löst. Daß Politik und Feuilleton gebührende Würdigung erfahren versteht sich von selbst. Die Eintheilung dieser Gegenstände ist ungefähr folgende: Im Laufe des Vormittages, wenn die Bäuerin in der Stube anwesend, werden die Neuigkeiten und Tagesvorfälle der Nachbarschaft auseinandergesetzt; beim Mittagstisch, wenn Bauer und Dienstvolk zugegen, wird Politik getrieben, wobei der Handwerker stets das Wort führt. Am Nachmittag, wenn das Gesinde die Stube längst verlassen und die Bäuerin am Rocken oder Nähtische sitzt, kommen Gerüchte und Familiengeheimnisse zur Erörterung, welche beim Nachtmahle, wenn Alle anwesend, gewissenhaft wiederholt werden. Nach dem Abendbrote kommt nun erst das Feuilletonistische, welches stets in Räuber- und Gespenstergeschichten, Sagen und Märchen besteht und besonders auf das jüngere Publikum große Anziehungskraft übt.

Die Handwerkerzeit ist für das Gesinde eine gute, heitere Zeit, abgesehen von der lebhafteren Unterhaltung bei Tische

und an den Abenden, sind in diesen Wochen die Knödel weißer und der Sterz fetter geschmalzen.

Um die Winterszeit sucht der Bauer die Handwerker soviel als möglich zu entbehren, denn da sind die Tage kurz und es wird, trotz des sich in allen Jahreszeiten gleichbleibenden Taglohnes, nicht viel ausgerichtet. Mit dem Frühjahre wird es anders und der Bauer sieht sich nach Leuten um.

Zuerst kommt gewöhnlich der Weber.

Der Flachs und die Wolle des letzten Jahres sind über den Winter durch Kamm, Spinnrad und Haspel umgearbeitet worden und harren nun des Schiffchens. Es kommt also der Weber.

Ich bestelle mir den erst besten, der in der Nachbarschaft sein Häuschen und sein Weib hat. Das Häuschen wird am Montag zugeschlossen und bleibt die Woche hindurch leer stehen, das Weib geht auf Tagwerke aus, nun und er selbst kommt zu uns. Er ist ein großer, ziemlich untersetzter Mann, hat keinen Bart aber am Scheitel eine beträchtliche Glatze und an den Füssen ein wenig die Gicht, denn im Handwerke liegt viel Aerger und Verdruß, und davon kommt sie.

Der Mann hat nur einen Stock und eine kleine Ledertasche bei sich. Wo hat er aber den Webstuhl? Ja, da hat wohl jeder Bauer seinen Webstuhl, nur der Weber hat keinen. Er braucht auch keinen, eben weil jeder Bauer, der ihm Arbeit gibt, selbst einen hat.

Der Weber richtet viel Unordnung an in der Stube; die Betten, die Kästen, der Tisch und die Stühle müssen verrückt werden. Dann wird vor Allem der große Haspel aufgerichtet um die Strähne abzuwinden; das heißt das Schweifen. Erst wenn diese Arbeit verrichtet, wird der Webstuhl aus der Rumpelkammer hervorgeholt und in der Stube aufgestellt.

Ist nun Alles in das Geleise gebracht und eingefädelt, dann beginnt in Gottesnamen das Weben. Aber immer bleibt der Mann nicht so heiter, wie er begonnen — es zieht nicht selten ein böser Geist durch die Fäden und reißt sie ab oder verwirrt sie und wirft das „Schütz" (Schiffchen) aus. Da springt der Weber wohl gar auf und schreit: „Bäurin, du bist a lüaderlis Mensch, wia host dann meh gspunna?" Aber nur, daß er damit die Hausfrau zu halbtodt erschreckt, sonst hilft das nichts und es ist das Beste, der geplagte Mann setzt sich wieder ruhig an die Arbeit und knüpft seine Geduld und die Fäden wieder zusammen. Dann wenn der Sturm vorüber, mag er seine Schiffahrt durch die leinernen Wellen neuerdings beginnen.

Ist endlich der Flachs zur Leinwand geworden, so kommt die Wolle an die Reihe, daß sie zu Loden werde. Bis der Weber mit Allem fertig, wird er förmlich zum Hausfreund; eingeweiht in die Verhältnisse weiß er beizuspringen in Rath und That. Hat er nun doch endlich die letzte Elle auf dem Rollbaum, so backt ihm die Bäuerin „'s Fuatgehkoch", irgend eine fette Mehlspeise, gibt ihm für sein Weib den üblichen „Sterloab", einen riesigen Brotlaib, mit, ladet ihn für den nächsten Sonntag zum Mittagsmahle und sagt: „So bhüat dih Gott, Weba, ho ma nix fr Uebel und vared' da 's nit ban ins!" das heißt, er soll sie und ihr ganzes Haus in gutem Andenken behalten, bis er übers Jahr wieder komme.

Die Leinwand wird nun zur Bleiche auf die Wiese gelegt und fleißig begossen. Bleiben dabei einzelne Fäden braun, so heißt es von ihnen: „do steckt da Weba drein!" Dieser aber webt schon längst bei einem andern Bauer, und webt immer und verwebt sein ganzes Leben und aus all den Fäden von Fleiß

und Geduld wird nicht selten ein Hungertuch und zuletzt ein Bahrtuch. —

Im Laufe des Sommers kommen nun einmal die Schneider.

Das geht aber nicht so schnell. An einem Sonntag geht der Bauer „Schneider anhalten".

Der Meister sagt ihm's mit größtem Wohlwollen zu: „Auf d Wochn kimm ih, Baur, konnst dih valossn drauf".

Aber es vergeht eine, es vergehen zwei Wochen und der Schneider kommt nicht.

Da geht der Bauer noch einmal bitten: „Thua ma den Gfolln, Moaster und kimm ma, die kloan Buabn hobn scho ka Hosn meh".

„Jo du, morgn kimm ih da — hon so viel gnädig ghobt hiazt uma, oba morgn kimm ih da!"

Und am nächsten Tag ist im Hause schon Alles bereitet. Das Handwerkerbett ist schneeweiß, auf dem Herde schmort eine Eierspeise, auf dem Tische liegt der Loden bereitet und daneben steht der Halterbub in äußerst zweideutigem Beinkleide und harrt der Maß — aber es vergeht der Vormittag und der Nachmittag und der Schneider kommt nicht. Und so gehen noch Wochen vorüber — denn es lügt auf der ganzen Welt Niemand so, wie ein preßirter Schneider. Uebrigens trägt der Halterbub durch den ganzen Juli den langen Pelz von seinem Vater und Alles geht den gewöhnlichen Gang. Aber eines Morgens ist ein allgemeiner Allarm im Hause: „d' Schneida sein do!" der Bauer läuft schnell um den Loden, der Halterbub muß her, die Bäuerin schießt in der Küche herum und weiß nicht, wo ihr der Kopf steht; die Schneider sind da und jetzt hat sie erst keinen Zwirn in Bereitschaft und nichts zu essen.

Es ist ein herbes Bedrängniß für eine sorgende Hausfrau, wenn sie von Handwerkern überrascht wird!

Aber endlich kommt Alles in Ordnung und die zwei Schneider sitzen am Tisch; Scheere, Biegeleisen, Nadel, Stemmeisen und ein par andere Kleinigkeiten sind ausgepackt und die Werkstatt ist eingerichtet. Der Meister nimmt zuerst die Maß mit einem Faden und umarmt dabei jedes Einzelne im ganzen Hause, selbst die Bäuerin und die Tochter, die der Aloisiusbruderschaft angehört; damit ist mit Allen die Freundschaft eröffnet. Beim Zuschneiden pfeift der Meister einen „Landler" und der Geselle, der den Zwirnsträhn abwickeln soll, mag schon nimmer ruhig sitzen es zucken ihm die Beine; hat er auch die Gicht? Nein, den Landler hat er in den Beinen und das Allerbeste wäre schon, er würfe den Zwirnknäuel zum Teufel und hüpfte sich einmal recht aus. — Aber das Biegeleisen mußt du dir anhängen, sonst verträgt dich der Wind! denkt sich der Halter und pfeift das Liedchen:

Dreizehntholb Schneida
Wegn vierzehntholb Pfund
Und wann s' dös nit wegn,
So sein s' nit recht gsund!

Doch, das Handwerk in Ehren! es öffnet sich die Küchenthür und die Bäuerin naht mit einer Schüssel Krapfen!

Was ein rechter Schneider ist, der muß sechsmal des Tages essen können. Zum Frühstück hat er Milchsuppe und Haberbrot mit den Anderen, am Vormittag bekommt er seinen Kaffee; zu Mittag muß er beim gemeinsamen Mahle mit Hand anlegen; zum frühen Nachmittag kommen die Krapfen; die Jause und das Nachtmahl hat er mit den Hausleuten — ergo sechsmal essen.

Das Essen ist aber auch seine einzige Erholung, die halbe Stunde der Abenddämmerung ausgenommen. Das ist die

Zeit „zwischn Liachtn", die stets außer Haus zugebracht wird; der Meister verbetet, der Geselle vertändelt sie gewöhnlich mit den Mädchen in den Futterkammern. Alle übrige Zeit, von fünf Uhr des Morgens bis neun oder zehn Uhr Abends wird genäht. So kommt endlich der Samstag, die Bäuerin kocht das „Fuatgehkoch" und es ist Feierabend.

Der Handwerker kennt kein schöneres, freudenreicheres Wort, als dieses: Feierabend! darin liegt alles Glück, was er auf Erden zu genießen hat.

Der Feierabend beginnt gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags. Das vorgesetzte Mahl schmeckt nicht mehr, der Handwerker sehnt sich schon zu sehr in das Freie. Und dieses Hinfliegen dann durch Wald und Au, dieses Gefühl der Freiheit!

Und die Samstagnacht wird nicht geschlafen, da gesellt sich der Handwerker zum Bauernburschen — er hat ja auch sein Fensterl in der Gegend!

Der Vormittag des Sonntags wird der Kirche geweiht, der Nachmittag gewöhnlich dem Wirthshause oder man bleibt dort, wo man eben auf der Ster ist und zum Mittagsmahle geladen wurde. Für den, der ein Häuschen hat, ist es freilich besser; der weiß, wo er daheim und wo er nicht Handwerker ist, sondern einmal Mensch sein kann, bei Weib und Kind in trauter Sonntagsruhe. —

Im Spätherbste, wenn das Leder gegärbt ist, was der rationelle Bauer immer selbst thut, die Gärbsäure dazu hat er in den Baumrinden — so kommen die Schuster. Die versprechen zwar auch das Kommen monatelang, ohne es zu halten, aber der Bauer ist gewitzigt und wirbt schon um einige Monate früher, als er sie braucht. Wehe ihm aber, wenn die Schuster kommen, und er hat das Leder und das Drahtgarn

noch nicht fertig! Die Schuster sind nicht so harmlos wie die Schneider. Es ist schon geschehen, daß sie über den Bauer hergefallen, und ihn in die nasse, halbgegärbte Haut eingenäht!

Sie sind Herren im Hause und beanspruchen täglich ihren Braten und Wein und allerhand Anderes und der Bäuerin liegt ein Stein auf dem Herzen, so lange die Schuster im Hause. Deren sind gewöhnlich drei bis fünf, möglichst bepecht in der Kleidung, bleich im Gesicht, aber gewöhnlich jung. Auch sie scheppen ihre Werkstatt auf der Achsel stets mit, in einem Holztrühelchen haben sie ihr ganzes Werkzeug, und den Transport der Laisten muß der Bauer besorgen.

Der Schuster ist auch witzig. Ein gangbarer Schwank ist der: Er bittet ein Mädchen, wenn möglich, die Tochter des Hauses, daß sie ihm den schmutzigen Pechlappen, mittelst welchem er den Draht glättet, auswasche. Die Unerfahrene thut es, aber mit vergeblicher Mühe, denn der Lappen wird im Wasser immer schmutziger und klebriger und endlich verpecht sie sich die Hände dermassen, daß sie für Wochen gekennzeichnet ist. Das ganze Haus lacht dazu, aber der Schuster, der lacht noch am allermeisten; es gefällt ihm auf der ganzen Welt kein Witz so gut, als sein Pechlappenwitz. Nebstbei hat er noch den Vortheil, nun mit der Tochter des Hauses in einem ungezwungeneren Verhältnisse zu stehen, denn sie hat Pech und gehört nun halb und halb zu den Schustern.

Der Bauer muß überhaupt im Laufe der Schusterzeit ein wachsames Auge auf sein Weibspersonale haben; ist schon das leidige „Anmessen" sehr bedenklich, so sind die Pechgeschichten von entschiedener Wirkung.

Das ganze Haus athmet auf, wenn das letzte Paar Schuhe fertig am Nagel hängt. Die Bäuerin schleppt noch

den Sterlaib herbei, und legt ihn dem Meister vor — als Dank- und Bittopfer, daß er anderwärtig ihres Hauses wohlwollend gedenke.

So wäre mit dem Schuster die Handwerkerzeit vorüber. Zwar kommt im Laufe des Winters wohl noch die Näherin, der Tischler, aber die machen kein besonderes Aufsehen und unterscheiden sich im Allgemeinen nicht von den früheren.

Eigen ist es, wenn die junge Näherin mit dem Schuster oder Schneider gleichzeitig bei einem und demselben Bauern arbeitet, zwar der Tisch und das Handwerkerbett hat stets für Mehrere Raum, aber — sonst ist es eigen.

So läßt der Landmann Alles im eigenen Hause produciren, verwandelt dasselbe nach Bedürfniß zur Werkstatt und die Menschen müssen kommen und ihm dienen.

Aus den Tauern.

Im August des Jahres 1869 machte ich eine Fußreise in die Gebirge der westlichen Steiermark zwischen dem oberen Mur- und Ennsthale. Es ist ein verlassenes Stück Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Schönheit. Da fand ich kein gemeinsames Dorfleben und kein freundliches Kornfeld; da liegen einzelne Hütten fernab von einander, zerstreut in den Wäldern, Geschlägen und Firnen. Da hörte ich nicht die lustigen Lieder klingen, wie an der Mürz und an der Raab, sondern nur hier und da einen weithinhallenden Schuß und das ewige Rauschen der Wildbäche, die von den grauen zackigen Felswänden niederstürzen.

Kein Holzzaun scheidet am Waldessaum das Mein und Dein und keine Straße zieht durch das tiefe Thal; nur schmale Fußpfade haben hier einsam wandelnde Menschen getreten. Hier zieht der stämmige Holzhauer mit seiner Kraxe und dem schwerbeschlagenen Griesbeil, der berußte Köhler, der kühne Speiker, der gemüthliche Halter, der schmucke Gemsjäger und wohl auch der verwegene Wildschütze.

Da treibt das Töchterlein eines Holzhauers Ziegen über den Hang durch den Wald der Hütte zu. Diese ist ein stattlicher Bau, aus rohen Stämmen gezimmert. Weit steht ihr flaches, weißes Schindeldach über die Wand hinaus und

schützt den aus Baumrinden gebauten Ziegenstall und verschiedene Geräthe. Die Fugen der Wand sind mit Moos und Erde belegt und auch das Dach muß glatt und fest sein, denn es gibt häufige Stürme — es sind wenige Monate im Jahre, die nicht ihre Wintertage haben — selbst im August bin ich noch über klaftertiefen Schnee geschritten, den der nächstvergangene Winter in Schluchten und Niederungen zusammengeweht hatte.

Auch damals — ich denke mich noch lebhaft in eine solche Holzknechtwohnung hinein — war ein unwirthliches Wetter in den Bergen und ich war froh, daß ich ein Obdach hatte und einen Topf mit frischer Gaismilch. Gegen Abend kamen mehrere Männer in Regenmänteln mit Säge und Axt und anderen Werkzeugen, welche sie in die Ecken lehnten und dabei über das Unwetter fluchten. Das waren die Holzknechte. Nachdem sie sich bei meiner Wirthin erkundigt hatten, wer ich sei und was ich wollt, kümmerten sie sich nicht mehr um mich. Einige schärften an einem Schleifstein ihre Beile, Andere zogen ihre Bergschuhe aus und schlugen Nägel in die Sohlen, Andere besserten sich Rock und Beinkleid aus, während dem ein kleines, dickes Männlein auf dem Herd, der mitten in der Hütte stand, behend Feuer angemacht hatte. Das Innere der Hütte war ein einziger großer Raum. An den Wänden rings standen der Reihe nach die Pritschen angebracht, unter welchen die Mehl- und Schmalzbehälter und andere Möbel und Bedürfnisse ihren Platz hatten. An der Wand hat Jeder seinen Nagel mit der Lodenjacke und dem Wettermantel, hinter welchem der Unvorsichtige auch noch seine Büchse verbirgt, denn Wildschützen sind sie alle, die Söhne des Waldes hier.

Die Männer haben nun ihre verschiedenen Arbeiten beendet und stellen sich sofort um den Herd auf und schüren das

Feuer, daß es hoch aufflammt im dunklen Raume und die finsteren, bärtigen Gesichter grellroth beleuchtet. Hierauf stellt sich Jeder an der Gluth seinen „Gogg" (Pfannenhalter) zurecht und steckt die Schmalzpfanne an denselben, bis er brodelt und zischt. Inzwischen wird Mehlteig bereitet, der nun in die Pfanne kommt; das wird noch gerührt und gebraten und das Brennkoch ist fertig. Wer Eier hat, der kocht sich „Spatzen" oder „Hirschen"; noch ein Anderer brät sich auf die Gefahr der Einkehr des Jägers hin einen Rehschlegel. Indessen, der Jäger kehrt wohlweislich sehr selten in die Hütte des Wilddiebes ein — es ist schon Vieles geschehen und die Gegend birgt manches Grab erschlagener Waidmänner. — Es ist unheimlich anzuhören, wenn die wilden, düsteren Gestalten am Abend um den Herd sitzen und von Wilddieberei, Rauferei und noch Aergerem sprechen. In dieser Gesellschaft vermißt man alle steierische Gemüthlichkeit. Später erfuhr ich von einem Gutsbesitzer, der in jenen Gegenden Wald und Kohlenstätten hat, daß die wenigsten dieser Wildschützen Steirer, sondern eingewanderte Krainer, Tiroler, Italiener ꝛc. sind. Jedenfalls aber müssen sich die Meisten davon schon sehr lange in Steiermark aufhalten, denn die Mundart verräth ihre Abstammung kaum mehr.

Als das Nachtmahl gekocht war, setzten sich Einige mit ihrer Pfanne auf die Pritsche oder auf die Mehlkiste, Andere auf die Thürschwelle oder blieben gar am Herde stehen, um die „Hirschen" und die „Spatzen" gleich an der Stelle ihrer Entstehung zu verzehren. Ein langer, hagerer Bursche aß sein „Brennkoch" nicht allein, sondern in Gesellschaft des Gaismädchens, welches die Tochter des kleinen Dicken und die Geliebte des großen Hageren war. Dieser war in der Hütte aber auch der einzige Glückliche, der heute das Nachtmahl

mit der Trauten verzehren konnte. Zwar hat Jeder dieser Gesellen sein „Mensch", nur wohnt es oft weitab draußen im Mur- oder Ennsthale bei einem Bauer und trotz der schweren, ermüdenden Arbeit die Woche hindurch, läßt sich's der Holzknecht nicht verdrießen, am Sonnabend den oft fünf bis acht Stunden langen Weg zur Erwählten zu machen. Nur wenige Holzleute haben ihre Mädchen bei sich und leben in ihren Hochwäldern in wilder Ehe und ihre Kinder wachsen auf mit den Thieren. Es war ein merkwürdiges Weilen und Empfinden für mich in jener bedürfnißlosen und doch so unheimlichen Menschenwohnung. —

Heiterer sieht es in der Almhütte des Halters aus. Zwar hängt auch dort das Gewehr au der Wand, aber der Jäger läßt es ruhig hängen, weiß er doch, daß es nur zum Schutze gegen Raubthiere und schlechte Menschen da ist. Der Jäger kehrt gern beim Halter ein, hier findet er im stürmischen Unwetter gastliches Dach. Der Halter denkt nicht an das Dieben und Tödten; — lustig singend treibt er seine Herde über die saftigen Hochweiden und nichts in der ganzen Tonwelt würde wohliger zu seinem Gesange stimmen, als die hellklingenden Almglocken, welche vor ihm herziehen. Das geht gar herrlich zusammen, wenn der Halter singt:

Wann ih geah, geah ih schnell,
Wann ih sing. sing ih hell,
Wann ih jauz, gibts an Holl
Zu mein Diandl in Thol!

Und völli aus is s mit mir,
Seit ih weg bin von dir;
Seltn kema ma zsomm,
Weil ma gor so weit hom!

Wie Heimweh weht uns das entgegen, es bringt uns Kunde, daß auch im Herzen des rauhen Alplers der Liebe

Lust und Weh daheim. Aber er läßt sich nicht tief ein in schwärmerische Empfindelei — plötzlich schlägt er um; es gibt ja nicht bloß e i n Diandl; In langgezogenen jauchzenden Tönen singt er:

Ih woaß nit, sul ih auffi, sul ih owi,
Oda, sul ih ba da Mitt durchi gehn;
Die Diandln sein obn und sein untn,
Ba da Mittn und überoll schön!

Der Halter hat eine Welt von Liedern und Gedanken, einen Vorrath von praktischer Weisheit und Entsagungskraft in sich! Es ist ihm wie angeboren und er muß das haben, denn er kommt oft wochenlang nicht in die Gesellschaft der Menschen und muß sich in der starren Natur allein zu helfen wissen. Ihm ist die Religion unentbehrlicher, als Einem, und er weiß sich dieselbe auch so eng seinen Verhältnissen anzupassen, als sei sie einzig nur für den Halter gegründet worden. Gerade der Aberglaube ist es aber hier, der sein Wesen und Walten poetisch verklärt; die Natur unterstützt ihn hierin durch ihre Erscheinungen, die er sich stets nur auf dem Wege des Wunderbaren zu erklären weiß. So lebt sich sein Gemüth in einen eigenen Anschauungskreis hinein und im Herbste, wenn er in das Thal zurückkehrt, ist er oft ein wahrer Seher und Prophet geworden, und weiß gar geheimnißvoll Alles zu deuten.

Der Halter hat mehr als ein anderer Alpenbewohner zu kämpfen mit den Elementen; in allem Unwetter muß er auf seinen Höhen ausharren als treuer Hirt seiner Heerde, und manch' schreckliche Naturerscheinung lernt er kennen, welche dem gewöhnlichen Gebirgsbewohner fremd bleibt. Eben zur Zeit, als ich in jenen Bergen weilte, hatte dort die Macht der Elemente ein seltenes Unglück angerichtet. Ueber die Hochwarte (7455 W. Fuß hoch, in den Sölkeralpen) war eines

Tages um die Abendzeit ein Wetter im Anzuge und die Rinder flüchteten sich von ihren Weiden in den „Pfrenger", einen von einer Mauer umgebenen, dachlosen Raum. Der Halter sah die bleigrauen Nebel sich heranwälzen, hörte das Getöse des nahen Sturmes und suchte das Vieh noch schnell aus dem schutzlosen Pfrenger gegen die Halterhütte zu treiben, da lodert ein Blitz auf... Als der Halter wieder zum Bewußtsein kommt, liegt er an der Umfriedung des Pfrengers und neben ihm liegt eine Anzahl todter Rinder. Ein Nebelmeer hüllt ihn ein, ein Regenstrom saust nieder auf seinen wirren Kopf. Erst später gewahrt er zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, daß der Blitz aus seiner Heerde zwanzig Rinder erschlagen hatte.

Ich habe den Halter gesehen, er trägt jetzt einen gedörrten, am Palmsonntage geweihten Weidenkranz auf dem Hute — das schützt vor dem Einschlagen des Blitzes. —

Auch in der Hütte der „Brentlerin" (Sennerin) bin ich gewesen. Die Brentlerin hat kein Haus für sich, sie wohnt gewöhnlich mit dem Halter, dem Speiker oder mit dem Pechsammler zusammen, der nicht selten auch ihr „Loter" (Geliebter) ist. Die Almen gehören gewöhnlich zu großen Bauerngütern, die in fernen Thälern liegen und zu Anfang des Monats Juni ihre Heerden mitsammt einer Magd und einem Halter zur Milch- und Schmalzgewinnung hinaufschicken. Da führen sie nun ein freies, lustiges Leben oben, ein Leben, wie uns jenes der alten Hirtenvölker beschrieben wird. Mehl und Salz, ein paar Töpfe und einen dicken Lodenkittel nehmen sie mit hinauf; damit wissen die guten Leute nach ihrem Geschmacke das üppigste Wohlleben zu führen. Die Rinder werden förmlich zur Familie gezählt und oft klagt die junge Brentlerin all' ihr Herzwohl und Weh

einer Kuh, und findet richtig Beruhigung und Erleichterung, wenn diese sie mit treuen, gutmüthigen Augen anglotzt, und ihr das dargereichte Futter traulich aus der Hand frißt.

Die Frömmigkeit und die Liebe ziehen stets mit auf die Alm und richten sich recht bequem ein in der armen Hütte. Da ist auf dem besten und schicklichsten Platz in der Tischecke ein förmlicher Altar aufgerichtet, ja nicht selten findet man an der Wand eine wahre Bildergallerie, und es gibt im ganzen Himmelreiche keinen Vieh- und Wetterpatron, dessen Conterfei nicht hier in wahren Flammenfarben auf dem Glase prangte. Diese Heiligen entbehren auch des Opfers nicht. Da finden sich auf der Alpe verschiedene buntfarbige Steine, Tannenzapfen, Blumen, Hagebutten u. s. w., Gegenstände, die den anspruchslosen Gottheiten von jeher willkommen waren. Manche Almerin hat außerdem noch ihren ganz besonderen Patron, dem sie einen bunten Wachsstock oder ein paar rothe Aepfel aus dem Thale mitbringt. Da ist es vor Allem St. Florian mit den hohen, rothen Juchtenstiefeln, der sich der meisten Verehrerinnen erfreut.

So viel von der Liebe zu den Göttern. Was nun die Liebe zu Menschen betrifft, so kann von der hübschen Brentlerin am Ende wohl Jeder ein „Busserl“ bekommen, wer aber mehr verlangt, wird derb zurechtgewiesen, und wer wirklich keck werden wollte, der — die Brentlerinnen haben tüchtige Fäuste!

Indeß, dem einzigen Herzliebsten, dem die Almerin stets treu bleibt, ihm wird — wenn er kommt — nichts versagt.

Und er kommt nicht allzuselten. Ist er ein Holzhauer oder ein Jäger, oder ein Bauernsohn aus dem Thale — sein ganzes Denken und Sinnen bleibt die Alm und die Brentlerin. Ist er auch weit von ihr und wäre er gar auf

einem Holzfloß gegen die Stadt, so geht stets seine Lieb' auf und er singt das Almlied:

Wann da Schnea holt von den Olmen wecka geaht,
Wonn der Auswärt ah scho wieda grean dosteaht,
Frisches Lab und Gros wochst für die Küa und Kolm,
Muaß mar auffi wieder auf die Olm!

Wou holt d Sunn liabäuglt auf da greanan Hold,
Wou holt d Vögerl singen schön in dickn Wold,
Wou da Gugaz aufn hoachn Bam sih meldt,
Is holt s schöanste Platzl auf da Welt!

Wou da Gamsbouck lusti üban Felsn springt,
Wou die Brentlerin ollweil schöane Liabla singt,
Küah und Kolman gumppn (hüpfen) lusti ah dabei,
Is für n Jaga wul die größte Freud!

Kas und Buda bringt mar oft mei Brentlerin gmua,
Brot und Henik, Schmolzkouch gibt s mar ah dazua,
Und nouh s Beste z letzt, — vo den do bin ih still,
A Jeda konn sich denkn, wos er will!

So schickt es sich dann wohl auch, daß manches Mädchen, welches beim „Austreiben" ein blühendes Kränzlein in die Haare geschlungen hatte, beim „Abtreiben" im Herbst, wenn Alles sonst wieder bekränzt und geschmückt in das Gehöfte zieht, mit einem Strohkranz heim muß. Dann bleibt sie wohl gar mitten im „Haltersegen" stecken, den sie ihren Bauersleuten vorsagen soll.

Sonst aber ist der Tag, an welchem Menschen und Thiere von der Alm bekränzt und munter in das Thal zurückkehren, ein wahres Fest. Die Krippen in den Ställen werden gefüllt mit dem fettesten Klee und der Tisch mit den auserlesensten Fleisch- und Mehlspeisen für die Heimkehrenden. Was den Freundschaftsbund zwischen Brentlerin, Kuh und Halter betrifft, so bleibt er auch im Thale fest und treu. Der Winter geht hin unter schönen Erinnerungen und Hoffnungen, und

im Frühjahre, zur Zeit, wenn die Tannen blühen, ziehen Brentlerin, Kuh und Halter, neu verjüngt, wieder hinauf auf die schöne, grüne Alm. —

Ich hatte auf meiner Wanderung in den Tauern zum Glücke sehr ungünstige Witterung; zwischen den Felsmauern von dichten, bleischweren Wolken eingehüllt, fand ich mich wie in einem düsteren Kerker. Zum Glücke! denn dadurch wurde ich längere Zeit an jene Menschen zum Studium ihrer Lebensweise gefesselt, während ich bei heiterem Himmel vielleicht zu bald über jene Gegend hinausgeeilt wäre.

So mußte ich auch eine Nacht wegen heftigen Regens und Schneegestöbers in einer Köhlerhütte zubringen. Am Köhler, der mich freundlich und mit einem gewissen Humor aufnahm, war sonst nichts Weißes, als seine Haare unter dem breitkrämpigen Filzhut. Als er mir einen braunen Laib Brot vorgelegt und einen Krug Wasser dazu gebracht hatte, sagte er: „Seids froah, daß 's do seids; übers Gamsgebirg war heunt ka Migligkeit, schauts on den stockfinstan Nebl, der war grod recht zan okugln. Na, man därf sih nit gspoaßln, 's vageaht ka Summa, daß nit wer owolgg (abrutscht) — werds die hülzeran Kreuz scho sehn, wanns übri geahts übers Gamsgebirg. — Na, na, schauts nit so vazogg, so long, bis 's schöan wird, bleibts ba mir do; a Goasmilch, a Brot und aweng a Schmolz hon ih ah, und liegn thuats ba mir in mein Bett, ih gib eng schon a Pfoad, daß engere nit schwarz wird.

Nach dergleichen gewiß sehr liebenswürdigen Anerbietungen verließ er die Hütte und in wenigen Minuten darauf sah ich ihn durch das Fensterlein am vorüberrauschenden Wildbach kauern. Er achtete es nicht, das ihm die eiskalten Regentropfen in das Gesicht schlugen, war dieses doch bald

selbst so hart und verwittert, wie die zerklüfteten Felsen oben, an deren Fuße die Tannen im Winde rauschten. Der Mann beugte sich nun gar über den Bach und griff mit weit ausgestreckten Aermeln in das Wasser. Was er doch thun mag? dachte ich mir, aber bald sah ich es, er fing Forellen. Sehr heiter kam er mit mehreren Stücken in die Hütte zurück und sagte, daß er nun schon ein rechtes Nachtmahl für mich bereiten werde. Aber man müsse bei derlei Zeug auf der Hut sein, der Teufel führe den Fischer oft just im ärgsten Unwetter daher und so weit könne es gleich kommen, daß er, der Köhler, als Fischdieb seiner Stelle entsetzt würde!

Der Mann hat auch einen Sohn, der aber Tage lang nicht nach Hause kommt. Der, erzählte mir der Alte, klettere oben bei den Gemsen herum und grabe Speik; er lebe oft gerade nur von Wurzeln und Kräutern. Ich äußerte meine Besorgniß, daß es in solchem Wetter für den Sohn auf den Felsen ja auch gefährlich wäre. „Ah, geahts weida!" versetzte hierauf der Köhler: „Wos enk nit einfollt! Glaubts, weils ban enk nit geaht, geahts ban uns ah nit! Mir sein mit die Gamsn geburn und aufgwochsn und an Einhoamischa kennt sein Bodn und sein Steig und follt nit. An oanzigsmol hots mih gworfn, in mein Lebn, selm aufn heiln (schlüpfrigen) Stodtpflosta, wir ih ols Fößer amol z' Graz bin gwesn! Derowegn grimts enk um mein Buabn nit, der is heunt guat obn in ara Klupsn (einer Kluft) und mocht eahm a Fuir. Morgn wird er scho kemmen, und wanns wöllts, führt er enk üba d Olm.

Ich habe den Alten auch gefragt, wozu die Menge von Speik, die auf den Alpen gegraben wird, denn eigentlich verwendet werde? Darauf entgegnete er mir:

„Jo mei, zu wos wird er dann braucht wern! ins

Wällische und ins Türkische geht unsa Speik do holt eini; hörts, dös is a so: da Wällische mocht eahm davon a guate Speiksolm und schmiert sih on damit, sist kimmt er z schmeckn in der Hitz, no und da Türk braucht gsunde Speikbäda, sist dedlt er o! (sonst verwelkt er!)"

Der Alte hat auch seine Gedanken, dachte ich mir.

Als es schon finster war und die Forellen bereits lustig am Herdfeuer kochten, sprach noch ein großer, bärtiger Mann mit dichtem Lodenmantel und einem umfangreichen Korb auf dem Rücken ein. Er stellte den Korb auf den Boden und machte sich auch sonst bequem. Der war ein Pecherer. Das ist Einer, der in den Wäldern das Tannen- und Fichtenharz sammelt und daraus durch eine Art Destillation das Pechöl bereitet. Auch der treibt unerlaubtes Gewerbe, denn das Anhacken der Bäume, um daraus das Harz zu gewinnen, ist verboten, weil dadurch das Wachsthum des Baumes sehr leidet, ja oft sogar das Absterben desselben herbeigeführt wird. Pecherer, die den Händen der Förstergehilfen entgehen, werden wohlhabende Leute, sonst aber werden sie als Waldfrevler bestraft.

Der Mann, welcher noch so spät in die Hütte gekommen war, hatte dem Köhler mancherlei zu erzählen, unter Anderen auch, daß man oben an der hohen Wand das Gerippe eines Verunglückten gefunden habe.

„Hon mas wul denkt," meinte der Alte darauf, „daß Oana leit (liegt) obn, weils Wetta gor koan Fried geit (gibt). Schauflt's 'n ein wes (bald), daß mar a schöane Zeit kriagn, der Monn do will ah üba d Olm!"

Es herrscht dort nämlich der Glaube, daß, so lange ein unbegrabener Verunglückter im Gebirge, kein günstiges Wetter zu erwarten sei. —

Es gibt viel wilde Leidenschaft unter den Bewohnern

jenes verlornen Gebirges. Die Menschen leben zwar zusammen in ihren Hütten, aber sie lieben sich nicht. Ihr Wesen ist rauh; aber Eines lieben sie in schrankenloser Leidenschaft und in dem sind sie Alle gleich; ihr einzig' Sinnen und Sehnen hängt an der Büchse und an der Gemse. Wer einen Wildschützen in der Dämmerstunde lauern sieht, wie er kniend, seinen „Stutzen" in der Hand, durch das Dickicht späht, der wird das merkwürdige Bild nicht vergessen. Es ist ein Unstätes in allen Gliedern, ein Zucken in den rauhen, finsteren Zügen und aus den blitzenden Augen flammt eine Mordlust — nicht zu beschreiben!

Jetzt kommt sein Gegenstand in die rechte Stellung, er fährt mit dem Stutzen langsam an die Wange — sein Finger liegt am Hahn, aber noch bevor er abdrückt, kracht ein anderer Schuß und die Gemse stürzt. Er springt auf und stößt einen Fluch aus. Hat ihm der Jäger das Wild weggeschossen? Gut denn, so gelte es den Jäger — er will nicht umsonst geladen haben! Aber es war kein Jäger, ein Gefährte war's aus der Hütte. Den mag er nicht tödten, aber hassen muß er ihn und zu guter Stunde sich auch noch rächen. Und eben vom Wildern kommen die meisten Feindschaften zwischen den Holzleuten, Köhlern, Speikern u. s. w.

Und diese Feindschaften sind gar zähe, die halten — wenn sich die Feinde nicht früher todtschlagen — bis in die Greisenzeit fest. Glüht doch der Greis selbst wieder auf, wenn er an das Wildern denkt, und wenn er sich zum Todbette einen Priester herholen läßt, so ist wohl seine erste Frage an denselben: „Hobs do auffa ka Gamsl nit gsehn?"

Ja, sie sagen es keck heraus, sie machen kein Hehl, daß sie „schießen". Gott habe das Wild einmal für die armen Leute erschaffen und nicht für die Großköpfe draußen, die

ohnehin im Ueberfluß leben, und die Jäger seien nichts anderes als Diebe — die eigentlichen Wilddiebe, und wenn ein Jäger und eine Gemse nebeneinander stünden, so solle man eigentlich zuerst den Jäger und dann erst die Gemse niederbrennen! — Das ist so die Ansicht dieser Leute und bei Gott, es ist ihnen Ernst damit!

Der Jäger ist ihr Todfeind. Er ist nicht bei ihnen aufgewachsen, sondern kommt gewöhnlich immer von draußen herein. — Alle halten sie zusammen, um ihn zu verfolgen, es sind sogar Preise darauf gesetzt: „Bua", sagt der Vater zu seinem Sohne, „Bua, so long, as d ma kan Jaga durchprüglt host, därfst ma ka Mensch hobn!"

Aber dergleichen muß stets in strengstem Incognito gehalten werden, denn wenn der Jäger einen Wildschützen erkennt, so macht er sofort die Anzeige beim Gutsbesitzer und der Mann wird verhaftet und für Lebenszeit außer Arbeit gesetzt.

Der Jäger des Tauern ist wohl durchaus nicht zu beneiden. Er gehört zwar zu den zahmeren, gebildeteren Menschen draußen im Thale, aber er darf bei ihnen nicht bleiben. Seine Waidtasche wird ihm angestopft mit Speck und Brot und Schnaps, und so muß er fort hinein ins Gebirge auf Tage lang, muß die Hirsche und die Rehe und die Gemse oder den Auerhahn ausspähen und hüten und wahren, — muß für die nächste Lustjagd des Gutsbesitzers sein Leben einsetzen. Ach was! der Jäger hat schon auch seine gehörige Portion Trotz bei sich; wenn er Pulver und Blei in die Waidtasche steckt, so denkt er dabei nicht an das Wild, welches er ohnehin nicht schießen darf, sondern an die Wildschützen! Er weiß gar wohl, daß er in Feindesland zieht und kehrt, mit Ausnahme beim Halter oder bei der Sennerin in keine Hütte ein. Er hat in

den Felsen seine Höhlen und Klüfte, da hinein begibt er sich, wenn die Nacht kommt. Er macht nicht einmal Feuer, denn das könnte ihn verrathen; auf einen Stein setzt er sich, verzehrt ein Stück Brot mit Speck und spricht der Schnapsflasche zu, — da drinnen ist Wärme und Leben, — Alles, was er sich von den geselligen Menschen mitgenommen hat für dieses einsame Schlafgemach im Gebirge.

Nach solchem Abendbrote greift er noch einmal nach seiner Büchse, ob sie wohl in gehörigem Zustande. Sie ist sein Erstes am Morgen, sein Letztes am Abend, sein Freund und Liebchen; er hält sie noch lang' und fest in den Händen, bevor er sie nebenan hinlehnt. Dann schlägt er sich tief in seinen Lodenmantel und, das Haupt an den Felsen gelehnt, schlummert er ein. — —

So leben sie, die Menschen dort oben, in ihrer eigenen Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Größe — kalt und abgeschlossen für Alles, was uns erfreut und beseligt. Mit finsteren Blicken haben sie mich beherbergt und doch gastlich.

Ich habe ihnen für die großartigen Eindrücke, die ich mitnahm, nichts zurückgelassen, als einen Wunsch:

Für euch, ihr Männer des Waldes, sind die dunkeln Hütten, in denen ihr wohnt, gut genug, aber eueren Kindern bauet feste, lichte Häuser — Schulhäuser!

Wildschützen.

Mitternacht ist vorüber. Es ist eine Frühlingsnacht, aber über die Alpen zieht eisig kalte Luft und die Hochwartspitze ist in dichten Nebel gehüllt. Man sieht in zweifelhaftem Schimmer einzelner Sterne nichts, als die matten Umrisse der Hochgebirge und hört nichts, als das ferne Rauschen des tief unten strömenden Wildbaches. Aber nun wird es plötzlich in einer Felsenkluft lebendig; ein Mann kriecht hervor und horcht. Noch schlägt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an, aber der Mann nimmt einen Schluck aus seiner Waidflasche, zieht den Ueberrock fester, hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekannten Fußsteig über seichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Das ist der Förstergehilfe Josef. Er geht „auf den Hahn", nicht, um zu schießen, das steht dem Gutsbesitzer zu, der zu einer großen Hahnenjagd auch bereits Gäste aus der Stadt geladen hat; Josef hat zu bewachen und geht heute eigentlich auf Wildschützen aus. Wohl schläft zu so früher Morgenstunde der Hahn noch, aber der Wildschütze ist schon wach und sicher auch schon irgendwo auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt sein. Wildschützen gibt es gar viele in der Gegend und auch solche, die den Jäger mit derselben Kaltblütigkeit niederschießen wie das Wild. Josef passirte eben die Stelle,

wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten theilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen. Josef stieß hier den Stock etwas fester in den Boden und ging ruhig weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon blieb er stehen und horchte. Der Hahn meldete sich noch nicht, aber unten, unten in der Schlucht, da war es wie das Klopfen eines Ladstocks im Rohr. Josef beschloß, hier zu warten — er muß ja kommen. Plötzlich rauschte es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldete sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde, bis der Wildschütze heraufkommt, denn er kann sich nur während des Pfalzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Während dem bricht der Tag an, es wird lichter und Josef verbirgt sich hinter einem Baum. Der Hahn pfalzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer, stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblicke schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn pfalzt wieder; nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten — plötzlich steht er vor dem Wildschützen und sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!"

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwidert ebenso kurz und trotzig: „Guten Morgen!"

„Du wirst nicht recht sein, da, Hans", meint der Jäger „was willst denn hier thun?"

„Den Hahn werde ich mir schießen", entgegnet der Andere und will langsam weiter.

„Wirst mir aber deine Büchse geben müssen!"

In dem Augenblick schwieg der Hahn und flog ab.

Der Wilderer hatte seinen Stock zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich getroffen; er ist wüthend — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersaust sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr ächzend fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jetzt genug, Hans!"

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zu Grunde richten darf? — so frug es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Noth getrieben, er hat viele Kinder zu versorgen. Die werden jetzt erwachen und sich um den Vater und um ein Morgenbrot umsehen, und — „steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!" rief der Jäger. Er bedauerte seinen Gegner; er kannte die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigtesten Wilddiebe bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstgehilfen machte.

„Aber mach' keine blöden Possen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe Dir auf die Beine."

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, Du hast mir viel gethan!" preßte der Wilderer heraus und tappte wie ein Halbblinder nach der Dargereichten: „Das geht Alles so herum jetzt — ach, das ist arg — Du hast mir gar den Kopf eingeschlagen."

Der Jäger richtete ihn auf und ließ ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen konnte.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?" fragte Hans, aber seine Stimme bebte.

Josef antwortete nicht, er trocknete das an der Hand hervorströmende Blut und legte Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, das hab ich gar nicht gewußt, daß Du so gut bist, Josef, und einen Schluck Branntwein, gelt, den gibst Du mir auch?"

Der Jäger reichte dem Wilderer seine Flasche, dann verband er ihm die Hand und fragte: „Ist Dir nun besser, Hans?"

„Viel besser", murmelte dieser und schloß die Augen. Seine Brust wogte hoch — seine scharfen Mundwinkel zuckten.

Josef netzte die Schläfe des Verwundeten mit Branntwein. Hierauf richtete sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlagen, Josef!" sagte er traurig und faßte des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen und Du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenpfalz nicht mehr zusammen".

„Laß das gut sein und geh' jetzt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse, die mußt Du mir lassen, Hans, es ist meine Pflicht".

„Nein, Jäger, das mußt Du mir nicht anthun, schau und wenn ich Dir's abkaufen muß, ohne den Stutzen da —"

Er griff langsam nach dem Gewehr, sein Arm war noch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; — es ist ein Erbstück und immer meine Freude gewesen — so habe ich Dir — mit diesem Gewehr auch — den Jäger Simon niedergeschossen ..." In diesem Moment kracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ha, er stürzt — ein prächtiger Auerhahn — ihr Hunde!" krächzt Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. — Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht — dießmal that Hans den Aufschrei und machte einen hohen Sprung — stürzte dann zu Boden. — Jetzt brauchte er die Ohnmacht nicht mehr zu heucheln — ein dichter Blutstrom quoll aus seinem Schenkel.

Aus dem Dickicht eilte nun ein Mann in Holzhauerkleidung auf den Jäger zu; die Flinte ließ er sinken und riß sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef war nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen sprang der Strahl. — Fort vom Todten, mit einem schweren Fluch zum Sterbenden hin stürzte der Holzhauer. Er hatte Alles vom Dickicht mit angehört. Auch er war Wildschütze und sicher kein Freund des Jägers, aber solchen Frevel mitanzusehen, empörte ihn — sein Rachegefühl wuchs zur wilden Leidenschaft — hoch schwang er den Kolben und schmetterte ihn nieder auf den Schädel des Köhlers.

Den Jäger mit durchschossener Brust, den Wilderer mit zerschmettertem Schädel — so hatte man die beiden Leichen im Walde gefunden. Nach Jahren erst hat jener Holzhauer, als ein zum gemeinen Dieb herabgesunkenes Individuum eingebracht, vor den Gerichten den wahren Sachbestand der Begebenheit geoffenbart.

Eine Waldwanderung.

Ich und die Zugvögel, wir haben in Vielem die gleiche Manier. Im Winter, da sieht und hört uns Niemand draußen im Alpenlande; den nackten Lärchenbaum und die eisige Tanne überlassen wir stets der Ammer, den Schneemeisen und den Gimpeln. Kommt aber unser goldener Lenz, da ziehen wir mit jungem, frischem Leben laut jubelnd in unsere nördlichen Wälder.

Aber wenn ich dann so zwischen hohen weißbemoosten Stämmen dahinstreiche, zeitweise einen eben erwachten Schmetterling verfolge, wie ein achtjährig' Büblein, dann mich aber doch wieder stillsinnend in das blühende Heidekraut niederlasse, so komme ich mir, mitten in der lebendigen Natur doch oft vor, wie ein einsamer Spatz. Mit den bunten Maiblumen am Bache, mit den Finken auf den frischgrünenden Aesten und mit den Lerchen im Himmelsblau, ist eigentlich doch nicht so viel anzufangen, als die Dichter fabeln. Die Wesen des Waldes, scheint es, leben ganz von Frühlingsäther, sind entzückt von einander und von der Natur und wollen mit Unsereinem nicht viel zu thun haben. Selbst der Kukuk kümmert sich den Kukuk um das Krümmchen Menschheit am Fuße des Baumes.

Dergleichen mag ich gedacht haben, als ich, ein Wanderbursche, im Moose unter einer Schwarzfichte ruhte, den lustig

ernsten Kukuksrufen zuhörte und dabei halb träumend nachzählte, wie viele Jahre mir einsamem Spatzen noch beschieden.

„Hallo! hab' Geld bei mir!“ hörte ich plötzlich hinter mir rufen. Es war eine helle Stimme und ich wendete mich nach der Seite hin, um zu sehen, wer denn der sei, der Geld bei sich habe.

Ein Mädchen kam herangesprungen, sein buntes Kleidchen und sein loses, goldfarbiges Haar flatterte lustig in der Mailuft.

Mit einem Lederbeutelchen hoch in der Rechten eilte es gegen mich zu und rief in einem fort: „Hab' Geld bei mir, hab' Geld bei mir!“

Ich richtete mich auf und sagte: „Grüß dich, Diandl!“

Da blieb es stehen, sah mich groß an und sagte halblaut: „Was will denn der da? — Alles kann ich Ihm nicht geben, denn ich muß zum Kaufmann um Bänder. — Wenn Er mit einem Groschen zufrieden ist?“

„O du Goldkäfer, dein Geld brauch' ich nicht, aber mit dir gehen will ich ein wenig, weil ich den Weg verloren habe.“

„Das ist mir schon recht; wenn man so ganz allein durch den Wald geht, wird Einem völlig die Zeit lang, und dort drüben — sieht er die schwarze Buche dort? in derselben soll eine verlorne Seel' sein; und in der Nacht sieht man oft ein Lichtlein da herumschwimmen, das ist der Geist vom verstorbenen Halterbauer, weil der immer die Grenz' gefälscht hat. Aber jetzt fürcht' ich mich gar nicht mehr, hab' heut' ein närrisch' Glück.“

Ich glaubte, mit dem närrischen Glücke meinte sie das Begegnen mit mir und ich wollte, ein klein wenig zärtlich werdend, ihre Hand fassen. Doch diese hatte einen frischen Lerchenzweig und schlug mir damit auf die Finger.

„Bin aber so froh, daß ich gerade heut' den Kukuk hör' und Geld bei mir hab'; aber warum schaut Er mich denn so an? Das wird Er doch wissen, daß es viel Glück und Geld in der Zukunft bedeutet, wenn man im Frühjahr, am selben Tag, wo man den Kukuk zum erstenmal hört, Geld bei sich hat!"

„Ei? Nu, sieh, ich hab' auch Geld bei mir."

„Und hört Er den Kukuk heut auch zum erstenmal in diesem Jahre?"

„Das nicht, aber dich seh' und hör' ich zum erstenmal."

„Das bedeutet nichts, man muß den Kukuk hören," sagte sie und hüpfte fort. Ich stolperte hintenher und rief ein um das andere Mal: „Mädchen, ich komm dir ja gar nicht nach!"

„Möcht' heut' schier am liebsten tanzen, weiß Er, ich —" jetzt eilte die Kleine auf mich zu und rannte mir ins Ohr: „Ich heirathe!"

„Wirklich! und wohl gar mich, was?"

„Nein, Ihn nicht, aber den Keulhauser Bartl; ja, und gestern sind wir schon beim Pfarrer gewesen und da hat mir der Herr Pfarrer was zum Auswendiglernen aufgegeben, wart Er nur, wie fängt das an, ja: das Sacrament der Ehe ist eine unauflösliche Verbindung, durch welche zwei ledige christliche Personen, Mann und Weib — Mann und Weib — so fängt es an und weiter kann ich's noch nicht."

Das Mädchen war heiter, wie die Lerche.

„Und jetzt geh' ich einkaufen für's Brautkleid," erzählte es, „und da soll Er einmal sehen, was ich für ein schönes Kranzl hab'; das ist ganz schneeweiß und hat grüne Blätter und am Frohnleichnamstag bind' ich immer noch einen Stamm Rosmarin dazu. Weiß Er, was dumm ist? Daß man, sobald man einmal einen Mann hat, kein Kranzel mehr haben darf.

— Ei, schau Er doch, so schau Er!" — Das Mädchen blieb stehen und hielt mir die flache Hand vor. Ein Marienkäfer stand darauf und kroch gegen den Daumen.

„Das mißt mir jetzt die Brauthandschuh' an," jubelte das reizende Kind und hielt die Hand lange unbeweglich vor sich hin. Dann hob das Mädchen langsam die andere Hand und mir mit dem Zeigefinger Ruhe gebietend, begann es, gegen das Thierchen gewendet: „Himmelkäferl, ich frag' dich, wie lang soll ich noch leben? Ein Jahr? — Zwei Jahr? — Drei Jahr? — Vier Jahr?" Und so zählte es fort. So viele Jahre man zählen kann, während das Marienkäferchen auf der Hand ist, so viele hat man noch zu leben.

Als das Mädchen schon bei vierzig und fünfzig war, krabbelte das Thierchen noch immer auf der flachen Hand.

Und als die Kleine gar schon bis zu sechzig gezählt hatte und der Käfer noch immer nicht fortfliegen wollte, sagte sie: „Jetzt zähl' ich aber nicht mehr weiter, länger mag ich nicht leben. Für meinen Bartl gilt's jetzt; du liebes Himmelskäferl, ich frag' dich, wie lang —"

In diesem Augenblicke breitete das Thierchen seine bunten Flügel aus und flog davon.

Es flog lustig hin und hoch auf gegen die Kronen der Bäume und das Mädchen sah dem Käferchen lange nach und war betrübt, daß ihm über seinen Bräutigam keine Kunde geworden war.

Ich pflückte ein rothes Blümlein, das man bei uns daheim Herzenslieb heißt und legte es der Jungfrau auf die noch immer offene Hand. „Das gib deinem Bartl," sagte ich, „es bedeutet auch ein langes Leben."

Als ich wieder allein war, hatte ich allerhand merkwürdige Gefühle im Herzen und ich suchte nach einem

Marienkäferchen, auf daß es mir die Brauthandschuhe anmesse. Hab' aber keines gefunden. —

Es war an demselben Tage, als ich auf meiner Wanderung durch den Wald zweien Männern begegnete. Der eine hatte einen schneeweißen Bart, beim andern stach der blonde noch kaum hervor.

Da es schon gegen Abend war, bat ich den Alten, daß er mir den Weg in den nächsten Ort zeige.

„Kommt's halt mit uns," sagte er, „wir gehen ja auch nicht mehr lang' im Wald herum und zum Feierabend sind wir daheim.

So ging ich mit. Allein, die zwei Männer kümmerten sich wenig um mich und ließen mich nur so nebenher mitkommen.

Sie sprachen eifrig miteinander und der Junge blickte mit seinen blauen Augen den Alten immer so treuherzig an und nannte ihn Vater; dabei fuhr er sich nicht selten mit der Hand über die linke Wange, die etwas geschwollen war.

„Und halte mir ja Zucht und Ehren im Haus, wie ich es gethan hab'," sagte der Alte, das Gespräch fortsetzend, „thu', wie ich gethan hab' und wie dein Großvater und Urgroßvater gethan haben. Schaffe dein Hauswesen recht. Hof und Wald und Feld regiere du, im Hause aber lasse deinem Weib das Vorrecht, da versteht es mehr als der Mann. Sonst sei Herr über dein Weib, und die Kinderzucht behalte selbst im Aug', die Mutterhand versteht die Ruthe nicht zu führen. 's wird mir schon recht sein, Bartl, wenn ich Enkel krieg' und — aber jetzt paſſ' auf, da ist wieder ein Stein. Es ist der fünfte und da drüben ist der Gerstmeiergrund, merk' dir's!"

Bei diesen Worten erhob der Alte seine Hand und gab dem Jungen eine Ohrfeige.

Dieser verzog keine Miene dabei, blickte zu Boden und ging wieder ruhig neben seinem Vater her.

„Und thu' mir auch gegen die Nachbarn recht," fuhr der Greis fort, als ob der Zwischenfall gar nicht gewesen wäre, „und hüte dich wohl vor unrechtem Gut! Schau, die alten Leut' haben gesagt:

Wer stiehlt einen Arm voll Streu,
Dem schneidet ab den Daumen;
Und stiehlt er ein Büschel Heu,
So nehmt ihm der Daumen zwei;
Und stiehlt er neun Aehren vom Feldessaum,
So hängt ihn auf den höchsten Baum;
Und stiehlt er dem Nachbar ein Stücklein Brot,
So straf ihn Gott in der höchsten Noth!

Und das vergesse auch nicht, mein Sohn: wer an der Grenze einen Merkstein verrückt, der hat keine Ruh' im Grab, und sein verwünschter Geist ist mit neunmal neuntausend Ketten an den Merkstein gefesselt und hat keine Erlösung, so lang der Stein nicht wieder auf seinem rechtmäßigen Platz steht."

Ich versuchte sanft auf den Boden zu treten, daß das Geräusch der zertretenen Reiser mich um keines der merkwürdigen Worte brachte.

So waren wir eine Zeit gegangen, als wir plötzlich wieder vor einem viereckigen, aber bemoosten Grenzsteine standen.

„Das ist der sechste und da drüben ist der Hofbauerngrund, merk' dir's," sagte der Alte und gab dem Sohne eine Ohrfeige.

„He, warum schlagt ihr ihn denn?" frug ich erstaunt, aber ohne mir Antwort zu geben, gingen sie weiter.

Fort und fort gab der Greis seinem Jungen Lehr und

Rath. Wir gingen durch Wald und Felder und noch zu drei Steinen kamen wir, bei welchen der Junge stets seine Ohrfeige erhielt.

Als wir ziemlich spät am Abend in das Dorf kamen, gingen uns viele Leute entgegen und mehrere heitere Burschen nahmen den Bartel in ihre Mitte, lachten über seine hochaufgeschwollene Wange und umarmten ihn.

Endlich kam gar das Mädchen, dem ich im Walde begegnet, herangehüpft, faßte den Bartel an den Händen und sagte neckend: „Nu, hast du es gemerkt?"

Der Bauer, mit dem ich gekommen, war der alte Keulhauser. Er trat nun ganz nahe zu mir und bot mir eine Nachtherberge in seinem Hause an; wenn sie mir nicht zu schlecht wäre, so sollte ich nur mit ihm gehen.

Ich ging mit ihm und als wir durch den Baumgarten gegen seinen Hof schritten, sprach er: „Ihr habt mich oben im Walde gefragt, warum ich meinen Buben schlage. Auf dem Grenzgang kann man auf so was nicht Antwort geben, aber jetzt schon, wenn ihr's wissen wollt. Schlechtes hat der Bub nichts than, das dürft ihr mir glauben. Schaut, es ist bei uns da herum halt einmal so der Brauch. Wenn ein Bauer seinem Sohn Haus und Grund übergibt, so führt er ihn um seine ganze Besitzung herum und bei jeder Grenzmarke gibt er dem Jungen eine Ohrfeige, zum Zeichen, daß sich dieser die Grenze wohl merken und dieselbe in Zukunft nicht verrücken soll. Unsere Alten haben es so gemacht und wir machen's halt auch so. Mein Bub, das ist so ein Elementer, der hat sich eine Hauswirthin ausgesucht, da die Steingraber Liserl — bin selber verbrennt in das Teufelsmädel — nun und da gibt er euch jetzt keine Ruh', so lang ich ihm nicht zur Hauswirthin das Haus geb'. — Ja, und daß ich euch

vom Grenzweg noch was erzähl', bei den Gemeindegrundstücken kommt das alle zehn Jahre vor, so oft die Grenze erneuert wird. Da gehen die Aeltesten der Gemeinde aus und nehmen die Jungen mit und diese suchen die Merksteine, wie sie an den Endrainen und Rändern verschiedener Grundstücke aufgestellt sind. Für jeden Merkstein, den ein Bub im Walde, auf der Alm oder auf den Wiesengründen findet, bekommt er von den Aeltesten einen Silberzwanziger und eine Ohrfeige; ein Merks, wie es sich seit uralten Zeiten zu uns fortgeerbt hat und noch weier forterben wird. — So, das hab' ich euch erzählen wollen, weil ihr gar so neugierig seid. Und jetzt sind wir daheim, das ist mein Haus, geht mit hinein in die Stub', die Bäuerin wird uns wohl was zu essen bringen."

Es war schon dunkel, aber im Hause ging es noch lebendig zu. Da wurde gewaschen und gescheuert und gekocht und in allen Winkeln und Ecken auf die Hochzeit vorbereitet.

Als wir beim Essen waren, erhob ich den Mostkrug und rief: „Die Brautleut' sollen leben!"

„Ja, ist schon recht," entgegnete die Liserl, „schau Er nur, daß Er bei seinem närrischen Herumfuchteln den Krug nicht zusammenschlägt!"

Ein Sohn des Waldes.

Es war im Hochgebirge.

Ich saß auf einem grauen Stein und starrte auf den braunen, moosigen Boden vor mir. Nur einmal blickte ich hinaus in die Berge und Thäler.

Heute, da ich bequem in meiner Stube sitze, kommt mir die Aussicht, die ich damals vom grauen Stein aus hatte, wunderbar schön vor. Dieses herrliche Alpenland mit seinen lichten Höhen und goldenen Felsenkanten, mit seinen dämmernden Wäldern, mit seinen düsteren Schluchten und mit dem Fernblick in das Hügelland und in die blaue Ebene hinaus, wo die Menschen wohnen — es ist eine Hochstätte der Glückseligkeit!

Und damals saß ich auf dem Stein und stützte den Kopf in die Hand und starrte gar trüb auf den braunen Boden.

Ich hatte so brennenden Durst. Kam heute schon von unten herauf, von der Köhlerhütte, wo ich mich für die Nacht auf die Strohpritsche gelegt hatte, weil die Hütte sonst unbewohnt war. Ich hörte die ganze Nacht ein Wässerlein rauschen und dachte dabei an die Gipfel der Alpen, die ich ersteigen wollte.

Und gegen Morgen, als das erste Vogelzwitschern durch das offene Fensterlein drang und kühle Luft hereinströmte,

brach ich auf und eilte frisch und munter aufwärts durch Geschläge und Wald, über Blösse und Heideland, bis ich am hohen Vormittag dort ankam, wo das Gebirge kahl zu werden beginnt und wo zwischen Moos und Federgras die grauen Steine liegen.

Der Himmel war dunkelblau, die Sonne erschien mir kleiner, als sonst, aber ihre Strahlen waren glühender, als ich sie je gefühlt. Kein Lüftchen zog; kaum hörte ich die Stimme eines fernen Vogels — es war so still und einsam.

Das ist die Weihestunde und hier ist die Stelle, wo sich Himmel und Erde küssen.

Ah was, Albernheit! — Ist denn kein Schluck Wasser zu haben!

Ja freilich, wer noch eine Stunde aufwärts gehen könnte, dort oben läge vielleicht in einer Niederung ein Rindchen Schnee — da könntest du dich laben, mein Herz, und dann erfrischt hinwandeln über die Felsenkanten und die Herrlichkeiten der Erde schauen!

Ich zog ein Stück Brot aus der Tasche, schob es aber wieder zurück, denn so ein Bissen reizt den Durst noch mehr.

Ich raffte mich auf und die schiefe Richtung gegen eine Felsengruppe einschlagend, wandelte ich durch Steinklötze und Wachholdergesträuche weiter.

Aber als ich zwischen den Felsen stand, hinter denen ich, nach einer früheren Orientirung, sanft aufsteigenden Boden vermuthete, senkte sich vor mir ein tiefer Abgrund. In der Tiefe war eine Gruppe von Tannen und Laubgebüschen und aus demselben schlug Wasserrauschen an mein Ohr.

„Da ist ja ein Bach!“ rief ich aus und fand bald einen Steig, der mich in die Schlucht hinabführte.

Da stand ich denn plötzlich in einem dunkeln Wäldchen,

welches an drei Seiten von Felswänden umgeben war. Am Boden wuchs Heidekraut, blauer Enzian, Brombeergesträuch und anderes Waldgestrüppe. Und als ich noch einige Schritte weiterging, da sprudelte vor mir aus grün bemoostem Gesteine eine Quelle — und da sank ich nun hin und trank.

Als ich mich erhob und mir den Mund trocknete, dachte ich: Das Wasser ist doch das Beste in der Welt!

So sehr die Quelle sonst entlegen und versteckt schien, so mußte sie doch öfters besucht werden, denn das natürliche Steinbecken war sorglich von Waldkresse gereinigt und nebenan fand sich gar ein aus Baumrinde niedlich geformtes Schöpfgefäß.

Eher, als ich wohl ahnen konnte, sah ich meine Vermuthung, und zwar zu meiner äußersten Ueberraschung bestätigt.

Vor mir stand eine Gestalt, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ein Mensch war's, das sah ich wohl, ein Mann mit hageren Gliedern, ausgezehrtem, sonnverbranntem Gesicht und wüst struppigem Barte.

Ein grobes, braunes Hemd trug er am Leib, welches ihm bis über die Knie ging. Die Fußbekleidung war von Baumrinden, und Schürze, Brustlatz und Kopfbedeckung war aus Binsengeflecht. Sein Auge war hohl und matt und rollte unstätt umher. In der Hand hielt er einen knorrigen Stab. So stand er vor mir.

„Bist durstig geworden?" sprach er mich an.

Dieses freundliche, fast weich ausgesprochene Wort aus dem Munde der wilden Gestalt überraschte mich von Neuem und ich weiß nicht, was ich darauf geantwortet habe.

„Wirst dich fürchten vor mir," sagte er dann langsam und ruhig, „aber wenn du Brot oder ein Stück Käse magst,

so kann ich dir damit aufwarten. Du gehst wohl auf die Alpe oder kommst gar schon zurück?"

Ich sagte, daß ich erst hinauf wolle. Hierauf sprach er den Wunsch aus, daß ich mit in sein Haus kommen möge, weil ohnehin so selten Jemand käme, dem er etwas Gutes thun könne.

Ich folgte ihm durch das Wäldchen gegen die Felswand und dachte bei mir: Wie das wohl zusammenhängen mag!

An der Felswand lehnte eine Reihe von Brettern und breiten Baumrinden, deren Fugen durch Moos und Erde verdeckt waren. Ueber dieselben lag in schiefer Richtung ein glatter Baumstamm, welcher die Bretter und Rinden zusammenhielt.

Wir nahten diesem seltsamen Bau; mein Gefährte schlüpfte durch eine enge, dunkle Oeffnung an der Seite und winkte mir, daß ich ihm nachkomme.

Weiß Gott, da gehe ich nicht hinein, dachte ich und wollte umkehren.

„Wenn du ein Hasenfuß bist, kriegst auch kein Brot," rief der Mann heraus, „gar lustig ist's freilich nicht bei mir, aber gefressen wird man auch nicht."

Ich schämte mich meiner Furcht und schlüpfte sofort durch die Oeffnung.

Anfangs war es ganz finster, so daß mich der Mann führen mußte. Wir gingen einige Schritte vorwärts, bis er mich mit seiner kalten Hand auf einen Stein niederdrückte, damit ich raste. Dann schob er an der Bretterwand eine Baumrinde seitwärts, daß das Tageslicht hereinfiel.

Jetzt sah ich, was um mich war. Ich saß in einer Felsenhöhle von der Größe einer mittleren Bauernstube; die Wand war rauh und bildete an einigen Stellen Nischen, in welchen

verschiedene Geräthe standen. Der Fußboden war mit grünen Tannenästen belegt. Neben mir lag auf zwei Steinen ein Brett als Tisch. Diesem gegenüber an der Wand war der Boden mit Kieselsteinen belegt und weiter abseits war eine Feuerstelle, an welcher ein zugedeckter Hafen stand.

Mir gegenüber in einer räucherigen Nische befand sich eine rohe Holzschnitzerei, an der nicht auszunehmen war, was sie vorstellen sollte.

„So, das ist mein Haus, Vetter," sagte der Mann.

„Mag gar nicht so unwohnlich sein, aber wo schlaft Ihr denn?"

„Da," antwortete er und wies auf die Kieselsteine.

„Auf den Steinen hier?"

Der Mann legte mir Käse und Brot auf das Brett: „G'segn dir's Gott!"

Ich holte mein Taschenmesser hervor und aß Brot und Käse. Ich glaub', ich hab' Hunger gehabt — schnitt recht wacker drein und mein Wirth sah mir zu und lächelte ein wenig. Er hatte seine Binsenkappe abgenommen und da sah ich, daß er sehr viele graue Haare hatte.

Als er mir so zusah, sagte er plötzlich: „'s thut Einem doch gut, wenn so ein Mensch kommt, dem man was geben kann; — bist gerade so groß, wie mein Bruder Jakob war. Lebst leicht irgendwo da draußen in der Ebene?"

Ich entgegnete, daß ich von der fernen Hauptstadt käme. Er stutzte Anfangs und warf einen unsicheren Blick auf mich, dann sagte er: „Reden sie noch von mir? — Wirst es nicht wissen, aber geschlagen haben sie mich, das muß ich dir sagen. Will dir's schon noch zeigen an meinem Rücken, wie mir die Hautlappen herabgehangen sind."

Plötzlich blickte der Mann auf ein weißes Steinchen am

Boden, auf welches durch eine schmale Bretterfuge gerade ein Sonnenstrahl fiel.

„Jetzt ist's schon Mittag," bemerkte er, „in Zell werden sie zum englischen Gruß läuten, und wenn du gegessen hast, so wollen wir beten."

Darauf falteten wir die Hände und beteten: „Der Engel des Herrn bracht' Maria die Botschaft, daß sie empfangen vom heiligen Geist. Gegrüst seist du, Maria! —"

Es war mir wunderlich zu Muthe, als ich so dastand neben dem halbwilden Mann und betete, und erst gar, als er plötzlich vor mir auf das Knie fiel, die Hände gegen die Schnitzerei in der Nische aufhob und laut, wie im Klagetone, ausrief: „Gegrüßt seist du, Maria!"

„Was habt ihr da?" frug ich nach dem Gebete, „und was wollt ihr mit diesem Stück Holz?"

„Sei still, das ist die Mutter Gottes!" unterwies er mich, „weißt du, in hundert Jahren wird hier eine große Kirche stehen und auf dem Hochaltar wird dieses heilige Bild thronen, gekleidet in Gold und Silber. Dann werden sie Alle, die da draußen in den Ländern und Städten gesündigt haben, kommen, und Hunderttausende werden an diesem Bilde knien und beten: Gegrüst seist du, Maria!"

Der Mann lag auf dem Angesicht und bebte.

Unglücklicher Greis, dachte ich mir, jetzt weiß ich, woran ich mit dir bin.

Ich nahm meinen Stock und wollte mich fortmachen, aber da sah er mich starr an und sagte: „Schon gehen willst du? Ich hab' gemeint, du bliebst eine Zeit bei mir. Allein und immer allein, das ist wohl schwer!"

Lass' die Alpe mit ihrer Fernsicht; hier erschließt sich dir ein anderer Blick — zutiefst in ein Menschenherz!

„Ja, Alter, ich bleib' bei euch, bis die Sonne sich neigt; ich liebe die Menschen, die grau geworden sind und viel gelitten haben. Ihr habt wohl auch viel gelitten — müßt mir davon erzählen."

„Was soll ich dir denn erzählen, Vetter? was ich weiß, das siehst du gleich — vor zwanzig Jahren war's völlig so wie heute, nur war dieses Brot nicht da und du auch nicht. Und jetzt ess' ich mein Mittagsmahl: das haben mir die Engel vom Himmel gebracht, ich hab' es nur holen dürfen im Walde."

Der Greis nahm den Hafen von der Feuerstelle, griff nach einem halbzerkauten Holzlöffel, der in einer Nische lag und begann zu essen. Im Hafen befanden sich gekochte Schwämme.

Nach dem Essen nahm er wieder seinen knorrigen Stab und führte mich aus der Höhle.

„Erzählen, meinst du, soll ich dir was?" sagte er dann langsam, als wir gegen die Quelle schritten, „ja ja, geh' nur hinein in deine Stadt und sag' es ihnen, die mich gegeißelt haben — der Mathias lebt noch und der alte Gott auch!"

Später setzte er sich auf einen Stein neben der Quelle und sprach: „Wenn ich dir was erzählen soll, Vetter, so kann es nur hier beim kalten Wasser geschehen, damit ich mir allweg die Stirne benetze, es steigt mir das Blut so zu Kopf. Das Hirn ist auch ein wenig schwach — dem Mathias ist's sein Lebtag bitter gegangen. Du schaust mich an, gelt, ich bin ganz anders, als sonst die Menschen aussehen? Aber ich bin doch ein Mensch, da drinnen bin ich's noch, da drinnen! — Alt bin ich wohl auch schon; der Köhler da unten sagt, seit der großen Kriegszeit sei's schon mehr, als zwanzig Jahre — ist das wohl wahr? Ja, schau einmal, und zu derselben

Zeit bin ich so ein Bursch gewesen, wie du jetzt — 's hat mir just der Bart zu wachsen angefangen!

Jetzt hielt der Mann die hohle Hand zur Quelle und fuhr sich dann über die Stirne, daß die hellen Tropfen über sein Gesicht herabrannen.

„Bin der Sohn vom Riedenhofer aus der Thulnau," fuhr der Greis fort. „War einmal ein glücklicher Junge, hab' eine gute Mutter und einen reichen Vater gehabt. Der Vater hat auf meinen Mund gesehen und auf meine Hände, daß ich was arbeite; aber die Mutter hat mir in's Herz gesehen. Sie hat mir oft die Haare aus den Augen gewischt, mich auf die Stirne geküßt und gesagt: Der Junge muß was lernen, 's wird ein Pfarrer aus ihm. Aber der Vater hat gesagt: Hat mir noch nicht fünf Groschen in's Haus bracht, der Knirps und jetzt sollt' ich tausend Gulden für ihn ausgeben? Ist nichts, der Mathias bleibt daheim und arbeitet! Wer weiß, was noch geschehen wäre, Vetter, aber die Mutter ist mir halt zu früh gestorben. Trotzdem sind noch schöne glückliche Zeiten gewesen; mein Gott, wo ist der Mensch, der in seinen Jugendjahren nicht freudig ist! Einen jüngern Bruder hab ich gehabt mit dem bin ich an den Sonntagen nach der Kirche in Wald und Feld herumgegangen und habe Alles wunderbar gefunden, was um uns und in unserem Thale war. Nur Ein Gedanke ist es gewesen, der mir meine Jugendträume getrübt hat, der Gedanke an das Soldatenleben. — Da mußt du fort in das fremde Land hinaus, mußt viel hungern und dürsten; bei Tag mußt du exerciren und dich treten lassen, wie ein Wurm, und in der Nacht mußt du vor dem Thore deiner wilden Vorgesetzten Wache stehen in Kälte und Sturm. Dann mußt du wandern in schwerer Rüstung tag- und wochenlang auf heißen, staubigen Straßen oder in wüsten

Moorgründen oder auf trostlosen Schneesteppen mit erfrornen Gliedern. Und wenn du endlich in ein Dorf kommst, so mußt du die Hütten berauben, daß du nicht Hungers stirbst, und wenn du in Städte kommst, in denen du ausruhen möchtest, so mußt du sie anzünden und wenn sich die Menschen wehren um ihr Gut, um Vater und Mutter, um Weib und Kind, um ihr eigen Dasein, so mußt du sie niederstechen, wie einen Hund, bis endlich — Gott Lob! — dich selbst die Kugel trifft.*) — Muß mir ein wenig die Stirne netzen, jetzt." —

„Ja, so haben sie's erzählt, Vetter, als ich noch so ein kleiner Bub' war daheim bei meinem Vater. Und daran habe ich tagelang gedacht, hab' halbe Nächte lang' gebetet: Maria, Mutter Gottes, ich opfere dir auf Leib' und Seel', laß mich nur nicht Soldat werden! Und so bin ich älter und größer geworden und die Zeit ist herangekommen. Da bin ich einmal im Kornschnitt auf dem Felde vor meinem Vater niedergekniet und hab' ihn gebeten: Vater, ich will für dich hausen und bauen mein Lebelang, nur kauf' mich los vom Soldatenleben! Verzeih' ihm's Gott, mein Vater hat eine handvoll Geld lieber gehabt, als seinen Sohn. Heiraten magst meinetwegen, hat er gesagt, dann bist du auch frei vom Militär. Und da ist eine junge Häuslerin gewesen, die hab' ich geheiratet aus Angst vor dem Soldatenleben. Mein Weib war so alt wie ich, und ich hab' es lieb gehabt, weil es mich gerettet hat vom Militär. Höre nur weiter, Vetter: Jetzt ist die Stellung gekommen und da haben sie mir eine Vorladung geschickt, weil ein Häusler keine Befreiung habe. Da hab' ich verflucht Vater und Weib, Gott und mich selbst, aber gegangen bin ich nicht. So verflossen Tage und Wochen und ich dachte, es wird gut sein".

---

*) Diese Ansicht vom Soldatenleben findet man im Landvolke noch ziemlich häufig.

Der Mann netzte sich wieder die Stirne, dann fuhr er fort: „'s ist an einem stürmischen Winterabend, — schaut mein jüngerer Bruder zum Fenster hinaus und schreit: Mathias, versteck' dich geschwind, die Fanger sind da! — Gottes Kreuz! denk' ich mir, die Fanger! Jetzt helf' mir die heilige Maria, wo geh' ich doch nur geschwind hin? — Verkriech' dich zwischen die Dächer hinauf! raunt mir mein Bruder zu, und ich eil' auf den Dachboden, schieb' von der Verschalung ein Brett seitwärts und zwäng' mich so zwischen das Schal- und Strohdach hinein; findet mich kein Mensch, denk' ich und bin ruhig. Da hör' ich sie schon schreien unten in der Stub', wo ich bin? — Bin nicht zu Haus. — Wollen warten! — Komm erst in drei Wochen heim, bin übers Gebirg zur Base. — Wär' erlogen! Die Gerichtsdiener nehmen eine Hausuntersuchung vor. Sie kehren das Unterste zu oberst; sie stechen mit ihren Spießen in die Betten, in's Stroh, in's Heu — bin nirgends! Jetzt hör' ich gar, wie sie meinen Bruder herumzerren. Sie setzen ihm das Messer an die Brust: Wo ist er, der Hund? sag' es, oder wir stechen dich nieder! — Ich will aufschreien, aber der Junge sagt trotzig: So stecht mich nieder! Eine Dachlatte hätte ich mögen herausreißen und den Schelmen damit die Köpfe zerschmettern. Aber endlich wird es still. Meinen Bruder hör' ich draußen in der Stallung und mein Weib schreit in der Küche: Geh' nur her, Mathias, sie sind schon fort! — Das dank' ich der Mutter Gottes zu Zell, denk' ich und kriech' hervor. Und wie ich in die Küche komm' und meinem Weib die Hand gib, da — —. Wie wird doch mein Kopf allweg so heiß!" — Nachdem der Greis sich wieder gelabt hatte, sagte er: „— stürzen hinter der Thür zwei Kerle hervor, reißen mich nach rückwärts, binden mir die Hände und schleppen mich fort in der Nacht, wie einen Spitzbuben! —"

„Und wie war es weiter?" frug ich, als der Mann eine Zeit lang schwieg.

„Weiter? Nichts war's weiter. Zwei Zähn' hab' ich mir ausgebissen unterwegs. Vetter, die Schmach, wenn sie Einen gebunden forttreiben wie einen Schelm — kennst du sie? — Junge, du hast noch keine böse Stund' gehabt. Geschworen hab' ich's bei Ehr und Seligkeit, daß ich willig mitgeh', wenn sie mir die Hände loslassen; mit Füßen getreten haben sie mich, die Schergen! — Ist recht, denk' ich mir, sobald ich ein Gewehr hab', schieß ich euch nieder! —

Aber 's ist noch besser gekommen, Vetter; da haben sie mich in der Stadt durch zwei lange Reihen Soldaten getrieben — Spießruthenlaufen heißt das Ding, wirst es wohl schon gesehen haben; warst gar dabei, als die Stadleut' über die Planke gegafft und gelacht haben, wie mir die Hautlappen über den Rücken gehangen sind? — nein, 's ist schon lange her; sind auch wieder vernarbt, die Löcher, die sie mir geschlagen; nur da drinnen, da wollen sie nicht vernarben, — jeder Streich ist mir tief ins Herz gegangen. Da schlagen sie dich, weil du daheimbleiben und hausen und bauen hast wollen in deinem Land! — Und wenn dich gar dein Weib verrathen hat — dein eigen Weib . . ."

Der Mann goß mit der hohlen Hand Wasser in das Gesicht, daß die hellen Tropfen durch den Bart niederrieselten. Ob sie wohl alle aus der Quelle waren, diese Tropfen, ob nicht auch salzige darunter gewesen sind?

„Erzählt mir, wie ist es dann geworden?" bat ich.

„Anders ist's geworden," sagte er. „Kaum geheilt, bin ich fort mitten in der Nacht, bin heim und hab ihr die Narben zeigen wollen — war dir die Schlange nicht mehr da; über die Alpen ist sie hinüber ins Oesterreicherland. Hab dem

Vater die Narben zeigen wollen, hab's bleiben lassen, bin gar nicht zu ihm gegangen. Wenn dich dein eigen Weib verräth, so traust du keinem Menschen mehr in der Welt! Nicht einmal meinen Bruder hab ich sehen mögen — Niemanden! schau, — sag mir, wie das ist, und doch hätt ich nicht fort sein mögen von meinem Heimatland!" —

„So bin ich," erzählte der Alpeneinsiedler weiter, „da herauf in die Wildniß, hab' mir das Haus gebaut und hab' gelebt von Kräutern und Waldbeeren und vom Fleische der Thiere, die ich in Schlingen gefangen hatte. Mit einem alten Köhler da unten bin ich bekannt gewesen, und der hat mir eines und das andere, was man doch so braucht, zukommen lassen. Auch Gebete hat er mir gebracht von Zell heraus und ein hochgeweihtes Amulet, weil ich gar so viel Anfechtungen gehabt hab'. Stundenlang hat der Köhler oft mit mir gewacht und gebetet, aber verrathen hat er mich nicht; er ist auch ein Flüchtling gewesen in seinen jungen Jahren. Lang' haben sie mich gesucht da draußen, weil der große Krieg gewesen ist, weißt du! — oft werden die Fanger meinen Bruder das Messer noch an die Brust gesetzt haben ... Endlich ist aber doch Alles still geworden und in der Thulnau haben sie mich wohl Alle für todt gehalten. Mein Vater mag auch vergessen haben auf mich — sag' Vetter, ist eine handvoll Geld nicht allweg mehr werth, als so ein Sohn? Ist recht, die Zeit ist vergangen; ich hab' da gelebt als Einsiedler und die Engel haben mir die Speis' vom Himmel bracht, und jeden Samstag ist die Mutter Gottes zu mir kommen ..."

Plötzlich brach der Alte ab und schüttete sich mit einer sonderbaren Hast ein Rindengefäß voll Wasser über den Kopf.

Später blickte er mich wieder ruhig an und sagte langsam: „Der Köhler hat ein Buch, da steht die Geschichte von

den Wiedergetauften drin. Schau, Vetter, ich bin auch so ein Wiedergetaufter. Da hab' ich immer Anfechtungen und meine, ich bin ein heiliger Mann und die Mutter Gottes hat mich auserwählt, daß ich hier eine Kirche baue. Oh, das sagt mir nur der böse Feind, daß ich eitel und hochmüthig werden soll; dem heiligen Antonius hat er's auch so gemacht. Aber ich bin ein armer Sünder und wenn die Anfechtung kommt, so übergieße ich mich mit Wasser und es ist wieder gut. Ich mein', es gibt nur ein einzig' Mittel, daß ich selig werde, mein Bruder hätt' es gewiß gehabt; und du siehst fast so aus, wie mein Bruder, — Vetter, wenn ich wüßte, so möchte ich dich bitten!"

„Lieber alter Mann, und wie habt ihr denn sonst gelebt, diese lange Zeit her?" frug ich.

Da setzte er sich in das Moos, lehnte sich an einen Stein und sagte: „Jetzt wird's wieder ruhig und jetzt kann ich dir meinen Lebenslauf ganz auserzählen. — Wo bin ich denn stehen blieben? ja, daß sie mich für todt gehalten haben. — Da ist einmal, gerade, wo du heute herabgestiegen bist, ein Jäger herabgekommen, hat hier getrunken, hat mein Haus und mich angesehen und hat es gesagt draußen in der Thulnau. Darauf sind meine Verwandten gekommen, ist auch mein alter Vater gekommen und die haben mich wollen fortschleppen hinaus in das Land. Geht nur wieder, hab' ich gesagt, und ich kenn' euch nicht und ich mag nichts mehr wissen von der falschen Welt; ich will als Einsiedler da in der Wildniß leben und sterben. Dann hab' ich noch nach meinem Weib gefragt und nach meinem Bruder; sagt mir mein Vater: Dein Weib, Mathias, ist unschuldig; die Fanger haben einen Feuerbrand vom Herd gerissen und haben mit dem Hausanzünden gedroht, wenn sie nicht schreie: Geh' nur her, sie

sind schon fort. Und wenn Alles niederbrennt, so erwischen sie ihn doch oder er geht im Feuer zu Grund, hat sie gedacht, und hat geschrien. Sie hätt' sich kreuzigen mögen deswegen, und, weil wir geglaubt, sie haben dich erschlagen, so ist sie aus Gram fort ins Oesterreicherland. — Und dein Bruder — hat der Vater weiter erzählt — ist Soldat geworden und ist weit drin im Wälschland. Er hat oft über dich geschrieben und hat gemeint, er werde dich draußen in der Welt irgendwo finden. Vor ein paar Wochen sind bei uns Soldaten durchgezogen und die haben den Jakob gesehen, er soll ein goldenes Kreuz und ein Sternlein auf der Brust tragen. — Das hat mir am selben Tag mein Vater so erzählt und heut' weiß ich schon mehr von meinem Bruder. Er ist so einer von den Obersten geworden und er schreibt, er geh' nicht mehr weg von den Soldaten. Die Leut', hör' ich, reden viel von ihm und sagen, er habe seinem Heimatland große Ehr' gemacht. Sehen möcht' ich ihn schon noch einmal, meinen Bruder."

„Und wenn er nun einmal käme zu Euch und sagte: Sei gegrüßt, Mathias, ich seh' dich wieder. Schau, ich bin der, dem sie das Messer an die Brust gesetzt haben wegen dir und später wegen des Vaterlandes und ich hab' euch geliebt und nicht verrathen. Aber jetzt bin ich wieder daheim und ich bitte dich, daß du mit mir hinabgehst in unser Vaterhaus und dich mit uns wieder erfreust, wie einst in den heiteren Tagen der Kindheit. — Mathias, was thätet ihr dazu sagen?"

Als ich so gesprochen hatte, fiel der Mann auf sein Knie, und, die Hände hoch gegen die Felswand erhoben, rief er aus: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Dann verbarg er sein Antlitz in das Moos und bebte am ganzen Körper.

Endlich tauchte er seine Hand wieder in die Quelle und benetzte seine Stirne. —

Die Sonne war hinter die Felsen gesunken, nur die höchsten Kronen des Urwäldchens waren noch golden.

„Sie haben mir Geräthe heraufgestellt," begann der Arme nach einer Zeit wieder, „und in jeder Woche kommt ein Bote mit Nahrung und Kleidung aus der Thulnau — mag nichts davon; nur was ich für den hungernden Fremdling brauche, der sich in mein Haus verirrt, behalt' ich, das Andere schick ich Alles wieder hinab. — Alles ist falsch hienieden, Alles ist Nacht, nur dort oben ist Licht und ewige Wahrheit. Meine Stunde ist gekommen, ich gehe zu Jesus und Maria. Nur Eines bitte ich dich, Vetter, und wenn du der Rechte bist und bist so rein, wie mein Bruder, so wirst es thun, wirst mich erlösen: taufe mich!"

„Armer Mann," entgegnete ich tief erschüttert, „ihr seid krank; kommt mit hinab zu den Menschen und in das Haus, wo ihr geboren worden, wo euere Mutter gewaltet und euch geliebt hat — dort ist Erlösung; und wenn euch euer greiser Vater die Hände auf das Haupt legt und die Thräne des Vatersegens auf euch fällt, das ist die Taufe!"

„Weh', weh', du bist die Versuchung!" rief der Mann mit dumpfer Stimme. Dann erhob er sich, tappte nach seinem knorrigen Stab und ohne sich noch einmal nach mir umzusehen, wandelte er langsam und gesenkten Hauptes seiner Höhle zu.

Ich blickte ihm nach, bis er im Schatten des Waldes verschwand. Und als ich ihn nicht mehr sah, netzte auch ich meinen Kopf mit Quellwasser und eilte die Schlucht hinaus und wieder den schmalen Steig hinan, auf dem ich niedergeklettert war. Und endlich stieg ich abwärts über Hänge und

Heideland, durch Wald und Geschläge, der Köhlerhütte zu. — —

Tief erschütternd ist es, wenn man in stolzer, sprudelnder Jugendlust lichten Alpenhöhen zujagt, um jubelnd die Herrlichkeiten der Natur zu erblicken — und man starrt plötzlich in die dunkeln Gründe eines verlorenen Lebens!

Zum Schluss eine Mähr'

meinem Volk zu Preis und Ehr'!

Der Steinwald Sepp war der reichste Mann im Dorfe. Er besaß einen großen Bauernhof, die fruchtbarsten Aecker und Wiesen weit und breit und ein steinhartes Herz. Es geht die Sage, daß sein Herz seiner Zeit Wohlthaten gethan habe, aber daß es steinhart war, davon wußten seine Nachbarn und Andere zu erzählen. Seine Nachbarn waren arme Häusler und arbeiteten im Steinbruch oder im Bergwerk. Die Lustigsten und Leichtsinnigsten unter ihnen litten zu Zeiten Hunger und kamen dann zum Steinwald Sepp, um ihn um ein Anlehen zu bitten. Der Steinwald Sepp aber sagte: „Ich will in Fried' und Freundschaft leben mit meiner Nachbarschaft," und lieh ihnen nichts. Und wenn doch Einer in wahre Noth kam, so schenkte er diesem etwas, spähte aber mit Argusaugen, ob sein Geschenk wohl auch zum Rechten verwendet werde.

Wenn ein zerlumpter, verkommener Fremder an Sepp's Thür klopfte, so öffnete sie dieser und sagte: „Helf' euch Gott, wendet euch an euere Gemeinde, diese wird sich der Ihrigen schon annehmen."

Oder wenn ein Ordensbruder ins Haus kam und um Unterstützung für ein Kloster, für einen Dombau oder um

einen Peterspfennig bat, so hieß ihn der Steinwald Sepp freundlich niedersitzen, legte ihm einen weißen Laib Brot vor: „Nehmt euch ein Stück, Hochwürden, nehmt, mich freut's; — ein recht großes Stück, Hochwürden, daß ihr nicht umsonst zu mir heraufgekommen seid."

Sonst sagte er nichts und er gab auch nichts für das Kloster, für den Dombau und für den heiligen Vater. —

Nach all dem war der reiche Mann als Geizfilz bekannt.

Der Steinwald Sepp zählte sein Hab nach Tausenden, trotzdem konnte er um einen Groschen in Hitze und Schweiß gerathen und jede handbreit Erde seiner Besitzungen sollte ihm nutzbar sein. Da war aber zwischen seinem Haus und dem Dorfe eine Stelle, die ihm nicht nutzbar sein wollte. Hier ragten zwischen dem braunen Moos nur graue Steine hervor und die wenigen Grashalme, die sich auf der kleinen Heide herauszudrängen versuchten, trat die lockere Jugend des Dorfes in den Boden zurück. Der Steinanger diente zum Spielplatz für die Kinder. Diese tummelten sich aber auch wacker darauf herum und spielten Steinklopfer und Bergmänner; zum Arbeiten selbst waren sie noch viel zu schwach. Sie lagen sich auch oft in den Haaren, warfen den Nachbaren die Fenster ein und fürchteten sich vor Geistern. — Die werden jetzt aufwachsen und arbeiten und Hunger leiden; dann werden sie selbstsüchtig werden und einander betrügen und zu Grunde richten; dann werden sie fortgeführt und fortgetragen in große, graue Gebäude; — auf der Heide fangen sie an und in Zucht- und Siechenhäusern hören sie auf. — Solche Gedanken hatte der Steinwald Sepp, wenn er von seiner Stube auf den Steinanger und auf die Kinder hinaussah.

Dann sagte er einmal zu seinen Nachbaren: „Glaubt ihr

denn, daß nichts wüchse da draußen auf diesen Steinen? 's ist Schade, wenn der Anger so wüst daliegt und ihr werdet sehen, ich bau' etwas an d'rauf.

Da lachten die Nachbarn und das ganze Dorf lachte und sagte: „Unser Geizfilz will auch die Steine zu Geld und Brot machen, aber da wird sich der Alte schön verbeißen; nur daß er den armen Kindern den Spielplatz verdirbt!"

Allein der Steinwald Sepp wußte, was er wollte. „Heuer noch," rief er, „will ich auf diesem Anger säen, und heuer wird es noch aufwachsen — bis aber die Frucht reif wird, liegen wir schon in den Gruben; ernten werden unsere Kinder nach vierzig Jahren!"

Da sagten die Leute zu einander: „'s ist Schad' um den Alten, er hat den Verstand verloren; das ist die Strafe für seinen Geiz!"

Dann gingen sie wieder in ihre Steinschlägereien und in ihre Bergwerke und rangen wieder wochenlang mit dem Hunger und mit dem Tod, und gruben ihr spärliches Brot aus den Steinen und aus den finsteren Grüften der Erde. Aber als sie wieder heimkamen ins Dorf, da stand auf dem Anger zwischen dem Steinwaldhofe und dem Dorfe ein schönes, geräumiges Haus und der Baumeister auf dem Dachgiebel schwang just das Glas auf das Wohl der Gemeinde und der Schuljugend und warf es dann nieder auf die Steine, daß es in tausend Scherben zerschellte.

Und das Haus war ein Schulhaus und im Schulhaus lag ein reicher Fondbrief für den Lehrer und für das Fortbestehen der Anstalt, und neben dem Fondbrief lag die Schenkungsurkunde: Die Schule gehört der Gemeinde, dafür ist diese verpflichtet, ihre Kinder von deren sechsten bis zwölften Jahr unterrichten zu lassen, und wer es nicht thut, dem ver-

fällt das Anrecht am Schulhause und am Fonde! — So stand es in der Urkunde und das war der Anbau des reichen Geizhälses.

Das Schulhaus steht auf dem festen Grund des Steinangers, wo früher der Spielplatz war, und es wird fleißig besucht. Die Jungen liegen sich nicht mehr so derb in den Haaren und werfen auch kein Fenster mehr ein. Der Steinwald Sepp lebt noch und harret der Ernte, doch die vierzig Jahre sind noch lange nicht vorüber.

Wenn sie aber vorüber und wir noch Alle zusammen sind in diesem herrlichen Lande, so werde ich wieder schreiben ein Buch vom steirischen Volke, und das lass' ich dann drucken mit goldenen Lettern.

Druckerei der „Leykam“ in Graz.

Schriften in obersteierischer Mundart von P. K. Rosegger, im Verlage des „Leykam" in Graz.

Zither und Hackbrett.

Gedichte in obersteierischer Mundart, mit einem Vorworte von **Robert Hamerling.** Preis 1 fl. ö. W.

Robert Hamerling schreibt über Zither und Hackbrett: Ich habe die Lieder meines jüngeren Sangesbruders aus den steierischen Bergen mit Sympathie und Freude durchgelesen und glaube es rechtfertigen zu können, wenn ich in dieser meiner Herzensfreude das Liederbüchlein des jungen Freundes in die Oeffentlichkeit einführe. Es ist undenkbar, daß nicht jeder Leser in dieser Sammlung auf Lieder stoße, die ihm zu den frischesten und lieblichsten Blüten volksthümlicher Alpenlandespoesie zu gehören scheinen. — **Anastasius Grün** sagt über Rosegger: Der Entwicklung dieses schönen Talentes seit dessen erstem Auftauchen in der Oeffentlichkeit mit aufrichtiger Theilnahme folgend, begrüße ich mit inniger Freude die reichere Entfaltung und künstlerische Klärung, welche dasselbe unbeschadet seines frischen und ursprünglichen Gemüthsbornes durch dessen seitherige Bildung erfahren hat und wovon „Zither und Hackbrett" ein so sprechendes, liebenswürdiges und poesievolles Zeugniß abgibt. — **Schuselka schreibt in der „Reform":** Rosegger ist durch und durch ein echter Dichter, und weitaus die Mehrzahl seiner Lieder gibt Zeugniß von der wahren Weihe des Genius der Poesie. Es sind in „Zither und Hackbrett" Gedichte, bei deren Lesung man geradezu vor Freude aufjauchzen muß. So ist es nicht nur uns selbst ergangen, sondern auch Solchen, welche sonst für derartige lyrische Poesie wenig Empfänglichkeit haben. — **Die Triester Zeitung:** Das ist ein frischer Kranz köstlicher Alpenblumen, wie sie nur gedeihen können auf lichter Bergeshöhe und in gesunder, freier Gotteslust. Zu eigenthümlich empfunden, zu reflexirend, um in wirklichem Sinne Volkslieder zu sein, quellen diese Gedichte doch aus dem reichen Born eines unverfälschten Dichtergemüthes und springen mit einem lustigen Satz über manch tiefes Problem des Lebens hinweg, an welchem die, von des Gedankens Blässe angekränkelte Zeit sich müde grübelt, oder lösen es mit der sinnigen Einfalt einer gesunden Menschennatur. Der Pulsschlag des gesunden Menschenlebens ist es, der uns wohlthuend in diesen Liedern entgegenklopft, manchmal sinnlich und derb, aber dafür ohne falsche Prüderie, gemüthstief, ohne kokette Aufdringlichkeit, religiös, ohne heuchlerische Frömmelei. — **Oelschläger in „Europa":** Die besten Dialektdichter waren überall diejenigen, welche wohl mit dem Kopf über das Volk hinausragen, aber mit dem Herzen in dasselbe festgewachsen waren. Zu diesen gehört auch Rosegger. Daß er trotz aller verlockenden Winke der hochdeutschen Lyrik, dem Volksliede seiner Heimathsprache nicht untreu geworden, ist ein Gewinn, für die Dialektpoesie, die in ihm einen ihrer besten Vertreter gefunden hat.

Tannenharz und Fichtennadeln.

Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteierischer Mundart.
Preis 1 fl. 20 kr. ö. W.

Ueber dieses Buch sagt **Robert Hamerling** in der Grazer **Tagespost:** Durch dieses neue Werkchen beweist R. daß er nicht blos eine originelle, lyrische Ader, sondern eine ebenso ursprüngliche, quantitativ noch ergiebigere Ader als Prosaist, Erzähler, Humorist besitzt, eine Ader, die sich

in mannigfachster Weise ausbeuten läßt, und den Steirer befähigt, das Interesse des Publikums beständig für sich wach zu erhalten. — Das Originellste und Gemüthvollste in dem ganzen Büchlein ist das kleine Lebensbildchen „d' Schwoagerin und die Kua". Trotz des ländlichen Stallduftes, den dieser Titel um sich verbreitet, wage ich zu behaupten daß, wenn die Griechenseele eines Theokrit im steierischen Oberlande zur Verkörperung gelangt wäre, sie kein hübscheres Idyllchen, als dieses, producirt haben könnte. Heitere Spiegelbilder des ländlichen Treibens schliessen sich an, wechselnd mit originellen Landschaften und Naturbildern, die sich zum Theil in sinnreichen Allegorien und Personificationen entwickeln. — Eine ganz eigene Art hat sich der Autor geschaffen in der parodistischen derb realistischen lebensfrischen Wiedergabe griechisch-mythologischer und biblischer Erzählungen. — **Die Neue freie Presse:** Für Personen welche mit dem steierischen Dialekt vertraut sind, und des Verfassers köstlichen Humor, sein Gemüth und seinen derben Witz, welcher in diesen Geschichten und Schwänken liegt, verstehen können, ist das Buch ein wahrer Schatz, sowohl an Lebensanschauung als wie an Schärfe der Charakteristik des Landvolkes. — **Der Mährische Correspondent:** Was wir an R. bei Besprechung seines „Zither und Hackbrett" bereits rühmlichst hervorgehoben haben daß er den echten Volkston trifft und seine Geschichten sich nicht lesen, als ob er sie selbst erfunden, nein, als ob er sie dem Volke abgelauscht hätte, das findet sich auch in seinen „Tannenharz und Fichtennadeln"; dazu ein überaus gemüthlicher steierischer Zug, welcher dieser Sammlung einen besonderen Werth verleiht. — **Die „Bohemia":** Dieses Buch muthet den Leser in der That wie Waldduft und Alpenluft an. Nicht blos die Mundart ist obersteirisch, der ganze Ton, das ganze Wesen des Buches ist echt unverkünstelter Volksnatur. In ihrer urwüchsigen Denkungsart, in ihrer, bald zartpoetischen, bald grobsinnigen Anschauungsweise, mit ihren Sitten und Unsitten treten die Obersteirer in diesen Erzählungen, Schwänken und Liedern vor uns, wie sie leiben und leben, denken und sprechen, scherzen und singen, frömmeln und sündigen, bei allem leisen Anhauch von Idealisirung so wahr und naturgetreu, daß wir die Enns, die Mur, die uns der Dichter so wundersam schildert, rauschen zu hören und schäumen zu sehen vermeinen. So freundlich „Zither und Hackbrett" bei seinem Erscheinen begrüßt wurde, und ein so warmes und poetisches Gemüth, eine so sinnige Dichternatur aus demselben sprach, so glauben wir doch die Skizzen und Geschichten in „Tannenharz und Fichtennadeln" unbedingt höher stellen zu müssen und somit einen bedeutenden Fortschritt des Dichters konstatiren zu können. Rosegger hat das Zeug in sich, der Berthold Auerbach von Obersteier zu werden. — **Die „Kölnische Zeitung":** Auch in diesem Werkchen sehen wir die Beobachtung bestätigt, daß die oberdeutschen Volksdichter in der schriftlichen Darstellung ihrer Mundart und Volkstypen die Grenzen der Natürlichkeit und wahren Volksthümlichkeit weit besser inne zu halten wissen, als viele ihrer norddeutschen Kollegen, welche mehr von dem modernen, städtischen gebildeten Wesen angefressen sind. — **Die „Allgemeine Familienzeitung":** Dieses neue, anspruchslose, aber höchst aufmuntende Werkchen von R. ist ebenso heiter und wird in Prosa wie in Versen, denen das Gewand der Dialektik nichts von ihrer Naturfrische, ihrer reizenden Gemüthlichkeit, ihrem anziehenden Humor raubt. Unter den Prosaaufsätzen sind manche, die als treueste Daguerreotypen oder Photografien aus dem obersteierischen Volksleben sich mit dem Besten messen dürfen was unsere Literatur gerade im Bereiche solcher realistischen, stilvollen und doch naiven Genremalerei besitzt. — In vielen Dingen Kobell, Reuter und anderen Meistern ebenbürtig, ist dieses Talent naturwüchsig, frisch und originell.

In ähnlich günstiger Weise sprechen sich über Rosegger's bisher erschienenen Schriften viele andere Journale des Inn- und Auslandes aus.

